Briefe

aus den Jahren 1830 bis 1847

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Mendelssohn.
1875.

Briefe

aus den Jahren 1833 bis 1847

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Herausgegeben von

Paul Mendelssohn Bartholdy

und

Professor Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy.

Sechste vermehrte Auflage.

Leipzig,

Hermann Mendelssohn.

1875.

Das Uebersetzungsrecht bleibt vorbehalten.

Vorwort.

Die Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy haben den Zweck, welcher ihrer Herausgabe zu Grunde lag, in reichem Maaße erfüllt, und Mendelssohn auch persönlich der Welt, und zwar vor Allem den Deutschen, nahe gerückt.

Sie umfassen jedoch nur einen Abschnitt aus Mendelssohn's Jugendzeit, und es ist jetzt zulässig geworden, das damit begonnene Lebens- und Charakterbild durch Mendelssohn's eigene Worte und Schilderungen zum Abschluß zu bringen.

Dies war der bestimmende Gesichtspunkt bei der Auswahl und Sichtung der nachfolgenden Briefe. Sie schließen sich der Zeit nach unmittelbar an die Reisebriefe an und gehen bis zu Mendelssohn's Tode. Indem sie ihn somit durch die verschiedenartigsten Lebens- und Berufsverhältnisse begleiten, beanspruchen sie, wenigstens theilweise, eine andere Art von Interesse, als die einer Periode heiteren, und dabei doch bedeutungsvollen Genusses angehörenden Reisebriefe. So nehmen z. B. die Verhandlungen über Mendelssohn's Berliner Stellung einen verhältnißmäßig großen Platz ein, welcher ihnen aber angewiesen werden mußte, weil sie für Mendelssohn's Auffassung und Behandlungsweise solcher Dinge sehr

bezeichnend sind, außerdem aber Manches kennen lehren, was über das Persönliche hinausreicht, und daher noch einen andern als biographischen Werth hat.

Dagegen waren die ausführlichen Schilderungen des hohen und reinen Glückes, welches Mendelssohn in seiner engsten Häuslichkeit genossen, als ein hauptsächlich für die Familie werthvolles Gut füglich zurückzubehalten, und es sind nur einzelne, jedoch hinlänglich klar und bestimmt sich darüber aussprechende Stellen zur Veröffentlichung gewählt worden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Herausgabe aller Briefe an lebende Personen mit deren ausdrücklicher, bereitwillig ertheilter Genehmigung erfolgt.

Berlin und Heidelberg im Juni 1863.

Sachregister.

Briefe aus den Jahren 1833—1847

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Berlin, den 4. März 1833.

Seit ich im Arbeiten bin, ist mir wieder so sehr wohl zu Muthe, daß ich gern so viel als möglich drin bleibe, und alle Zeit dazu brauche, die ich nicht bei den Meinigen bin. Man empfindet es doppelt dankbar, wenn solche Zeiten wie mein letztes halbes Jahr vorüber sind; es schmeckt so wie das Ausgehn nach einer Krankheit, und am Ende ist's ja wirklich eine Krankheit, und zwar die schlimmste; diese Ungewißheit, diese Zweifel und Unstätigkeit*. Nun bin ich aber davon curirt, und wenn Du an mich denkst, so denke Dir wieder einen lustigen Musikanten, der mancherlei macht, noch viel mehr machen *will*, und Alles machen *möchte*.

Ich will sterben, wenn ich so recht deutlich verstehe, was Du mit Deiner letzten Frage und Erörterung meinst, und was ich darauf antworten soll. Die Allgemeinheit und Alles, was an's Aesthetische streift, machen mich gleich ganz betrübt und

* Mendelssohn hatte sich in der Zeit, von welcher er hier spricht, durch Freundes Rath bewogen, um die Director-Stelle der Singakademie beworben, wurde aber bekanntlich nicht gewählt.

stumm. Wie Du empfinden sollst, soll ich sagen? Du willst das Zuviel des Empfindens vom wahren Geschmack unterscheiden, und eine Pflanze könne sich auch todt blühen.

Aber es giebt kein Zuviel des Empfindens, und was man so nennt, ist immer eher ein Zuwenig. All' das Schweben und Schaukeln der Empfindung, was die Leute so gern bei Musik haben, ist kein Zuviel, denn wer empfindet, der soll so viel empfinden, als er nur immer kann, und dann womöglich noch mehr. Wenn er dran stirbt, so ist's nicht in Sünden, denn es giebt eben nichts Gewisses, als Empfundenes oder Geglaubtes, oder was Du für ein Wort dafür brauchen willst. Auch blüht sich eine Pflanze nicht krank, außer wenn man sie treibt und übertreibt, und die Krankheit ist keine rechte Blüthe mehr, wie Empfindelei keine Empfindung.

Herrn v. W. kenne ich nicht, und habe sein Buch nicht gelesen; aber es ist immer ein schlimmes Ding mit Nicht-Künstlern, die den Geschmack läutern oder zurückführen wollen. Worte können da nur verderben, und Werke allein helfen. Denn wenn nun wirklich die Leute am Heutigen Widerwillen empfinden, so haben sie noch nichts Anderes dafür, und da sollten sie's lieber gut sein lassen. Palestrina hat reformirt, als er lebte; — heute wird er es nicht mehr, ebensowenig wie S. Bach oder Luther. Die Menschen müssen kommen, die den Weg w e i t e r g e h n; — die werden die Anderen weiter führen, oder zum Alten oder Rechten zurück (was man eigentlich vorwärts nennen sollte), aber keine Bücher drüber schreiben.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Berlin, den 6. April 1833.

Meine Arbeit, an der ich in der vorigen Zeit manche Zweifel hatte, ist beendigt und hat mich wider Erwarten, jetzt wo ich sie übersehe, selbst gefreut. Ich glaube, es ist ein gutes Stück geworden, und es sei wie es wolle, so fühle ich, daß ein Fortschritt darin ist, und nur darauf kommt es an. So lange ich dies Gefühl habe, weiß ich, daß ich lebe und glücklich bin, und die Zeit des vorigen Herbstes, wo ich daran irre war, ist die bitterste, die ich mir denken kann und je erlebt habe. Ließe sich nur dies frohe Bewußtsein einpökeln und aufbewahren; — aber das ist eben so schlimm: ich weiß genau, daß ich's vergessen haben werde, wenn wieder so böse Tage kommen, und dagegen kenne ich kein Mittel, und Du wirst mir auch keins sagen können. Da ich aber jetzt eine ganze Masse Musik im Kopf brummen habe, so geht es auch wohl nicht so bald vorüber, so Gott will.

Und sonderbar fällt dies in eine sonst so tief bewegte, ernsthafte Zeit. Denn ich gehe einsamer von hier fort, als ich kam. Nur meine Nächsten, die Eltern und Geschwister,

habe ich unverändert gefunden, und das ist ein Glück, für das ich Gott gewiß nicht genug danken kann. Meine Eltern habe ich sogar noch immer ehren und lieben lernen da ich jetzt unabhängig (wie man es nennt) geworden bin, und es besser einsehen kann. Aber sonst gehen eine Menge rechts und links ab, von denen ich hoffte, sie würden immer mit mir zusammengehen, und ich kann ihnen doch darum nicht folgen, wenn ich's auch versuchen wollte.

Daß Rietz todt ist, werde ich immer tiefer beklagen, je länger ich in Berlin sein werde und je mehr ich hier vermissen muß. — X** meinte, es läge viel an mir, der ich die Menschen genau so haben wollte, wie ich sie mir dächte, und der ich zu parteiisch gegen und für sie wäre. Aber eben diese Parteilichkeit ist es, die ich so oft hier entbehre. Urtheile höre ich genug; aber wo die Wärme fehlt, da fehlt auch das rechte Urtheil, und wo sie ist, da mag sie zwar oft zum Irrthum führen, aber auch der fördert zuweilen, und man wird sich dann schwerlich in die Vorzeit flüchten, oder überhaupt flüchten, sondern sich an der Gegenwart freuen, wenn sie auch nur einen Frühling oder ein Osterfest bringen mag.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Coblenz, den 6. September 1833.

Lieber Schubring!

Als ich die Bogen zu meinem Oratorium* zu ordnen anfing und viel an die Musik dazu dachte, die ich in diesem Winter aufschreiben will, da gerieth mir der Brief, in dem Du mir Beiträge schicktest, auch in die Hände, und mir schien das Alles so gut, daß ich Dir den ganzen Text, so weit er nun ist, abschrieb und Dir hierbei übersende, mit der Bitte, ebenso wie zum Anfange damals, mir jetzt zum Ganzen Deine Bemerkungen und Zugaben zu schenken. Du wirst am Rande schon mehreres bemerkt finden, was mir noch fehlt, und wo ich Stellen aus der Bibel oder dem Gesangbuche haben möchte. Dann aber wünschte ich hauptsächlich Deine Meinung: 1) über die Form des Ganzen, namentlich über die erzählenden Theile; ob Du glaubst, daß es im Allgemeinen so bleiben könnte, indem dramatische und erzählende Vorstellung unter einander gemischt sind. Die Bach'sche Form mit dem personificirten

* Dem Paulus.

Erzählen darf ich hierbei nicht nehmen, und so scheint mir diese Mischung das Natürlichste, und nur an einigen Stellen, z. B. dem Ananias, sehr schwierig, wegen der lang zusammenhängenden Berichte. —

2) Ob Du meinst, daß kein Hauptzug der Geschichte und der Thatsachen, so wie im Charakter und den Lehren des Paulus ausgelassen oder falsch angegeben sei;

3) wo Du die Abtheilungen (1r und 2r Theil) machen würdest;

4) ob Du meinst, ich könne den Choral drin haben? Mir ist von Mehreren sehr entschieden abgeredet worden, und doch kann ich mich nicht entschließen, ihn ganz aufzugeben, denn ich denke, in jedem Oratorium aus dem Neuen Testamente müsse er von Natur sein. Bist Du nun der Meinung, so solltest Du mir alle Stellen und Lieder angeben. Du siehst, ich verlange gar viel, aber ich möchte mich erst dann recht hineinarbeiten, wenn die Musik kommen soll, und ich weiß, Du nimmst Antheil am Werke. — Willst Du mir nun alles das noch machen, so schreibe mir gleich ein paar Worte nach Berlin; ich muß nämlich übermorgen von hier auf drei oder vier Tage dorthin reisen, um meinen Vater, der mit mir in England war und dort gefährlich krank wurde, zu begleiten. Er ist Gott sei Dank ganz wieder hergestellt, aber ich habe so viel Angst in der ganzen Zeit ausgestanden, daß ich alles thun will, was ich kann, um ihn sicher wieder zu Haus zu wissen. Dann muß ich sogleich wieder umkehren, und nach Düsseldorf. Du weißt wohl schon, daß ich dort das Musikfest dirigirt und mich bei der Gelegenheit für zwei oder drei Jahre fixirt habe, um die Kirchenmusik und Singvereine, und auch wahrscheinlich ein neues Theater,

was da gegründet wird, zu dirigiren, eigentlich aber, um recht ruhig und für mich componiren zu können. Mir gefällt das Land und die Leute so prächtig, und nun soll im Winter der Paulus kommen. Auch meine neue Symphonie habe ich in England aufgeführt, und die Menschen haben sich dran gefreut, und nun werden die Hebriden gedruckt, und dann die Symphonie. Das ist alles lustig, aber ich denke, die rechten Sachen müssen erst kommen, und hoffentlich wird's so. — Das ist nun unrecht, daß ich Dir so einen halb trockenen und ganz ernsthaften Brief schreibe; aber die letztverflossene Zeit war so, und da bin ich's auch mehr geworden.

Dein

Felix M. B.

An J. Moscheles in London.

Berlin, 1833.

— — — — — — — — Glaubst Du, ich hätte die B. nicht gehört, weil sie nicht schön sei, oder weil sie so breite Aermel trägt? Es ist nicht der Grund, obwohl es allerdings auch gewisse Gesichter giebt, die nun und nimmermehr Künstler sein können, und die mir gleich so viel Kälte und Eis entgegenströmen, daß ich beim bloßen Anblick erfrieren möchte. Aber warum soll ich denn diese oder jene Variationen von Herz zum 30sten Male mit anhören? Es macht mir weniger Vergnügen wie Seiltänzer und Springer; bei denen hat man doch den barbarischen Reiz, immer zu fürchten, daß sie den Hals brechen können, und zu sehen, daß sie es doch nicht thun, aber die Clavierspringer wagen nicht einmal ihr Leben, sondern nur unsere Ohren, — da will ich keinen Theil daran haben. Hätte ich nur nicht immer das Unglück, hören zu müssen, das Publikum verlange es so; ich gehöre ja auch zum Publikum und verlange gerade das Gegentheil. Und dann spielte sie im Theater zwischen zwei Stücken, — das kann ich wieder nicht vertragen; erst geht der Vorhang auf, und ich sehe ganz Indien, und den

Paria, und Palmen und Stechpflanzen, und Mord und Todtschlag, und muß sehr weinen; dann geht der Vorhang auf, und ich sehe die B. — mit einem Pianoforte, und einem Concert aus irgend einem Moll, und muß sehr klatschen, und endlich kommt „ein Stündchen vor dem Potsdamer Thor", da soll ich lachen. Nein, das geht nicht, und das sind meine Gründe, weshalb ich Deine Schelte nicht verdiene. Ich bin zu Hause geblieben, weil ich mich auf meinem Zimmer, oder mit den Meinigen, oder im Garten, der dies Jahr wunderschön ist, am besten befinde. Willst Du mir das nicht glauben, so komm' her und sieh es Dir an; darauf muß ich immer wieder hinauskommen.

— — — — — — —

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Düsseldorf, den 26. October 1833.

Mein liebes Schwesterlein!

Meine Lebensgeschichte der letzten Wochen ist lang und lustig. Sonntag, am Tage Maximilian, war meine erste Messe; der Chor war vollgepfropft mit Sängern und Sängerinnen, die ganze Kirche mit grünen Zweigen und Teppichen aufgeputzt; der Organist quintulirte fürchterlich auf und ab; die Messe von Haydn war skandalös lustig, indeß das Ganze doch leidlich. — Darauf kam die Procession mit meinem feierlichen Marsch in Es, wo die Musiker im Baß den ersten Theil wiederholten, während die im Discant weiter spielten; das thut aber alles in der freien Luft nichts, und als ich der Procession später begegnete, hatten sie den Marsch schon so oft gespielt, daß er recht gut ging, und ich rechne mir's zur Ehre, daß die Kirmeßmusikanten für die nächste Kirmeß sich einen neuen Marsch bei mir ausgebeten haben.

Vor jenem Sonntag gab es aber noch eine rührende Scene. Es soll nämlich für die Musik, welche bisher dabei aufgeführt wurde, gar kein passendes Beiwort existiren. Ein

Kaplan kam und klagte mir seine Noth; der Bürgermeister sagte, sein Vorgänger sei evangelisch gewesen, der habe sich's gefallen lassen, aber er wolle selbst in der Procession mitgehen, nun müsse auch die Musik besser sein. Ein ganz alter, verdrießlicher Musikant mit einem schabigen Rock, welcher bisher den Tact dazu geschlagen hatte, wurde vorgeladen, erschien, und als sie ihm auf den Pelz fuhren, sagte er, er werde und wolle keine bessere Musik machen; wollten wir es besser haben, so möchten wir es einem Andern geben. Er wisse wohl, daß man jetzt viel Ansprüche mache; es solle jetzt Alles schön klingen, — das sei zu seiner Zeit nicht gewesen, und er mache es noch ebenso gut wie damals. Da wurde es mir wahrhaftig schwer, ihm die Sache abzunehmen, wiewohl es die Andern gewiß besser machen werden; aber ich dachte mir so, wenn ich in 50 Jahren einmal auf ein Rathhaus gerufen würde, und möchte so sprechen und ein Gelbschnabel schnauzte mich an, und mein Rock wäre so schabig, und ich wüßte eben auch gar nicht, warum Alles besser klingen sollte, — und da wurde mir schlecht zu Muthe! —

Fatal war mir's, daß ich unter allen hiesigen Musikalien keine einzige erträglich ernsthafte Messe fand; nichts von ältern Italienern, lauter moderner Spectakel. Ich bekam Lust, meine Domainen zu bereisen und gute Musik zu suchen; so saß ich denn Mittwoch nach dem Verein im Wagen, fuhr nach Elberfeld, und trieb die Improperien von Palestrina, die Miserere's von Allegri und Bai, und auch die Partitur und Stimmen vom Alexanderfest auf, nahm sie gleich mit, und fuhr nach Bonn. Dort kramte ich die Bibliothek allein durch, weil der arme Breidenstein so krank ist, daß er schwerlich aufkommen

wird, — doch gab er mir die Schlüssel und lieh mir alles. Ich fand prächtige Sachen, und nahm von dort wieder sechs Messen von Palestrina, eine von Lotti, eine von Pergolese, und Psalmen von Leo, Lotti u. s. w. mit. Endlich in Cöln trieb ich die besten alt-italienischen Stücke auf, die ich bis jetzt kenne, namentlich zwei Motetten von Orl. Lasso, die ganz wunderherrlich sind, noch ernster und breiter, als die beiden Crucifixus von Lotti. Eines davon, „Populus meus“, singen wir nächsten Freitag öffentlich in der Kirche. — Folgenden Tags, nämlich Sonntag, blieb das Dampfboot aus, und weil ich wußte, daß ich in Düsseldorf nöthig war, nahm ich Post und fuhr her; von allen Seiten strömten Leute auf den Chausseen herbei; Ehrenpforten waren viel gebaut, und die Häuser wurden mit Lampen besteckt. Ich kam hier mit meinem großen Paquet an, aber kein Mensch wollte davon hören; nichts als der Kronprinz, und wieder der Kronprinz. Der kam nun glücklich am Sonntag Abend durch die Ehrenpforten während der Illumination, unter Glockenläuten, bei Kanonenschüssen, mit einer Escorte der Bürgergarde, zwischen Soldatenreihen und Militairmusik, im Jägerhof an. Tags darauf gab er ein diner und lud mich auch ein, und ich amüsirte mich ganz prächtig, weil ich an einem kleinen Tischchen mit Lessing, Hübner und ein paar Andern sehr lustig war. Uebrigens war der Kronprinz so freundlich, wie man nur wünschen kann, schüttelte mir die Hand, sagte, er sei eigentlich recht böse, daß ich ihn und Berlin für so lange Zeit verlassen hätte, ließ sich erzählen, rief mich aus der Ecke per „lieber Mendelssohn“ — kurz, ich nehme mich in einiger Entfernung noch einmal so lieblich aus. —

Das Fest, welches ihm gegeben wurde und zu dem ich, neben Benutzung einiger alten, durch Verse zu verbindenden Transparente, den Israel in Egypten mit lebenden Bildern vorgeschlagen hatte, will ich Dir beschreiben! — Es war im großen Saale der Akademie, wo eine Bühne aufgeschlagen war. Davor stand in zwei Halbkreisen der Doppelchor um meinen englischen Flügel (etwa 90 Singende im Ganzen) und dann kamen die Sitze für 400 Zuschauer. N*** machte im mittelalterlichen Costüm den Erklärer des Ganzen, und hatte auf recht geschickte Weise in Jamben die disparaten Gegenstände zu vereinigen gewußt. Er zeigte drei Transparente: erstens die Melancholie nach Dürer; dazu wurde in sehr weiter Entfernung von Männerstimmen eine Motette von Lotti gesungen. Dann den Raphael, dem im Traum die Maria erscheint; dazu das „O sanctissima“ — (ein gewöhnliches Lied, das die Leute aber immer weinen macht). Drittens der heilige Hieronymus in seinem Zelte, mit einem Liede von Weber „Hör' uns, Wahrheit“. Das war der erste Theil. Nun kam der eigentliche Kern. — Wir fingen Israel in Egypten unten an; Du kennst wohl das erste Recitativ, und wie der Chor sich so nach und nach erhebt; erst die Alte allein, dann immer mehr Stimmen dazu, bis zu der stärksten Stelle mit den einzelnen Accorden „sie schrien, schrien in ihrer harten Knechtschaft“ (in G moll); da ging der Vorhang auf, und war das erste Bild, „die Kinder Israel in der Knechtschaft“, von Bendemann gezeichnet und gestellt; voran der Moses, ganz versunken und apathisch vor sich hin sehend, neben ihm ein Alter, der unter der Last seines Balkens eben zusammensinkt, während sein Sohn sich bemüht, ihn ihm abzunehmen; einige schöne aufgehobene Arme im Hinter-

grunde, voran noch ein paar weinende Kinder, das Ganze recht zusammengedrängt wie ein Haufen Flüchtlinge; — das blieb nun stehen bis zum Schluß des ersten Chors, wo dann in demselben Moment der Chor in C moll endigte, und der Vorhang vor dem hellen Bilde sich schloß. Einen schönern Effect, als den, habe ich selten gesehen. — Nun sang der Chor die Plagen, Hagel, Finsterniß, Erstgeburt, ohne Bild, aber beim Chor „Aber mit seinem Volke zog er hindurch gleich wie ein Hirt" ging der Vorhang wieder auf; da schritt Moses mit aufgehobenem Stabe voran, und hinter ihm in lustiger Verwirrung alle dieselben Figuren, die im ersten Bilde getrauert hatten; alle vorschreitend, alle mit Gold und silbernen Geräthen beladen; namentlich war ein junges Mädchen hübsch, die mit ihrem Wanderstabe eben aus der Couliſſe kam und über die Bühne schreiten wollte (auch von Bendemann). Dann kamen wieder, ohne Bild, die Chöre „Aber die Fluthen", „Er gebot es, die Tiefe deckte sie", „Deine Rechte, o Herr" und dann das Recitativ „Und Mirjam die Prophetin", an dessen Schluß der Solo-Sopran eintritt. Vor dem Eintritt ging das letzte Bild auf. Mirjam mit der Handpauke lobsingend, andere Mädchen mit Harfen und Zithern, hinten vier Männer mit Posaunen nach allen Richtungen hingestellt; dazu wurde hinter der Scene das Sopransolo gesungen, als ginge es vom Bilde aus, und wo der Chor forte eintritt, waren auf der Bühne wirkliche Posaunen und Trompeten und Pauken aufgestellt; die fuhren hinein wie ein Donnerwetter. Händel hat es offenbar darauf eingerichtet, denn er läßt sie nach dem Eintreten durchpausiren, bis sie am Ende zum C dur, wo die Instrumente wieder kommen, wieder aufgehen, und so beschlossen wir den Theil. Dies

letzte Bild war von Hübner und gefiel mir sehr. — Die Wirkung des Ganzen war unbeschreiblich schön. Wäre Prätension drin gewesen, so möchte wohl viel dagegen zu sagen sein, aber es hatte etwas Gesellschaftliches, nicht Oeffentliches an sich, und so glaube ich kaum, daß sich ein gleich schönes Fest wieder erfinden läßt. Die Sachen, die nun folgten, waren ein lebendes Bild von Schadow gezeichnet und gestellt, „Lorenz von Medicis, von den Genien der Poesie, Sculptur und Malerei umgeben, die ihm Dante, Raphael, Michel Angelo und Bramante zuführen", mit einer Nutzanwendung auf den Kronprinzen und einem Schlußchor; und dann als zweite Abtheilung die komischen Scenen aus dem Sommernachtstraum, von den Malern aufgeführt, — aber es wollte mir auf unsern zweiten Theil nichts mehr recht schmecken, weil der zu schlagend gewesen war. —

Wie übersetzt man in demselben Versmaße: „so love was crown'd, but music won the cause“ *. Ramler sagt mit rechter Uebersetzervornehmheit: „Heil Liebe dir, der Tonkunst Ehr' und Dank", was durchaus keinen Sinn hat und nichts weniger als eine Uebersetzung ist; es soll den ersten Theil der Ode beschließen und macht die ganze Sache confus, denn auf das won kommt's gerade an. Schreib aber bald einen guten Einfall, denn am 22. November rücken wir wirklich vor, Alexanderfest, Ouvertüre zu Egmont und Concert in C moll von Beethoven, — in Becker's Saale wird, nach meinem Wissen, ein Orchester für 200 Menschen gebaut, und was streichen und singen und bezahlen kann, wird heran müssen. —

* Aus dem Alexanderfest.

Sage mir auch, ob ich das Griechische hier wieder vornehmen soll?* Ich habe nicht übel Lust dazu, aber ich fürchte, es wird nicht recht flott gehen. Kann ich Aeschylus wohl verstehen? Sei aufrichtig. Ferner, beherzigest Du auch meine Räthe wegen Clavierspielens und Singens? Fehlt es an Liedern, so ist Weihnachten nahe, da kannst Du auf Bestellung wieder neue Liederchen kriegen. Schafft Euch die vierhändigen Hebriden an, sie müssen jetzt schon heraus sein. Ich denke aber, die Ouvertüre zu Melusina wird die beste, die ich gemacht habe. Wenn sie fertig ist, schicke ich sie Euch.

Adies

Felix.

---

* Mendelssohn's Schwester hatte mit ihm zusammen Griechisch gelernt.

An seinen Vater.

Bonn, den 28. December 1833.

Lieber Vater, ich will Dir vor allen Dingen für Deinen lieben gütigen Brief danken, und mich freuen, daß ich schon vor Empfang desselben das gethan hatte, was Du mir darin anbefiehlst*. Mein officieller Annahmebrief ist nämlich schon vorige Woche an Schadow abgegangen, die Biographie lag darin, — toll genug, — das Patent erwarte ich also nächste Woche; aber ich muß Dir danken für die so sehr gütige Art, wie Du mir über die Sache schreibst, und bin stolz, daß Du mich eines so freundschaftlichen Tones für würdig hältst.

Es ist doch ein lebendiges Volk in Düsseldorf! Die Don Juan-Geschichte hat mich bei alle dem amüsirt, obwohl sie wild

---

* Es handelte sich um die erfolgte Ernennung Mendelssohn's zum Mitglied der musikalischen Classe der Akademie der Künste in Berlin, über deren Annahme er zweifelhaft gewesen war.

genug war und Immermann ein heftiges Fieber vor Aerger bekommen hat*. Da Du, liebe Mutter, Zeitungen lesen magst, so sollst Du im nächsten Briefe alle gedruckten Acten über die Geschichte, die die ganze Stadt drei Tage lang beschäftigt hat, erhalten. — Nachdem der grand scandale angefangen hatte, der Vorhang dreimal gefallen und wieder aufgezogen worden war, — nachdem sie das erste Duett des zweiten Actes durchgesungen hatten, ohne vor Pfeifen, Trommeln und Brüllen gehört worden zu sein, nachdem sie dem Regisseur die Zeitung auf's Theater geworfen hatten, damit er sie vorlesen solle, und der darauf sehr piquirt weggegangen war, und der Vorhang zum viertenmale fiel, wollte ich meinen Stock hinlegen, oder ihn wahrhaftig lieber den Kerls an den Kopf werfen, als es wieder ruhig wurde, — die Schreier waren heiser geworden, die ordentlichen Leute lebhafter, kurz, wir spielten den zweiten Act unter tiefer Stille und vielem Applaus weiter, und durch. Nachher wurden Alle herausgerufen, Keiner kam, und Immermann und ich conferirten im Pulverdampf des Feuerregens, zwischen den schwarzen Teufeln, was zu thun sei. Ich erklärte, bis das Personal und ich keine Satisfaction hätten, dirigirte ich die Oper nicht wieder; — zugleich kam eine Deputation von Mehreren aus dem Orchester, die wieder erklärten, wenn ich die Oper nicht dirigirte, würden sie nicht spielen; —

---

* Immermann und Mendelssohn hatten sich zu einer Anzahl von Theater-Aufführungen vereinigt, welche sie Mustervorstellungen nannten. Dies legte ihnen ein Theil des Publikums als Arroganz aus, und da auch die Preise erhöht wurden, entstand bei der ersten dieser Aufführungen der Lärmen, von welchem Mendelssohn hier schreibt.

nun jammerte der Schauspieldirector, der zur nächsten Vorstellung schon alle Billets verkauft hatte, — Immermann fuhr alles um sich her an; — mit solcher Grazie verließen wir beide das Schlachtfeld. — Den folgenden Tag stand an den Ecken: wegen eingetretener Hindernisse u. s. w., und wo man auf der Straße ging, war von nichts die Rede als vom Scandal. Die halbe Zeitung voll Anzeigen darüber; der Urheber verantwortete sich, — behauptete, er habe trotz alles dessen einen großen Genuß gehabt, für den er mir und dem Personal dankbar sei, — nannte sich, und da er Regierungssecretär ist, so ließ ihn der Präsident kommen, rüffelte ihn schrecklich, schickte ihn dann zum Director, der ihn wieder schrecklich rüffelte, — den Soldaten, die Theil genommen hatten, ging es von ihren Chefs ebenso, der ganze Verein zur Beförderung der Tonkunst erließ ein Manifest, worin er um Wiederholung der Oper bat und auf die Störungen schalt, — das Theater-Comité zeigte an, wenn die geringste Unterbrechung in seinen Vorstellungen wieder stattfände, würde sich's sogleich auflösen, — ich ließ mir eine Ermächtigung vom Ausschuß geben, die Vorstellung zu beendigen für den Fall, daß gelärmt würde; vorigen Montag sollte es eigentlich wiederholt werden, — den Morgen hieß es allgemein, der Regisseur solle ausgetrommelt werden wegen seiner neulichen Piquirtheit; nun kriegte Immermann das Fieber, und ich versichere, daß ich mit sehr unangenehmen Gefühlen in's Orchester zum Anfang hinunterging, weil ich beim kleinsten Scandal die Vorstellung endigen wollte. Aber gleich wie ich an's Pult trat, empfingen sie mich mit vielem Applaus, riefen dann nach einem Tusch, der mußte mir dreimal gebracht werden, unter einem Teufelsspectakel, dann wurde es mäuschenstille, alle einzelnen Nummern erhielten

ihren Applaus, kurz, das Publikum war nun ebenso artig, wie vorher ungeberdig. Ich wollte, Ihr hättet die Vorstellung gesehen; einzelne Sachen, bin ich überzeugt, können nicht schöner gehen als an dem Abend; das Quartett z. B. und der Geist im letzten Finale, fast der ganze Leporello, waren wirklich prächtig, und ich hatte große Freude daran. — Besonders ist mir's lieb, daß die Sänger, die, wie ich höre, Anfangs gegen diese Mustervorstellungen und mich persönlich gestimmt waren, sich jetzt für mich todtschlagen lassen und die Zeit gar nicht erwarten wollen, bis ich wieder eine Oper gebe. Jetzt bin ich zum Weihnachten hierher gefahren, mitten durch den eistreibenden Rhein bei Cöln durch, und habe hier ein paar angenehme stille Tage verlebt. —

Um noch einmal auf die vielbesprochene Correspondenz von Goethe und Zelter zurückzukommen, so ist mir eins aufgefallen. Wenn über Beethoven oder sonst Einen schlecht, über meine Familie unziemlich, und über vieles langweilig gesprochen wird, so läßt mich's sehr kalt und ruhig, aber wenn von Reichardt die Rede ist und sie beide über ihn so vornehm thun und urtheilen, so weiß ich mich vor Aerger nicht zu fassen, obwohl ich mir es selbst nicht erklären kann. Sein Morgengesang muß leider für diesen Winter noch ruhen; der Musikverein ist noch nicht flügge genug; aber beim nächsten Musikfeste, wo ich bin, soll er gewiß auch sein. Man sagt, die Aachener würden es nicht zu Stande bringen, und jetzt heißt es, die Cölner würden es geben, und mehrere Bekannte liegen mir stark an, ich möchte eine oder die andere Cour machen, so würd' ich gewählt. Selbiges geschieht aber nicht. Thun sie es ohnedies, soll mir's lieb sein; aber thun sie es nicht, so rett' ich

einen Monat Zeit (denn so viel nimmt es wenigstens) und bleibe, was ich bin. Da ich diesen Winter noch drei Concerte und den Messias und Figaro's Hochzeit geben muß, so habe ich genug Musik ausgeführt für's Erste und kann mich verschnaufen. Aber wie, o Mutter, Du frägst, ob ich alle Opern dirigiren müßte, oder nicht? Gott bewahre vor dem Müssen, denn sie geben fast jede Woche zwei Opern, die sie mit einer Probe absolviren. Ich bin nur ein Mitglied des Theatervereins, — der hat mich in den Ausschuß gewählt, — der Ausschuß giebt jährlich sechs oder acht Mustervorstellungen, wählt zu ihrer Leitung ein Comité und dies Comité sind Immermann und ich. Wir stehen also den Leuten ganz frei gegenüber, und darum haben sie doppelten Respect vor uns.

Wenn der große Theaterverein zu Stande kommt und das Theater ein stehendes und städtisches Institut wird, so ist Immermann entschlossen, seine ganze Landgerichtsstelle aufzugeben und sich auf fünf Jahre als Schauspielintendant zu engagiren. Nun sind aber, wie ich höre, die meisten Actien gezeichnet, unter der Bedingung, daß er dem Schauspiel und ich der Oper vorstände; wie dies nun werden soll, liegt noch im Schooße der Zeiten sehr verborgen; ganz entziehen werde ich mich aber der Sache auf keinen Fall. Ich habe ein Lied zu Immermann's „Hofer" componirt, oder eigentlich nur eine Tyroler Volksmelodie dazu arrangirt, mit einem Franzosenmarsch zusammen, aber mir gefällt das Ding und ich will's Fanny schicken. Wir denken den Hofer auch diesen Winter zu geben; außerdem wahrscheinlich das laute Geheimniß, und den Nathan, oder die Braut von Messina, oder

beides. Noch frägst Du mich, liebe Mutter, ob ich mir nicht das Dictiren angewöhnen wolle, — aber einstweilen komme ich noch eigenhändig durch, und will mir eine so vornehme Mode nur im alleräußersten Nothfalle annehmen*. Habe aber noch sehr vielen Dank für den Brief von Lindblad**, den Du mir so gut warst mitzutheilen. Er hat mich sehr erfreut und mir mein Concert viel lieber gemacht, als es mir vorher war, denn ich weiß nur sehr wenig Menschen, deren Urtheil mir mehr werth ist, als das seine; ich kann das ebenso wenig beweisen oder motiviren, als irgend ein anderes Gefühl, aber es ist so, und wenn ich ein Stück beendigt habe, recht gelungen oder mißlungen, so ist er nächst Euch unter den Ersten, deren Eindruck davon ich mir denken möchte. Wenn nun namentlich ein so schnell hingeworfenes Ding wie das Clavier-Concert einem ächten Musiker Freude machen kann, so ist mir das eine doppelte, und so danke ich Dir sehr vielmal für die Mittheilung. Aber es ist Zeit zu schließen, den Brief und das Jahr, dem ich viel Gutes und Fröhliches danke, und das mir wieder eins von den hellen war.

So sei auch Du, lieber Vater, nochmals bedankt wie immer, daß Du damals mir zu Liebe mit nach England gingst und mich es dort niemals entgelten ließest, wenn mein Rath, dem Du zum erstenmale folgen wolltest, so verdrießlich und sorgenvoll für uns ausschlug. Doch glaube ich, daß

* Ist nie geschehen. Mendelssohn hat stets Alles, ohne Ausnahme, selbst geschrieben.

** Musikdirector in Stockholm.

die Reise auch dazu beigetragen hat, wenn Du mir schreibst, daß Du Dich jetzt wohl und vergnügt fühlst, und diese Folgen mögen sich noch mehr vermehren im neuen Jahre, das Euch Allen alles Gute bringe!

Lebt wohl.

Felix.

An seine Familie.

Düsseldorf, den 16. Januar 1834.

Hier geht es jetzt lustig her, und neben jedem Mummelack am Himmel hängt eine Geige, d. h. er hängt ganz voll; eben komme ich aus der Egmontprobe, wo ich zum erstenmale in meinem Leben eine Partitur entzwei geschlagen habe, vor Aerger über die dummen Musici, die ich mit dem $^6/_8$ Tact förmlich füttere, und die doch immer noch mehr Lutschbeutel brauchen; — dazu prügeln sie sich gern im Orchester; — das dürfen sie nun aber bei mir nicht, und so muß zuweilen eine furiose Scene aufgeführt werden. — Beim „glücklich allein ist die Seele, die liebt" habe ich also zum erstenmale eine Partitur entzwei geschlagen, und darauf spielten sie gleich mit mehr Ausdruck. Die Musik hat mir zwar insofern viel Freude gemacht, als ich einmal wieder etwas von Beethoven zum erstenmale hörte; aber eigentlich gefallen hat sie mir nicht, und nur zwei Stellen: der C dur Marsch, und der $^6/_8$ Tact, wo Klärchen ihn sucht, sind mir so recht zu Herzen geschrieben. Morgen ist wieder Probe, — Abends Ball beim Prinzen, der bis 4 dauern wird, und wo ich mich wohl drücken könnte, wenn mir nur das Tanzen nicht gar zu viel Spaß machte.

Nun muß ich Euch von meiner Elberfelder Fahrt erzählen. — Sonntag war das Concert. Am Morgen fuhr ich also im tollsten Sturm und Wetter hinüber; im Gasthof war die ganze musikalische Welt versammelt und trank um 12 Uhr Morgens Champagner (an dessen Statt ich mir aber Chocolade ausbat). — Es war ein Clavier-Solo von mir angekündigt, nach welchem ich gleich fortreisen wollte, aber nun hörte ich, daß nachher ein Ball sei, und da beschloß ich, erst in der Nacht zu reisen, bekam Lust zum Phantasiren, und da sie Sachen aus Oberon im zweiten Theile machten, so fing ich gleich mit ihrem letzten Ritornell an, und spielte so weiter fort. Es wurde zwar nicht sehr besonders, indessen gefiel es den Leuten ausnehmend, und es war am Ende derjenige lärmende Beifall, der einem Jeden doch Vergnügen machen muß. Da nun auch der Saal dick voll war, so habe ich versprochen, in diesem Winter noch einmal hinüber zu kommen und für die Armen zu spielen. Jetzt schickten die Barmer drei Barmerinnen, um mich für den Montag Nachmittag dahin zu persuadiren, und da mein Reisegefährte auch Zeit und Lust hatte, so phantasirte ich richtig am Montag Nachmittag im Barmer Musikverein, hatte darauf in Elberfeld noch ein Quartett und kam somit erst in der Nacht von Montag auf Dienstag um 4 hier wieder an, da ich zwischen 8 und 9 meine sprechbare Stunde habe. Die Barmer Phantasie war sehr gut angelegt; ich muß es für Fanny beschreiben. Sie hatten mir ein Gedicht anonym zugeschickt, worin mir am Ende empfohlen wurde, mich zu verheirathen (natürlich auf gut poetisch gesagt, mit Lorbeerkränzen und Lebensblüthen hineingeflochten), und so wollte ich die Artigkeit erwiedern und fing mit meinem Junggesellenliede an (das nur leider Niemand

kennen konnte, aber das war einerlei) und spann das sehr lustig und lang aus; und dann brachte ich die Violoncello's aus „Mir ist so wunderbar" und wurde ernsthafter, und so weit gelang es auch sehr gut. Darauf wollte ich zum Schluß auch gern einiges eheliche Glück anbringen, wobei ich jedoch total scheiterte und den Schluß verdarb; ich wollte aber, Du wärest beim Anfang gewesen, weil ich glaube, er hätte Dir gefallen. — Daß meine Fis moll Fantasie op. 28* erscheint, habe ich Dir schon geschrieben, glaub' ich; — in mein neues Es dur Rondo ist eine hübsche, massive Octavenstelle hineingekommen; nun gehe ich an mein Gesangstück für's Philharmonic, edire die drei Ouvertüren, mache noch ein Trio oder eine Symphonie, und dann kommt Paulus.

Addio

Felix.

---

* Diese Fantasie und das Es dur Rondo (mit Orchester) op. 29 sind beide an Moscheles dedicirt.

An J. Moscheles in London.

Düsseldorf, den 7. Februar 1834.

— — — — Meine eigene Armuth an neuen Wendungen für's Clavier ist mir wieder recht bei dem Rondo brillant, welches ich Dir zueignen möchte, aufgefallen; die sind es, wo ich immer stocke und mich quäle, und ich fürchte, Du wirst es bemerken. Sonst ist auch wohl Manches darin, was ich gerne mag, und einige Stellen gefallen mir ganz gut; aber wie ich's anfangen soll, 'mal ein ordentliches, ruhiges Stück zu machen (und ich erinnere mich wohl, daß Du mir gerade das im letzten Frühjahr empfahlst), das weiß ich gar nicht. Alles was ich für Clavier wieder im Kopfe habe, ist so ruhig wie Cheapside, und wenn ich mich zwinge und ganz still zu phantasiren anfange, so kommt's nach und nach doch wieder. Dagegen die Gesangsscene, die ich jetzt für's Philharmonic schreibe, die wird allzu zahm, fürcht' ich, — indessen mag ich mich selbst nicht so viel bekritteln, und arbeite fleißig; damit habe ich schon gesagt, daß ich wohl bin und vergnügt.

Wenn Sie, liebe Madame Moscheles, mir aber empfehlen, ich solle mir aus Publikum und Kritikern nichts machen, so frage ich: bin ich nicht meines Handwerks ein antipublikümmerlicher Musiker und ein antikritischer obendrein? Was ist mir Hecuba und die Kritik dazu? (ich meine die gedruckte oder vielmehr gedrückte). Und wenn mir jetzt gleich eine Ouvertüre zum Lord Eldon einfällt, in Form eines Canons in der Umkehrung, oder einer Doppelfuge mit einem cantus firmus, so schreibe ich sie doch, obgleich die gewiß nicht populär werden kann. Um so mehr eine schöne Melusine, die doch ein anderer Gegenstand ist. Nur wär's fatal, wenn man etwa gar nicht mehr dazu käme, seine Sachen aufgeführt zu hören; da Sie mir aber schreiben, das sei nicht deswegen zu befürchten, so sollen Publikum und Kritik leben; ich will aber auch leben, und womöglich nächstes Jahr nach England kommen!

Deine Bemerkungen über Neukomm's Musik sind mir aus der Seele gesprochen; was mich nur wundert, ist, wie ein sonst so geschmackvoller und gebildeter Mann nicht auch in der Musik in Folge dieser beiden Eigenschaften mehr gewählt und elegant schreibt; denn ohne von den Ideen und von dem Grunde seiner Compositionen zu sprechen, scheinen sie mir oft gar zu sorglos, fast ordinair gemacht zu sein. Auch das viele Blech gehört hierher; schon aus Berechnung müßte man's aufsparen, von aller Kunst ganz zu schweigen. Darin gefällt mir unter anderen Händel's Art prächtig, mit seinen Pauken und Trompeten so ganz gegen das Ende recht dick drein zu fahren, als ob er darauf los prügelte. Da ist kein Mensch, den es nicht ergreifen müßte, und dergleichen nachzuahmen schiene mir immer noch weit besser, als eine Ueberreizung und Anspannung der Zuhörer, die

denn am Ende den Cayennepfeffer gewohnt werden. So habe ich jetzt Cherubini's neue Oper* durchgesehen, und wenn ich auch an vielen Stellen ganz entzückt war, so hat mich's doch gejammert, wie er oft in den verdorbenen neuen Pariser Ton mit einstimmt, als seien die Instrumente gar nichts und nur der Effect was, — mit drei und vier Posaunen um sich wirft, als hätten die Menschen statt der Trommelfelle — wirkliche Trommelfelle, und dann in den Finale's am Ende einen Scandal und ein Wüthen mit häßlichen Accorden macht, daß es weh thut. Daneben stehen dann Stücke aus seiner früheren Zeit, aus Lodoiska, Medea u. s. w., so geistreich und hell wie Menschen neben Vogelscheuchen, und so wundert mich's nicht, daß die Oper nicht gefallen konnte. Wer den alten Cherubini liebt, der muß sich ärgern, wie er dem sogenannten Zeitgeschmack und dem Publikum nachgiebt, und wer den alten Cherubini nicht liebt, dem ist doch noch immer viel zu viel von ihm drin, und dem wird er's auch nicht recht machen, und gäbe er sich noch so viel Mühe, — er guckt aus den ersten drei Noten doch immer wieder heraus. Das nennen sie dann roccoco, perruque u. s. w.

— — — —

* Ali Baba.

An seinen Vater.

Düsseldorf, den 28. März 1834.

Lieber Vater!

Tausend Dank für Deinen lieben lieben Brief von Mutters Geburtstag. Er traf mich mitten in Generalproben vom „Wasserträger", sonst hätte ich ihn gleich beantwortet und Dir dafür gedankt; bitte, schreib mir nur recht oft. — Vor allem aber danke ich Dir für Deine Ermahnung wegen des Fleißes und der eigenen Arbeiten! Glaube mir, daß ich sie befolgen werde, aber ich kann Dich auch versichern, daß ich durchaus nicht eine Philosophie habe, die mir Bequemlichkeit anräth, oder doch wenigstens entschuldigt. Es ist freilich wahr, daß ich in den letzten Wochen fortwährend äußerlich beschäftigt war, aber es waren lauter Dinge, bei denen ich bedeutend zugelernt habe, und zwar für mein Fach zugelernt, und ich habe dabei meine Arbeiten gewiß nicht aus den Augen verloren. — Auch hat der Paulus schon ziemlich Fortschritte gemacht, und ich denke, vor Pfingsten mit dem Schreiben anfangen zu können.

Daß ich aber die bestellten Sachen für's Philharmonic und

die englischen Verleger vorher gemacht habe, war mir nicht allein der Bestellung wegen, sondern auch innerlich nothwendig, weil ich wirklich sehr lange nicht anhaltend componirt und gearbeitet habe und auch dazu ein gewisser Zug nöthig ist. Doch zielt das Alles schon darauf hin, und so denke ich gewiß nicht, daß mich jene Zerstreuungen schlaff oder nachlässiger machen sollen. Und wie gesagt, es sind nicht blos Zerstreuungen, sondern wirkliche Arbeiten, und zum Theil erfreuliche. Eine gute Aufführung im Düsseldorfer Theater geht freilich nicht durch die Welt, und wohl kaum über die Düssel, aber wenn ich selbst und alle Menschen im Hause sich recht durch und durch an der guten Musik erfreuen und erwärmen, so ist das auch was Hübsches. —

Die acht Tage vor dem „Wasserträger" sind wirklich mühsam gewesen; täglich zwei große Proben, oft neun bis zehn Stunden im Ganzen, dann noch die Vorbereitungen für die Kirchenmusik in dieser Woche, dazu kommt, daß man auch im Agiren, Anordnung der Scenen, im Dialog für Alles sorgen muß, sonst geht es verkehrt; so kam ich etwas müde am Freitag Abend an's Pult; wir hatten noch den Vormittag eine vollständige Generalprobe halten müssen, so daß mir mein rechter Arm ganz steif war. Auch hatten die Leute, die den „Wasserträger" nur vor 15 bis 20 Jahren gesehen oder davon gehört hatten, die Meinung, es sei eine alte vergessene Oper, die das Comité aufwärmen wolle, und auf der Bühne waren sie alle bange, — das gab aber gerade die rechte Stimmung für den ersten Act; das Ganze ging so nervös, gespannt, zitternd durcheinander, daß schon bei dem zweiten Musikstück die ganze Düsseldorfer Opposition in's Feuer gerieth, und klatschte und rief und weinte durcheinander. Einen bessern „Wasserträger" als meinen Günther habe ich nie

gesehen, — das war alles so liebenswürdig und natürlich, und ein bischen ordinair dabei, damit die noblesse nicht gar zu fabelhaft würde. — Er wurde ungeheuer fetirt und zweimal herausgerufen; das verdarb ihn für's zweitemal, wo er dann gleich zu viel auftrug und zu sicher schien; aber das erstemal hättet Ihr ihn sehen sollen! Das war mein vergnügtester Theaterabend seit langer Zeit, denn ich nahm an der Vorstellung Theil wie ein Zuschauer, lachte und klatschte mit und schrie Bravo's hinauf, dirigirte dabei munter fort; die Chöre im zweiten Act klangen wie aus der Pistole geschossen. Im Zwischenact war die ganze Bühne voll Menschen, die sich freuten und den Sängern gratulirten, und sogar das Orchester klappte, bis auf einige Placker, wo ich sie, trotz alles Ermahnens und Drohens, während der Vorstellung nicht dazu bringen konnte, die Augen von der Bühne weg und auf die Noten zu richten. Sonntag mußte es wiederholt werden, und ging nicht halb so schön; aber ich habe mein Vergnügen das erstemal weggehabt, obwohl das Haus beim zweitenmale viel gepfropfter voll war, und der Effect wieder ebenso. — Ich schreibe Dir, lieber Vater, alle diese Details, weil ich weiß, daß Dich diese Oper interessirt, und auch unser kleinstädtisches Treiben hier. Denn wirklich, wir machen so viele und gute Musik, als man für einen ersten Winter hier nur erwarten konnte. Morgen (Charfreitag) Abend singen wir die sieben Worte von Palestrina, die ich in Cöln gefunden habe, und ein Stück von Lasso in der Kirche, und Sonntag geben wir die Cherubini'sche C dur Messe. —

Ein schlimmes Ding ist die Cabinetsordre, welche die Feier der Musikfeste um Pfingsten verbietet; gestern ist die Nachricht hergekommen, und dadurch erleiden die Feste einen

solchen Stoß, daß wir hier noch gar nicht wissen, wie es sich wird einrichten lassen, da an keinen andern Tagen auf halb so viel Theilnahme der Auswärtigen zu rechnen ist. — Neulich ist die erste Theaterconferenz gewesen; das Ding wird sehr vernünftig angefangen und kann gut werden; doch halte ich mich ein wenig außer dem Schusse, weil ich trotz des Vergnügens, das mir die Oper neulich z. B. gemacht hat, mich mit dem eigentlichen Theaterwesen, den Schauspielergeschichten, dem fortwährenden Effectsuchen und =machen nicht befreunden kann, und weil mich's auch von meinem eigentlichen Zweck, den ich in D. habe, für mich zu arbeiten, zu weit entfernt. — Ich bekomme nur die obere Aufsicht über die musikalischen Geschäfte, Zusammensetzung des Orchesters, Engagements der Sänger, habe monatlich etwa eine Oper zu dirigiren (und auch das soll ganz von mir abhängen), mein dreimonatlicher Urlaub bleibt mir natürlich, und mit einem Wort, ich will beim hiesigen Theater ganz unabhängig und nur als Freund der Sache stehen, nicht dabei angestellt sein. — Eben deshalb habe ich auch auf das Gehalt verzichtet, für welches sie nun einen zweiten Dirigenten anstellen müssen, der die Hauptsache zu thun hat. — Eine Geschichte, die mir gestern begegnet, wird Dich amüsiren. Hier war im Carneval ein hübsches Mädchen, Tochter eines Fabrikanten bei Aachen, die Clavier spielte und deren Verwandte mich unbekannterweise bitten ließen, mir doch zuweilen von ihr vorspielen zu lassen, ihr was darüber zu sagen, kurz, ihr ein paar Stunden zu geben; — ich that dies auch, hielt ihr einige Strafpredigten über all ihren Herz und so weiter und entließ sie bei ihrer Abreise mit vielem neugekauften Mozart und Beethoven; — da bekomme ich gestern ein gewaltiges Paquet

mit einem sehr höflichen Dankbrief des Vaters, und aus Erkenntlichkeit müßte er mir ein Stück Tuch aus seiner Fabrik schicken; ich konnte es erst nicht glauben, aber es ist wirklich feines schwarzes Tuch zu einem ganzen Anzuge im Paquete. Dies schmeckt nach dem Mittelalter — die Maler beneiden mich aber schrecklich darum. —

Letzte Woche hatte ich eine große Freude, indem Seydelmann aus Stuttgart hier war und uns alle entzückt hat. Seit ich Wolff gesehen habe, war ich nicht so seelenvergnügt im Theater — so recht künstlerisch gehoben; — da sieht man erst recht, was es für ein prächtiges Ding um's Schauspiel ist. Zuerst sah ich ihn im Essighändler, und Koch Vatel. — Die Leute vergleichen ihn mit Iffland; ich habe aber einen so herzlichen Ton der Stimme und solch' reines wohlklingendes Deutsch in meinem Leben nicht gehört. — Dann spielte er Cromwell in den Royalisten von Raupach. Es war das Erste, was ich von Raupach sah, und ich mag nichts Zweites, denn ich fand es höchst abscheulich, mit Ungeschicklichkeit, Langeweile und Theaterphrasen verknüpft, und das konnte Seydelmann auch nicht heben, trotz seines bitterbösen Gesichts und Costüms. Aber dann kam Nathan, ging prächtig, und Seydelmann als Nathan war ganz unübertrefflich. Ich dachte wohl hundertmal an Dich und wünschte Dich her. Die Erzählung von den Ringen sprach er wirklich, als sähe man einen breiten ruhigen Strom fließen, — so bewegt und rasch, und doch glatt und besonnen, und gar die Worte des bescheidenen Richters waren hinreißend. Uebrigens ist es ein wahres Prachtstück! Es thut Einem wohl, so viel Klarheit in der Welt zu wissen. Das verdrießt freilich Manchen, und als wir Tags darauf auf dem Grafenberg waren, gab's geistigen

Mord und Todtschlag, weil Schadow gar zu ärgerlich darüber war, und ein Berliner Herr meinte auch „vom dramatischen Standpunkte betrachtet — —“. Ich stritt aber gar nicht, denn wenn man über etwas so total uneinig ist, und zwar über Principe, so ist's doch zu nichts.

Nun habe ich Dich um eine Entscheidung über eine Sache zu bitten. Ich hatte nämlich längst den Wunsch, hier zu reiten, und als neulich Lessing sich ein Pferd anschaffte, redete er mir sehr zu, das auch zu thun. Dafür spricht, daß ich glaube, die regelmäßige Bewegung werde mir gut thun; dagegen, daß es mir vielleicht unbequem und tyrannisirend werden möchte, da man das Pferd doch wo möglich alle Tage reiten müßte, und dann wollte ich fragen, ob Du es für mich und meine Jahre nicht ein bischen gar zu genteel findest, mir schon ein Pferd zu halten? Kurz, ich bin unschlüssig und bitte Dich, wie ich wohl oft gethan, um Deine Entscheidung, nach der ich mich dann richten werde.

Lebe wohl, lieber Vater.

Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Düsseldorf, den 7. April 1834.

Liebe Fanny!

Du bist wohl sehr böse auf mich schreibfaulen Menschen? Aber bedenke nur, ich bin ein städtischer Musikdirector und so ein Thier hat schrecklich viel zu arbeiten. Neulich kam ich nach Hause; da standen auf dem Schreibtisch zwei Stühle, der Ofenschirm lag unter dem Clavier, im Bette lagen ein Paar Stiefeln und Kamm und Bürste 2c. (Bendemann und Jordan hatten mir das als Visitenkarte hinterlassen). So sah es oder sieht es aber genau im Düsseldorfer Musikwesen aus, und ehe da Ordnung wieder hinein kommt, kostet's Hitze. Drum mußt Du meine Brieffaulheit jetzt mehr als je entschuldigen und selbst desto mehr schreiben, und mich aufräumen und feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln. Dein Brief, den ich jetzt eben beantworte, war prächtig; mehr solche! Du sagst zwar, Du sprächst von der Melusine wie X . . . ., aber ich wollte nur, es wäre wahr, dann wäre aus einem magern Hofrath auf einmal ein tüchtiger Kerl geworden.

Dennoch paß auf; ich will wüthen. O Du! frägst mich, welches Mährchen Du lesen sollst? Wie viele giebt es denn? Und wie viele kenne ich denn? Und weißt Du die Geschichte von der schönen Melusine nicht? Und soll man sich nicht lieber einmummen und verkriechen, in alle mögliche Instrumentalmusik ohne Titel, wenn die eigene Schwester (Du Rabenschwester!) nicht einmal so einen Titel goutirt? Oder hast Du wirklich vom schönen Fisch nie gehört? Wenn ich aber bedenke, wie Du mich anbrummen könntest, daß ich im April Dich über einen Februarsbrief anbrumme, so gebe ich klein bei und thue Gutes. — Ich habe diese Ouvertüre zu einer Oper von Conradin Kreutzer geschrieben, welche ich voriges Jahr um diese Zeit im Königstädter Theater hörte. — Die Ouvertüre (nämlich die von Kreutzer) wurde da capo verlangt und mißfiel mir ganz apart; nachher auch die ganze Oper, aber die Hähnel nicht, sondern die war sehr liebenswürdig, und namentlich in einer Scene, wo sie sich als Hecht präsentirt und sich die Haare macht, da bekam ich Lust, auch eine Ouvertüre zu machen, die die Leute nicht da capo riefen, aber die es mehr inwendig hätte, und was mir am sujet gefiel, nahm ich (und das trifft auch gerade mit dem Mährchen zusammen) und kurz, die Ouvertüre kam auf die Welt, und das ist ihre Familiengeschichte. —

Du willst mich auch noch coramiren wegen der Vierstimmigkeit meiner Volkslieder, aber da bin ich beschlagen. Mir scheint das nämlich die einzige Art, wie man Volkslieder schreiben kann, weil jede Clavierbegleitung gleich nach dem Zimmer und nach dem Notenschrank schmeckt und weil also vier Singstimmen am einfachsten so ein Lied ohne Instrument

vortragen können; und wenn der Grund zu ästhetisch ist, so nimm den, daß ich für Woringens, die dergleichen reizend singen, gern etwas der Art schreiben wollte. Im Ernst aber finde ich, daß das Vierstimmige „sowohl zum Text (als Volkslied) als auch zu meiner Auffassung" paßt, und somit divergiren wir entsetzlich. —

Das hatte ich aber ganz vergessen, daß ich zur Passion einen Waldteufel setzen wollte; die Idee ist gut; sage sie nicht laut weiter, sonst versuchen Die es nächstes Jahr wirklich, und Pölchau findet, den hätten die Römer schon gekannt unter dem Namen diabolis memoris. Denk' Dir, sie haben mir mein Akademie=Patent in einem ganz fürchterlichen rothen Pennal portopflichtig, zugeschickt und dadrin steckt ein uraltes Statut der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, nebst einem schmeichelhaften Schreiben, ich möchte doch wieder nach Berlin kommen, weil meine „Leistungen" da ebenso anerkannt würden, als im Auslande. Ein guter Grund; hätten sie noch gesagt, weil Euer Wohlgeboren doch eigentlich in der Leipziger Straße Nro. 3 sich am wohlsten fühlen müssen, oder was von Eltern und Geschwistern mit einfließen lassen, — aber nein!

Jetzt fängt eben eine meiner Düsseldorfer Qualen an; das ist meine Nachbarin, die im Nebenhause wohnt und ihr Clavier an die Wand neben der meinigen gestellt hat und alle Tage zwei Stunden zu meinem Unglück Clavier übt, täglich dieselben Fehler macht und alle Rossini'schen Arien in einem so verzweifelt langsamen, phlegmatischen Tone spielt, daß ich ihr gewiß einigen Schabernack anthäte, wenn ich nicht bedächte, daß ich sie mit meinem Clavier zu alle Zeiten gewiß noch mehr

quäle, als sie mich. Dann hört man zuweilen den Lehrer oder die Mutter (ich weiß es nicht) mit ihrem Finger die richtige Note 17mal nach einander anschlagen, und wenn sie gar was vom Blatt spielt und sich aus dem Dunkel nach und nach irgend ein alter Gassenhauer entwickelt, den man an einer Note erkennen muß, das ist sehr hart. Ich weiß nun die Stücke schon auswendig, wenn sie den ersten Accord greift.

Lebe wohl, liebe Schwester! Immer

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Düsseldorf, den 23. Mai 1834.

— — — — — Heut vor acht Tagen fuhr ich mit den beiden Woringens nach Aachen, da eine Cabinetsordre fünf Tage vor dem Feste die Feier auf Pfingsten erlaubte, und zwar in solchen Worten, daß die Erlaubniß für die nächsten Jahre nun sehr wahrscheinlich wird. Die Schnellpost fuhr 11 Stunden und ich langweilte mich sträflich, kam verdrießlich an, wir gingen gleich in die Probe, und ich hörte, im Parquet sitzend, noch ein paar Nummern aus Deborah; sage darauf zu Woringen, nun will ich auch von hier aus dem Hiller zum erstenmal seit zwei Jahren schreiben, weil er seine Sache so nett gemacht hat. Denn wirklich war seine Arbeit so bescheiden und wohlklingend, und dem Händel untergeordnet, dem er nichts weggestrichen hat, daß ich mich freute, zu sehen, wie noch andere Leute meines Sinnes sind und danach thun. Oben im ersten Range saß ein Mann mit Schnurrbart, las in der Partitur nach, und als der nach der Probe in's Theater hinunter geht und ich herauf, so begegnen wir uns in der Coulisse und mir stolperte richtig Ferdinand Hiller in die Arme und will mich vor Freude zerdrücken.

Er war von Paris gekommen, um das Oratorium zu hören, und Chopin hat seine Stunden in Stich gelassen, war mitgefahren, und so trafen wir uns wieder. Jetzt hatte ich mein Vergnügen am Musikfeste weg, denn wir Drei blieben nun zusammen, bekamen für uns allein eine Loge im Theater (wo die Aufführungen sind), und natürlich ging es dann am folgenden Morgen an ein Clavier, wo ich großen Genuß hatte. Sie haben beide ihre Fertigkeit immer mehr ausgebildet, und als Clavierspieler ist Chopin jetzt einer der allerersten, — macht so neue Sachen wie Paganini auf seiner Geige, und bringt Wunderdinge herbei, die man sich nie möglich gedacht hätte. — Auch Hiller ist ein vortrefflicher Spieler, kräftig und coquett genug. Beide laboriren nur etwas an der Pariser Verzweiflungssucht und Leidenschaftssucherei, und haben Tact und Ruhe und das recht Musikalische oft gar zu sehr aus den Augen gelassen; ich nun wieder vielleicht zu wenig, und so ergänzten wir uns und lernten, glaub' ich, alle Drei von einander, indem ich mir ein bischen wie ein Schulmeister, und sie sich ein bischen wie mirliflors oder incroyables vorkamen. Nach dem Feste reisten wir zusammen nach Düsseldorf, brachten einen sehr angenehmen Tag unter Musiciren und Discutiren darüber zu; dann begleitete ich sie gestern nach Cöln, und heut früh reisten sie nach Coblenz per Dampf hinauf, — ich hinunter, und die hübsche Episode war vorbei.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Düsseldorf, den 15. Juli 1834.

Lieber Schubring!

Jetzt ist es beinahe ein Jahr her, daß ich schuldig bin, Dir zu schreiben. Ich will gar nicht erst anfangen, um Verzeihung zu bitten; denn ich habe gar zu unrecht und würde nicht fertig. Wie es gekommen ist, weiß ich selbst nicht zu begreifen. Den vorigen Herbst, als ich mich eben hier einrichtete, erhielt ich Deinen Brief mit den Notizen zu Paulus; es waren die besten Beiträge, die ich bekommen hatte, und gleich denselben Vormittag fing ich ernstlich an, die Sache zu überdenken, nahm die Bibel vor, mitten in der Unordnung in meiner Stube, und kam bald so hinein, daß ich mich zu den andern Arbeiten, die ich durchaus erst beendigen mußte, kaum zwingen konnte. Damals wollte ich Dir gleich schreiben und Dir für alles das sehr herzlich danken; darauf dachte ich, es wäre hübscher, wenn ich Dir gleich sagen könnte, es sei schon angefangen, und als ich nun im Frühling wirklich anfing, kamen so manche Compositionssorgen, die mich viel störten. Heut aber kann ich's nicht beim bloßen Denken lassen, sondern muß Dir schreiben und Dich fragen, wie es Dir

und den Deinigen geht? denn ich weiß, daß Du seitdem Familienzuwachs bekommen hast; — das war nicht ganz recht von Dir, mir das mit keinem Worte zu melden, oder mit keinem Stück Kartenpapier, sondern mich es durch die dritte Hand zufällig erfahren zu lassen; denn obwohl ich's zugebe, daß ich's sehr verdient habe, so darf sich doch ein Prediger, wie Du bist, gerade am wenigsten rächen, oder nachhalten. Nun thue es nur jetzt nicht, und laß mich wieder etwas von Dir wissen.

Deine Notizen zum Paulus waren prächtig; ich habe sie alle ohne Ausnahme gebraucht; sonderbar (und gut) ist es, daß ich beim Componiren alle die Stellen, wo ich früher aus einem oder dem andern Grunde ein Stück umstellen oder ändern wollte, nach und nach wieder so hinstelle, wie ich sie in der Bibel finde; das bleibt doch das beste. Ich habe über die Hälfte des ersten Theils fertig, denke ihn bis zum Herbst zu beendigen, und etwa im Februar das Ganze. Wie aber lebst Du nun in Dessau? Am liebsten hätte ich, wenn Du darauf antworten könntest: ganz wie früher. Hoffentlich hast Du Dir Deine Heiterkeit und Lebenslust erhalten und spielst Clavier, und liebst Sebastian Bach und bist der Alte. Mir sollte solche Sorge gar nicht einfallen; aber man ist hier von fatalen Exemplaren umgeben, Predigern, die jede Freude sich und andern versalzen, trockenen prosaischen Hofmeistern, die ein Concert für Sünde, einen Spaziergang für zerstreuend und verderblich, ein Theater aber für den Schwefelpfuhl, und den ganzen Frühling mit Baumblüthen und schönem Wetter für ein Moderloch ausgeben. Du wirst ja von der Elberfelder Art gehört haben. Aber es nimmt sich in der Nähe noch schlimmer aus, und kann Einem ordentlich peinlich machen.

Das Böseste ist der Hochmuth, mit dem solche Leute die andern ansehen, und der schon nichts anderes Gutes aufkommen läßt. —

Unser Musikwesen hier geht langsam, aber es geht doch. — Wir haben in diesem Sommer in der Kirche eine Messe von Bach, ein Ave Maria aus „Verleih uns Frieden" aufgeführt, und geben nächsten Monat Händel's Te Deum (Dettinger). Natürlich bleibt viel zu wünschen übrig, aber man hört die Sachen doch, und es macht auch nach und nach die Ausführung und die Ausführenden besser. — Hauser in Leipzig hat aus Manuscript-Stimmen eine Cantate in E moll von Sebastian Bach in Partitur gesetzt, die eine der stärksten Sachen von ihm ist, die ich kenne. Wenn ich mal eine Gelegenheit finde, schicke ich Dir eine Abschrift davon. — Aber nun ist das Papier und der Brief aus. Lebe wohl, Lieber, und schreibe mir bald.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Fürst in Berlin.

Düsseldorf, den 20. Juli 1834.

Lieber Fürst!

Ich weiß nur zu gut, daß ich Ihnen seit dem Empfange Ihrer Paulinischen Bemerkungen* noch gar nicht geschrieben und noch gar nicht gedankt habe; daß ich Ihnen aber jeden Tag, wenn ich wieder an die Arbeit gehe, dafür recht herzlich danke, können Sie mir wohl glauben. Aber ich hätte doch schreiben müssen, denn wenn aus dem Stücke, das jetzt nun seit dem Frühjahr mich ganz erfüllt und in Anspruch nimmt, etwas Gutes wird, so danke ich es Ihrem freundlichen Antheil zunächst, indem ich sonst die Grundlage des Textes nicht zusammen bekommen hätte. Beim Componiren selbst suche ich mir gewöhnlich die Bibelstellen auf, und so kommt es, daß vieles einfacher, kürzer und gedrängter wird, als es in Ihrem Text steht, während ich damals nicht genug Worte bekommen konnte und immer noch nach mehr verlangte. Seit ich aber dabei bin, ist es mir ganz anders, und ich habe nun die Auswahl. Der erste Theil wird

---

* Zum Text des Paulus.

im nächsten Monat wahrscheinlich fertig werden, das Ganze, denke ich, im Januar. Ich habe seit vorigem Herbst, wo ich herkam, manche andere Sachen machen müssen, die mich sehr in Zug brachten, und so weiß ich mich nicht in eine angenehmere Lage zu wünschen, als die meinige hier ist, wo ich Zeit und Stimmung vollauf habe und wo es mir denn auch besser gelingt, als sonst.

Freilich ist es ein nettes concentrirtes Leben hier, — doch aber nicht so sehr, wie Sie sich es vielleicht denken mögen. Denn leider gehen gerade seit meinem Aufenthalte Immermann und Schadow, durch deren Zusammenhalten erst recht viel Leben hierher kam, unaufhaltsam auseinander, — durch religiöse, politische, wortwechselerische, mißverständliche, übelnehmerische Verhältnisse immer mehr gereizt. Da ich nun bei Schadow im Hause wohne und mit Immermann das neue städtische Theater zu ordnen habe, so gebe ich mir alle Mühe zu leimen; es geht aber nicht, und so ist ein großer Uebelstand da. Wenn der aber mal gehoben ist (woran ich trotz allem nicht zweifle), dann ist's auch prächtig, denn wie wir jungen Leute hier zusammenhalten, das ist wirklich ergötzlich. Die Maler unter einander ohne den geringsten Hochmuth und Neid, in wahrer Freundschaft, voran einige der liebenswürdigsten Persönlichkeiten als Muster, wie Hildebrand und Bendemann, — dazwischen wieder der *δαιμονιος*, der lange stille Lessing, — das macht sich gut, und wenn Sie dann in einer Kirchenmusik einmal den Baß des Chors ansehen, so lacht Ihnen das Herz im Leibe, weil da ein guter Maler neben dem andern steht, und brüllen alle wie nichts Gutes. Heut früh noch haben wir so recht hübsche Musik in der Kirche gemacht, wo alles Theil nahm, und giebt dann mal Immermann

ein Stück, so malen die ihm Decorationen umsonst, und geben sie ein Fest, so dichtet er ihnen ein Stück, und ich mache Musik, und das ist alles hübsch und lustig.

Aber heut ist Kirmeß, das heißt, ganz Düsseldorf trinkt Wein. Nicht als ob's das nicht jeden andern Tag auch thäte, aber es geht spazieren dabei. Nicht als ob's das nicht jeden andern Tag thäte, aber es wird getanzt (in der gräßlichen Hitze) und gejubelt und sich betrunken, und wilde Thiere gezeigt und Puppenspiel, und Waffeln auf offener Straße gebacken. Sie wissen ja, was Kirmeß heißt. Als neugieriger Zuschauer muß ich auch noch spät Abends hin, jetzt aber erst mich etwas in den Rhein stürzen, mit vielen Malern. Leben Sie wohl, und auf Wiedersehen im September in Berlin.

Stets Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Eltern.

Düsseldorf, den 4. August 1834.

Liebe Eltern!

Seit etwa acht Tagen, wo wir sehr starke Gewitter mit schwüler Luft haben, geht es mir so faul, daß ich den ganzen Tag nichts thun kann, namentlich nicht componiren, was mich verdrießlich macht. Zum Schlafen und Essen habe ich ganz allein Lust, außerdem allenfalls noch zum Baden, und mein Pferd zu reiten, welches ein Liebling aller meiner Bekannten ist und durch seinen guten Charakter wahren Respect verdient. Nur ist es sehr furchtsam, und als ich es neulich im Gewitter ritt, fuhr es bei jedem Blitz so zusammen, daß mich's ordentlich dauerte. Neulich machte ich eine Reitpartie nach Saarn zum Namenstage der Madame T**, der durch Kränze, Feuerwerk, Schießen, große Gesellschaft, Ball u. s. w. gefeiert wurde; der Weg war wieder reizend, obwohl anders als im Frühjahr; der Apfelbaum an der Kegelbahn, der damals blühte, hatte nun dicke unreife grüne Aepfel, und ich konnte zuweilen über's Stoppelfeld reiten und durch einen Nebenweg in den dicken schattigen Wald. Dabei begegneten mir mehrere Schnellposten,

wieder ganz an denselben Orten, auch sogar dieselben Schaafheerden, und in der Schmiede ging's ebenso lustig und laut zu, und ein Bürger in Rathingen barbirte sich wieder, worauf ich in meine alten Philosophien verfiel, von denen Du, lieber Vater, nichts wissen willst. — Tags darauf ritt ich von da weiter nach Werden, einem allerliebst gelegenen Orte, wo ich eine Orgel zu untersuchen hatte; die ganze Gesellschaft fuhr mit; es wurde Kirschkuchen aus dem Wagen auf's Pferd gereicht, in Werden im Freien gegessen, auf der Orgel erging ich mich nach Herzenslust in Phantasien und Sebastian Bächen, dann wurde in der Ruhr gebadet, so kühl und abendlich, daß es eine Wonne war; dann ritt ich sehr behaglich wieder nach Saarn. — Beim Baden in der Ruhr war es ganz apart schön, — erstlich ein Platz dicht am Wasser mit hohem Grase, in dem große behauene Steine lagen, wie einem Sultan expreß hingelegt, für's Abkühlen und für die Kleider; dann kam man gleich am Ufer bis an den Hals in's Wasser, dann waren die bewachsenen Berge gegenüber hell von der Abendsonne beschienen, und der kleine Fluß, der nur sehr langsam fließt, ganz kühl und schattig. Und recht in Deutschland fühlte ich mich, als ich hinüberschwamm und ein Mann, der am andern Ufer ging, sogleich still stand und eine ordentliche Conversation mit mir anfing, der ich im Wasser lag und pustete, ob ich da wohl Grund hätte und ob Schwimmen wohl recht schwer sei? Und dann fühlte ich mich auch leider sehr in Deutschland, als die Frau des Organisten, den ich besuchen wollte, mir einen Schnaps vorsetzte und so sehr beklagte, daß ihr Mann gerade verreist sei, weil er so viele Feinde hätte, die alle behaupteten, er könne gar nicht Orgel spielen, und weil er mir nun etwas hätte vorspielen

müssen, damit ich dann alle das Gerede durch mein Urtheil (Salomonis) zu Schanden gemacht hätte. Zank und Streit giebt's aller Orten, und zu der hübschen neuen Orgel, die sie mit vielen Kosten erbaut haben, auf einem großen geräumigen Chor, führt eine dunkle enge Hühnersteige hinauf, ohne Fenster, mit einem Strick an der Seite zum Anhalten, wo man sich an 17 Stellen den Hals brechen kann; und auf mein Befragen sagte der Pfarrer, das hätten sie absichtlich so gelassen, damit nicht ein jeder aus der Kirche auf die Orgel laufen könne. Schlösser und Schlüssel vergessen sie bei dieser großen Pfiffigkeit; dergleichen ist immer sehr betrübt für mich. — Den Abend vor dieser Saarner Reise (heut vor acht Tagen) hatte ich ein großes Vergnügen. Ich hatte die Correcturbogen meines Es dur Rondo's von Leipzig bekommen; und weil ich's nicht gern hätte drucken lassen, ohne es wenigstens einmal mit dem Orchester versucht zu haben, so lud ich mir sämmtliche hiesige Musikanten in den Musiksaal zusammen und probirte es mit ihnen. Da ich sie nun nicht bezahlen konnte, denn das hätten sie übel genommen, so gab ich ihnen ein souper mit Kalbsbraten und Butterbrod, und machte sie so betrunken, wie sie nur wünschen konnten. Das war aber das Vergnügen nicht, sondern meine Ouvertüre zur Melusine, die ich da zum erstenmale spielen ließ, und die mir sehr gut gefiel. Ich weiß so bei manchen Stücken vom ersten Tacte an, daß sie gut klingen werden und Zug haben, und so war's auch damit, sobald sich die Clarinette im ersten Tacte hinaufwälzte. Es ging schlecht, und doch hatte ich mehr Freude daran, als von mancher vollkommenen Aufführung und kam Abends mit einem so frohen Gefühl nach Hause, wie seit langer Zeit nicht. Wir spielten sie dreimal, und nach dem

letztenmale fielen die Trompeten unmittelbar nach dem letzten leisen Accorde mit einem Tusch ein, was sich sehr lächerlich machte. Auch war es schön, als wir bei Tische saßen und Einer eine lange Rede mit Einleitung und allem Möglichen anfing, und sich verhädderte, und endlich mich leben ließ, worauf die Trompeter und Pauker wie besessen aufsprangen und nach den Instrumenten liefen, um wieder Tusch zu blasen; dann hielt ich eine männliche Rede, Robert Peel's würdig, worin ich Einigkeit und christliche Liebe und Tacthalten anempfahl, und mit einem Toast auf die Fortschritte der Düsseldorfer Musik schloß. Dann sangen sie vierstimmige Lieder, unter andern eins, das ich voriges Jahr zum Musikfeste an Woringen geschenkt hatte, Musikantenprügelei genannt, welches der Abschreiber (einer der gegenwärtigen Spieler und Sänger) damals aber auch für sich abgeschrieben hatte und bei dieser Gelegenheit nun gelassen producirte, und welches mich selbst sehr lachen machte. — Dann schwuren sie, dies sei der vergnügteste Abend ihres ganzen Lebens gewesen; — dann zankten sie sich noch ein bischen, zum Zeichen, wie sehr meine Peel'sche Rede gewirkt hatte, dann legten die Nüchternen, d. h. der dicke Schirmer und ich, es wieder bei, dann gingen wir gegen Mitternacht auseinander, sie vergnügt über den Wein, und ich noch mehr über die Melusine, und am andern Morgen um 6 Uhr saß ich zu Pferde nach Saarn. Das waren ein paar lustige Tage. —

Liebe Mutter, die Königin von Bayern habe ich gesehen, aber nicht in Galla, sondern ich saß im Kahn und wollte nebst zwei anderen eben in den Rhein springen; da kam sie auf ihrem Dampfboot an; — da wir nun alle keine Schwimmhosen hatten, welches sich bei Hofe nicht schicken soll, so sprangen wir

a tempo in's Wasser, als sie näher kam, und besahen von da aus alle Ceremonien, mit denen Graf S** die Geistlichkeit und die Generale vorstellte, und wie senatus populusque Düsseldorfiensis am Ufer stand und Musik machte. Weiter habe ich dann nichts von ihr zu sehen bekommen. Aber nun bin ich ganz fertig und habe geplaudert wie nichts Gutes. — Lebt wohl, liebe Eltern!

Felix M. B.

An den Prediger Schubring in Dessau.

Düsseldorf, den 6. August 1834.

Wie kannst Du Dir nur denken, daß ich nicht gern sähe, Du habest Schneider den Text gezeigt? Und was könnte mir daran verdrießlich gewesen sein? Du hältst mich doch nicht für so einen Kerl, der, wenn er einmal eine Idee hat, die so ängstlich hütet, wie ein Geiziger sein Geld, und keinen heranläßt, bis er selbst alles producirt? Es hat das zwar eigentlich nichts Schlimmes, und doch ist mir's fatal, diese Art Aengstlichkeit, und selbst wenn mir's mal geschähe, daß Einer dasselbe machte, was ich vorhabe, wäre mir es nicht anders. Denn eins von beiden muß das bessere werden, und dann ist es gut, oder sie werden beide nicht gut, und dann ist's wieder nicht Schade. Uebrigens bin ich heute melancholisch, wie seit mehreren Tagen, wo ich complett brach liege und gar nicht schreibe, ob aus Hitze oder Schwüle, oder sonst, das weiß ich nicht. Nun ist der erste Theil des Paulus beinahe beendigt, und ich stehe davor wie die

Kuh und kann nicht in das neue Thor, und mache ihn eben doch nicht fertig, — nämlich die Ouvertüre fehlt noch, und ist ein schweres Stück. Unmittelbar nach den Worten des Herrn bei der Bekehrung habe ich einen großen Chor, „mache Dich auf, werde Licht u. s. w." Jes. 60, 1. 2, eintreten lassen, den ich bis jetzt für den besten Moment im ersten Theil halte. —

Ich weiß nicht, was ich zu Deinem Urtheile über X... sagen soll; es ist wohl ein wenig zu hart, und dann ist auch wieder etwas darin, was nur leider allzuwahr ist, und was ich mit seinen Compositionen im Zusammenhange finde. Aber doch thust Du nach meiner Ueberzeugung ihm ganz Unrecht, wenn Du ihn für einen Schmeichler hältst, da er niemals schmeicheln *will*, sondern immer für wahr und richtig hält, was er sagt, — aber wenn eben solche Erregbarkeit der Phantasie nicht auch wieder in sich ihr Bestimmtes, Festes, Schaffendes hat, wenn sie nichts hervorbringen kann, als ein augenblickliches Versetzen in etwas Fremdes, dann ist es freilich schlimm, und ich muß anfangen zu fürchten, so sei es hier, da seine Sachen mir allzusehr mißfallen. Dies schließt aber eine lange Zeit in sich, die mir schwer geworden ist, und wo mich's viel kostete, mir selbst zu sagen, was ich Dir jetzt.

Was Du mir von der ***schen Familie schreibst, ist mir auch leid, denn ich kenne kein beengenderes Gefühl, wie das, Feinde zu haben, und doch scheint es unmöglich, dem auszuweichen; wenigstens kann ich aber zu meiner Freude sagen, daß auch jetzt, wo ich mit vielen Menschen in Berührung und oft in unangenehme gekommen bin, keinen weiß, mit dem ich

nicht Freund sein würde, wenn er mir es im geringsten frei stellte, und so wird es ja wohl da auch mit Dir sein.

Mit Deinen Bemerkungen über das Theater geht es Dir ganz so schlimm, wie mit Bretschneider's Recension, denn ich bin ja selbst zwar nicht Redacteur, aber noch was Schlimmeres, eine Art Ehrenintendant, oder wie Du es nennen willst, des neuen hiesigen Theaters in spe, und nehme mich also schon aus Amtseifer der Bühnensache an. Aber im Ernst, ich bin nicht Deiner Meinung, daß das Theater für $^3/_4$ der Menschen schädlich sei, und glaube, daß die, denen es schadet, denselben Nachtheil und vielleicht einen schlimmeren finden würden ohne das Theater. Denn hier ist immer noch nicht die platte Realität, die auch in der Welt existirt, — und im Allgemeinen halte ich etwas nicht für schädlich, wenn es schlimme Folgen haben kann, sondern nur, wenn's die haben muß, und Du wirst Dir bei Deinem Theaterpublikum, wie Du es ausmalst, nur verdorbene Leute, keine gesunden denken können, die hingehen, um ein Stück und ein Kunstwerk zu sehen. Ich weiß, daß es mir immer entweder nur langweilig oder erhebend gewesen ist (freilich öfter das erste), aber verderblich hat mir's nie scheinen wollen, und es nun gar deswegen zu verbieten, — aber das spielt in ein weites Gebiet und in ein ernstes Thema hinüber, und die Politik, die leidige, spricht auch mit, und es läßt sich auf einem so kleinen Rande, wie der hier, nicht durchsprechen. Vielleicht mal mündlich, und kaum. Ich würde Dir was von meinen Sachen geschickt haben, will es aber lieber von Berlin aus thun; die Meeresstille habe ich ganz umgearbeitet diesen Winter, und glaube, sie ist etwa 30mal besser nun. Auch Lieder und Claviersachen habe ich neu. Du sagst, die Zeitungen

erhöben mich; das macht mir immer Vergnügen, obwohl ich sie selten lese, sowohl musikalische, als auch andere, nur zuweilen englische, in denen gute Reden stehen. Nun wird das Papier immer enger und kürzer, also ist der Brief aus. Lebe wohl!

Dein

Felix M. B.

An seine Mutter.

Düsseldorf, den 4. November 1834.

Liebe Mutter!

Endlich komme ich mal dazu, Dir für Deine lieben Briefe zu danken; Du weißt, wie Du mich durch Deine Zeilen gar so sehr erfreust, und hoffentlich greift Dich Dein Schreiben nicht an, denn Du schreibst so klein und deutlich und klassisch am Ende des Briefes, wie in der ersten Zeile und wie immer; — drum bitte ich Dich nur, laß mich diese Freude recht oft haben; daß ich dankbar dafür bin, kannst Du mir glauben. Du führst mich immer so recht wieder nach Hause, und ich bin da, so lange ich Deinen Brief lese, freue mich des Sommers im Garten, besuche die Ausstellung und streite mit Dir über Bendemann's kleines Bild; necke Gans über seine Satisfaction, daß ihn Metternich eingeladen, und mache fast den hübschen Russinnen wieder den Hof. — Solch' Hinversetzen nach Hause that mir doppelt wohl in den letzten Wochen, wo ich über Düsseldorf und Kunsttreiben, und Aufschwung am Rhein, und neues Streben dermaßen wetterte und schimpfte, wie selten. Ich war hier in eine entsetzliche Verwirrung und Hetze hineingerathen,

und mir ging es schlimmer, als in der geschäftigsten Zeit in London. Wenn ich mich Morgens zur Arbeit setzte, so klingelte es während jedem Tact; — da kamen unzufriedene Choristen, die man anfahren, ungeschickte Sänger, die man einstudiren, schabige Musikanten, die man engagiren mußte, und wenn es so den ganzen Tag fortgegangen war und ich mir dann sagen mußte, das sei nun Alles für das Düsseldorfer Theater und dessen Heil, so wurde ich schwer ärgerlich; endlich vorgestern entschloß ich mich, machte einen salto mortale, sprang aus der ganzen Geschichte heraus, und bin nun wieder ein Mensch. Freilich war es eine fatale Aufgabe, dies unserm Theaterselbstherrscher, alias Bühnenmufti, beizubringen, und der kneift die Lippen über mich zusammen, als wollte er mich kauen, aber ich hielt dem Verwaltungsrath eine kurze, sehr schöne Rede, sprach von meinen eigenen Arbeiten, an denen mir mehr läge, als am Düsseldorfer Stadttheater, so viel mir auch 2c.; kurz, sie ließen mich heraus mit der Bedingung, daß ich von Zeit zu Zeit dirigiren solle, und das versprach ich und das werde ich auch halten. Ich habe längst einen Brief an Rebecka angefangen, mit den schönsten Details über drei Wochen aus dem Leben eines Düsseldorfer Intendanten, aber noch immer kann ich ihn nicht endigen, und doch verweise ich darauf.

Mit dem Paulus bin ich jetzt auf dem Punkte, wo ich ihn gar zu gern Jemand vorspielen möchte, aber nun ist Niemand so recht da. Meine hiesigen Freunde sind wohl sehr außer sich darüber, aber es will nicht viel beweisen. Der Cantor* fehlt, mit den dicken Augenbrauen und der Kritik. Den zweiten

* So pflegte Mendelssohn seine Schwester Fanny oft zu nennen.

Theil habe ich nun auch beinahe ganz im Kopfe, bis auf die Stelle, wo sie den Paulus für Jupiter halten und ihm opfern wollen, wohin einige sehr gute Chöre gehören, von denen ich bis jetzt aber keine Ahnung habe, — es ist schwer! Du frägst mich, ob ich in Leipzig keine musikalischen Verlagsgeschäfte gemacht habe, liebe Mutter; aber Breitkopf und Härtel haben mir jetzt kürzlich erklärt, sie wollten Alles von mir kaufen, was ich herausgeben wollte, und zwar wegen einer künftigen Ausgabe sämmtlicher Werke (klingt das nicht höchst vornehm?), und sind durch eine Ankündigung eines andern Verlegers, wie sie mir schreiben, sehr gekränkt worden. Den Leuten kann also geholfen werden. Außerdem habe ich aber noch von sechs andern Musikalienhändlern an verschiedenen Orten Briefe bekommen, in denen sie Sachen verlangen. Dies schmeckt zwar etwas nach renommage, aber ich weiß, Du liesest dergleichen gern und lässest mir es hingehn!

An Fanny Hensel in Berlin.

Düsseldorf, den 14. November 1834.

Liebe Fanny, sei glücklich am heutigen Tage und im Jahre, das Dir anfängt, und bleibe mir gut. Ich wollte Dir gern dies Jahr wieder irgend ein Stück schicken, unter das ich den 14. November schreiben könnte, aber die „Wochen aus dem Leben eines Intendanten" haben alles verschlungen, und ich komme erst langsam wieder zu mir. Dieser Tage habe ich die Ouvertüre zum Paulus entworfen und dachte die wenigstens fertig zu machen, aber sie ist noch weit zurück. Wenn wir nur wenigstens den Abend jetzt zusammen sein könnten, denn wenn Licht kommt, wünsche ich mich immer mehr nach Hause hin, als des Morgens; und jetzt kommt eben Licht, und dann ist die Zeit vom 30. October durch den 11. November und 11. December bis zu Weihnachten und Neujahr* gewiß nicht die beste für die Fremde, auch wenn die Abende nicht lang wären. Da kann man aber fleißig sein und nächsten Sommer wieder reisen

---

* In diese Zeit fiel eine Anzahl von Geburtstagen in der Familie.

und einander besuchen. Heut möchte ich nur, daß es schon so weit wäre.

Was treibst Du nun heut Abend? Musik und Gesellschaft? Oder wird die Staatszeitung vorgelesen? (in der, wie man mir sagt, Hensel's Schule sehr gelobt und in vielen Stücken der hiesigen vorgezogen sein soll).

Aber, Du Geburtstagskind, — im Urtheil über die Bilder treffen wir diesmal nicht zusammen; denn eins der widrigsten ist mir von jeher das von S. gewesen. Wenn ein Kunstwerk künstliche Trostlosigkeit vorstellen will, wie das Verhungern in der Wüste, so habe ich keinen Antheil daran, es sei noch so gut gemacht, und das ist es nicht einmal. Das Ganze scheint mir nichts als wieder eine Variation auf Lessing's Königspaar, — diesmal mit todten Pferden. — Die Stimmung im Kunstwerk ist alltäglich, und da mag man's 20mal mit bunten Farben aufputzen, es hilft nicht. So ist mir's nicht einmal recht, daß Du bei der Gelegenheit von Lafont vom Umschwung der Geige seit Paganini sprichst, denn solche Umschwünge kenne ich nicht in der Kunst, nur allenfalls in den Leuten, und ich denke, Dir würde an Lafont dasselbe mißfallen haben, wenn Du ihn vor Paganini's Auftreten gehört hättest, und Du müßtest andererseits seine guten Seiten nicht weniger loben, nachdem Du den andern gehört hast. Man hat mir soeben ein paar neue französische musikalische Zeitungen gezeigt, wo sie immer von einer révolution du goût und einer musikalischen Umwälzung sprechen, die seit einigen Jahren stattgefunden habe, und wobei ich auch eine schöne Rolle spielen soll, — mir wird sehr übel bei so etwas. Ich denke dann immer, daß man fleißig sein soll und arbeiten, „vornehmlich keinen Menschen hassen und die

Zukunft Gott überlassen", — das Oratorium bis zum März fertig machen, eine neue A moll Symphonie und ein Clavierconcert componiren und dann wieder auf die Reise gehn, und die Leipziger Straße Nr. 3 besuchen, aber womöglich am dritten Ort. — Gestern war das zweite Concert, — nachher gräfliche soirée mit allen Excellenzen und socialen Redensarten, übermorgen muß ich wieder Oberon dirigiren und das Düsseldorfer Orchester hetzen, wie nichts Gutes. — Da bin ich denn in einen ganz griesgrämlichen Ton verfallen, der zum Geburtstagston nicht paßt. Den stimme ich nun noch einmal an und wünsche Dir viel Glück und ein gutes Jahr 1835. Lebe wohl und sei mit den Eltern und Geschwistern und allen heut recht froh.

Dein

Felix.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Düsseldorf, den 23. November 1834.

Meine liebe, liebe Rebecka!

Willst Du denn überhaupt noch was von mir lesen? Ich bin ein Strick und zwar ein grober, eigentlich ein Tau gegen Dich gewesen, und wollte gewiß, es wäre nicht so! Aber wer kann's ändern! Wenn nur zum Bessermachen Gelegenheit da wäre; die ist aber auch nicht und ich kann also blos sagen, daß ich doch hoffe, Du bleibst mir gut, und daß ich sehr dumm war. Freilich hätte ich Dir dies schon längst sagen sollen, — aber nicht können, — denn ich hatte mir vorgenommen, Dir den ersten freien Tag wieder einmal einen ordentlichen Privatbrief zu schreiben, und der erste freie Tag ist heute. — Wie es nun so dunkel wird und die Fensterladen zugehen und Licht kommt um 5, da muß ich schreiben und gleichsam an der messingenen Klingel ziehen, um zu fragen, ob Du zu Hause bist. Mach' mir nur ein freundlich Gesicht.

Wie mir es zeither gegangen ist, das kann ich gar nicht sagen, so abscheulich, aber Du mußt doch eine kleine Klage darüber hören, schon damit Du niemals auf den Einfall kommst,

Theaterdirector zu werden, oder einen der Deinigen Intendant werden zu lassen. — Gleich als ich wieder her kam*, wehte mich die Intendantenluft an. Im Statut steht: Die Intendanz besteht aus einem Intendanten und einem Musikdirector. Der Intendant wollte nun, ich sollte Musikintendant sein, er Schauspielintendant, und nun sollten wir sehen, wer dem andern den Rang abliefe, — darüber gab es gleich Scandal. Ich wollte nichts als dirigiren und einstudiren, und das war Immermann nicht genug. Wir wechselten verzweifelt grobe Briefe, in denen ich meinen Styl sehr zusammennehmen mußte, um keine Spitze unerwiedert zu lassen und meinen unabhängigen Grund und Boden zu behaupten, — aber ich glaube, ich habe Herrn Heyse ** Ehre gemacht. Wir verständigten uns darauf und zankten uns gleich wieder, weil ich nach Aachen reisen sollte, um eine Sängerin dort zu prüfen und zu engagiren, und weil ich das nicht wollte. Darauf mußte ich das Orchester engagiren, d. h. für jedes Mitglied zwei Contracte ausfertigen, mich über einen Thaler Monatsgage vorher bis auf's Blut streiten; — dann gingen sie weg, — dann kamen sie wieder und unterschrieben doch; — dann wollten sie wieder nicht am zweiten Pult sitzen, dann kam die Tante eines ganz erbärmlichen Musikers, den ich nicht engagiren konnte, und die Frau mit zwei unmündigen Kindern eines andern Erbärmlichen, um ein gutes Wort beim Herrn Director einzulegen, — dann ließ ich drei Kerls Probe spielen, die geigten so unter aller Würde, daß ich keinen von ihnen annehmen konnte; dann waren sie demüthig

* Mendelssohn hatte im Interesse des Theaters eine Reise durch einen Theil von Deutschland gemacht, um Sänger und Sängerinnen zu engagiren.
** Professor Heyse, Lehrer Mendelssohn's.

und gingen still betrübt fort und hatten ihr Brod verloren; — dann kam die Frau noch einmal wieder und weinte; — unter 30 Leuten war ein einziger, der kurz sagte: „ich bin zufrieden" und seine Contracte unterschrieb; alle andern handelten und mäkelten erst eine Stunde, bis sie mir glaubten, daß ich prix fixe hätte; mir fiel Vaters Spruch „Fordern und Bieten machen den Kauf" den ganzen Tag ein, — aber es waren vier Tage, die jämmerlichsten, die ich erlebt habe. Am vierten kam Klingemann des Morgens an und sah das Wesen, und entsetzte sich. Inzwischen studirte Rietz Morgen und Abend den „Templer" ein; — der Chor betrank sich und ich mußte mit Autorität reden; — dann rebellirten sie gegen den Regisseur, und ich mußte sie anschreien wie ein Hausknecht; dann wurde die Beutler heiser und ich bekam Angst für sie (eine mir neue Art von Angst, eine der ekligsten); dann führte ich Cherubini's Requiem in der Kirche auf; zugleich kam das erste Concert, — kurz, ich faßte meinen Entschluß: drei Wochen nach Wieder-Eröffnung des Theaters meinen Intendantenthron zu verlassen, den ich denn auch Gott sei Dank ausgeführt habe. Die übrigen Details schenke ich Dir, Du wirst genug Theater haben. — Die Sache geht so gut wie in Düsseldorf nur möglich. Rietz macht sich ausgezeichnet gut, fleißig, bestimmt und sehr geschickt, so daß alle Leute mit ihm zufrieden sind und ihn loben; wir haben an Opern bis jetzt gegeben: den Templer zweimal, den Oberon zweimal, den ich dirigirte; dann Fra Diavolo, gestern den Freischützen, — nun kommt die Entführung, Zauberflöte, Ochsenmenuett, Dorfbarbier und Wasserträger, — die Opern sind alle ganz voll, die Schauspiele aber nicht, so daß den Actionären zuweilen ein bischen bang wird. Erst fünf

Mitglieder sind bis jetzt durchgegangen, zwei davon aus dem Orchester.

Sämmtlichen Mitgliedern wurde von dem Verwaltungsrathe ein souper gegeben, welches sehr ledern war und jeden Rath des Verwaltungsraths, also auch mich, 11 Thaler kostet' worüber ich mir alle Beileidsbezeugungen verbitte, um meine Thränen nicht aufzufrischen. Seit ich aber aus der Geschichte bin, ist mir, als wäre ich ein Hecht, der wieder in's Wasser kommt; die Vormittage gehören wieder mir; Abends kann ich zu Hause sitzen und lesen; das Oratorium wird mir immer mehr zu Dank; ein paar neue Lieder habe ich auch gemacht; im Singverein geht es hübsch, wir führen bald die Jahreszeiten mit ganzem Orchester auf; nächstens will ich sechs Präludien und Fugen herausgeben, wovon Du erst zwei kennst; — das ist so ein Leben wie ich es führen kann, aber das Intendantenleben nicht. Daß wir aber nicht am Ende von solch' einem guten Tage alle zusammenkommen können und uns so recht mit einander freuen, das ist doch schlimm!*

---

* Die Art und Weise, wie Mendelssohn die Theater-Angelegenheit behandelt hatte, wurde aber von seinem Vater nicht gebilligt. Dieser schrieb ihm vielmehr einige Zeit nachher unter Anderem Folgendes:
„Sodann will ich auch auf den Punkt der dramatischen Carriere noch „einmal zurückkommen, weil sie mir allerdings für Dich sehr am Her„zen liegt. Du hast, meiner Einsicht nach, weder in productiver, noch „in administrativer Hinsicht eine ausreichende Schule durchgemacht, „um gewiß wissen zu können, daß Deine Abneigung dagegen eine „innere, in Deinem Talent und Charakter gegründet sei. Mir ist, außer „Beethoven, kein dramatischer Componist bekannt, der nicht eine ganze „Menge total vergessener Opern gemacht hätte, ehe er den rechten „Punkt zur rechten Zeit gefaßt und sich Platz gemacht hätte. Du hast erst „einen einzigen öffentlichen Versuch gemacht, der zum Theil am Texte

Hier lege ich Dir meine Uebersetzung des Alexanderfestes bei; Du mußt sie Abends in der Familie vortragen, und wenn Du mir an allen Stellen, wo Reime fehlen und wo es holprig ist, Verbesserungen schickst, so wär' mir's lieb. Doch mache ich mir zur Bedingung, daß Ramler, oder noch besser das Englische daneben gehalten wird; à propos, ich bin seitdem noch einmal auf dem Pegasus gesessen und habe Lord Byron's Gedicht übersetz dessen erste Strophe bei Theremin unverständlich

---

„gescheitert und eigentlich weder gelungen noch mißlungen ist. Später „hast Du an den Texten zu viel gemäkelt, — den rechten Mann nicht „gefunden, vielleicht aber auch nicht recht gesucht; ich kann mich des „Glaubens nicht erwehren, daß thätigere Nachforschungen und billigere „Anforderungen Dich zum Ziel führen müssen. Was aber die administrative Carriere betrifft, so veranlaßt mich diese zu einer anderen „Reihe von Betrachtungen, die ich Dir an's Herz legen will. Jeder, „der Gelegenheit und Lust hat, Dich näher und innerlicher kennen zu „lernen, so wie alle die, denen Du Lust und Gelegenheit hast Dich „deutlicher zu machen, werden Dich lieb gewinnen und achten. Das „allein reicht aber wirklich nicht aus, um thätig und wirksam in's „Leben einzugreifen; es wird vielmehr bei vorrückendem Alter, wenn „Anderen und Dir jene Lust und Gelegenheit ausgehen, zu Isolirung und „Mißmuth führen. Selbst das, was wir für Fehler halten, will, wenn „es sich einmal durchgehends in der Welt festgesetzt hat, respectirt, „oder doch wenigstens geschont sein, und das Individuum verschwindet „in der Welt. Das Ideal der Tugend hat der am wenigsten erreicht, „der es am unerbittlichsten von Anderen fordert. Das strengste Moralprincip ist eine Citadelle mit Außenwerken, an deren Vertheidigung „man nicht gern seine Kräfte verschwendet, um desto sicherer in dem „Kernwerke halten zu können, welches man freilich nur mit dem Leben „aufgeben soll. Nun' hast Du Dich unleugbar bis jetzt noch nicht von „einer gewissen Schroffheit und Heftigkeit, — von einem raschen Ergreifen und ebenso raschen Loslassen trennen können, und Dir dadurch selbst in praktischer Hinsicht vielfache Hindernisse geschaffen. „So muß ich Dir zum Beispiel bekennen, daß ich Dein Ausscheiden „von der activen Theilnahme an der Detail-Verwaltung des Düsseldorfer Theaters an und für sich gebilligt habe, die Art und Weise

und die zweite nicht treu ist. — Meins holpert aber, find' ich, vielleicht könnte von Euch Abends auch was Besseres aufgefunden werden:

„Schlafloser Augen Sonne, heller Stern!
Der Du mit thränenvollem Schein, unendlich fern,
Das Dunkel nicht erhellst, nur besser zeigst,
O wie Du ganz des Glücks Erinn'rung gleichst!
So funkelt längst vergangener Freuden Licht,
Es scheint, doch wärmt sein matter Schimmer nicht,
Der wache Gram erspäht die Nachtgestalt,
Hell, aber fern, klar — aber ach wie kalt!"

„desselben aber um so weniger, als Du sie freiwillig und, wenn ich „sagen soll, etwas unbedacht übernommen hast. Du hattest von An„fang an, sehr richtig, Dich nicht fest binden, sondern nur das Ein„studiren und Leiten einzelner Opern übernehmen wollen, diesem Ent„schluß gemäß auch ganz consequent einen Theater-Musikdirector „engagiren lassen. Wie Du nun vor einiger Zeit hierher kamst, „mit dem Auftrag Krethi und Plethi zu engagiren, gefiel mir das „Ding schon gar nicht; ich meinte aber: Du habest, da Du ohnedies „hierher gekommen warst, diese Besorgung als eine Gefälligkeit nicht „verweigern können. Nun aber, bei Deiner Rückkehr nach Düsseldorf, „und nachdem Du, sehr vernünftig, eine weitere Reise zu Engagements „gleich abschlugst, statt in diesem Sinne fortzufahren und alle odiosa „abzuweisen, lässest Du Dich damit überschütten, und da sie Dir, wie „natürlich, ekelhaft werden, lenkest Du nicht etwa ruhig ein und schaffst „sie Dir nach und nach wieder vom Halse, sondern Du springst mit „einem Male ab und zurück, giebst Dir dadurch unleugbar den Anschein „von Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, machst Dir einen Mann, „den Du auf jeden Fall politisch schonen mußtest, zum entschiedenen „Gegner, und höchst wahrscheinlich mehrere Mitglieder des Comité, „unter denen gewiß ganz respectable Leute sind, verdrießlich und nicht „zu besseren Freunden. Betrachte ich diese Sache falsch, so belehre mich „eines Bessern." —

Man wird aus diesem Briefe erkennen, einen wie unparteiischen und unbestechlichen Richter Mendelssohn in seinem Vater hatte.

Das Gedicht ist sehr sentimental, und ich glaube, ich hätte es schon mehrere Male in Gis moll oder H dur componirt (kurz mit vielen Kreuzen auf jeden Fall), aber da fällt mir denn jedesmal ein, daß Dir und Fanny die Musik von Löwe gefällt, und das bringt mich heraus und es wird nichts draus.

Adies! Bleibe mir gut.

Dein

Felix.

An Carl Klingemann in London.

Düsseldorf, den 16. December 1834.

— — — — — Nun kannst Du eigentlich schon mein ganzes zeitheriges Leben und Treiben aus diesen Zeilen gelesen haben. Denn daß es mir wohl und vergnügt geht und daß ich Dein gedenke, steht drin, und daß ich also fleißig bin und mancherlei arbeite, folgt daraus, und ich glaube sogar, der Jean Paul spukt mit hinein, den ich jetzt mit übergroßer Freude lese und der mich immer auf ein halbes Jahr mit seinen curiösen Einschachtelungen ansteckt. Fixlein las ich wieder; aber da hatte ich eigentlich das meiste Vergnügen durch die Erinnerung an die Zeit, wie ich's zuerst kennen lernte, wie Du mir's am Krankenbette vorlasest und wie mir's damals so wohl that. Aber dann habe ich seit mehreren Jahren zum ersten Male Siebenkäs wieder angefangen und eben den ersten Theil, sammt dem Schluß der Vorrede, zu Ende gelesen, und bin wirklich entzückt über das herrliche Werk. Die Vorrede allein ist schon ein Meisterstück, wie es kein Anderer machen könnte, und

nun alles im Buch, die Freunde und der Schulrath und Lenette. — Da wird Einem wohl, ein Deutscher zu sein, und man kriegt das Land wieder lieb, obgleich es jetzt dumme Gesichter, eins über das andere schneidet. Aber es tauchen doch solche Leute mal auf, und so einen herzlichen Kerl, wie den, hat wohl kein anderes Land!

— — — — — — — —

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Düsseldorf, den 23. December 1834.

Meine liebe Rebecka!

Warum sollen wir nicht einmal wie wirkliche Correspondenten über ein Thema ein paarmal hin und wieder schreiben, wenn wir uns nicht wohl verstanden haben? Ich meines Theils will einen ordentlichen Correspondenten vorstellen und muß durchaus noch einmal vom „Umschwung" schreiben; eigentlich ist es mehr an Fanny, aber seid Ihr nicht zusammengehörig? Und könnt es Euch also nicht einander mittheilen und mit einander antworten, wenn Ihr wollt? Und habe ich nicht gerade über dies Thema mancherlei gedacht und ausgeheckt seit Deinem Briefe, was mich nun zum Schreiben zwingt? Ihr müßt aber auch ordentlich antworten, bis nicht ein Körnchen mehr über den Umschwung zu sagen ist. — Sieh, ich meine, zwischen Reform, Reformiren und Revolution u. s. w. sei ein großer Unterschied. Reformen sind das, was ich in allen Dingen, in Leben und in Kunst und in Politik, und in Straßenpflaster und Gott weiß wo nicht, wünsche und liebe; denn eine Reform ist lediglich gegen

Mißbräuche negativ und schafft nur das weg, was im Wege steht; ein Umschwung aber, durch welchen das, was früher gut war (wirklich gut war), nun nicht mehr so ist oder sein soll, ist mir das Allerunausstehlichste und ist eigentlich nur die Mode. Daher wollte ich nichts davon wissen, daß Fanny sagte, Lafont's Spiel könne nicht mehr interessiren seit dem Umschwunge durch Paganini, denn wenn mich sein Spiel irgend einmal interessiren konnte, so thut es das immer, und wenn inzwischen der Engel Gabriel sich auf der Violine hören ließe. — Das ist es aber, was jene Franzosen, von denen ich sprach, durchaus nicht ahnen, daß alles Alte, Gute neu bleibt, wenn auch das Hinzukommende anders werden muß als das Alte, weil es eben von neuen oder andern Menschen ausgeht. Sie sind inwendig dieselben Alltagskinder wie die andern, und haben nur auswendig gelernt, daß was Neues kommen müßte, und nun suchen sie es zu machen, und wenn Einer mal kümmerlich applaudirt oder gestochen wird, so denkt er gleich, die révolution du goût sei da. Deshalb geberde ich mich so schlecht, wenn sie mir, wie Du sagst, die Ehre erzeigen, mich unter die Leiter dieser Bewegung zu stellen, weil ich wohl weiß, daß das ganze Menschenleben dazu gehört, sich selbst ordentlich auszubilden (oft reicht's nicht zu), weil kein Franzose und kein Journal weiß und wissen soll, was die Zukunft bringt und giebt, — weil man, um Anderer Bewegung zu leiten, vor Allem selbst in Bewegung sein muß, und weil man durch dergleichen Betrachtungen zurück schaut, nicht vorwärts, und nur durch Arbeiten weiter kommt, nicht durch Gerede, was jene nicht glauben. —

Daß ich aber, um Gotteswillen, nicht Bewegung und Re-

form verleugne, und daß ich hoffe, auch selbst einmal in der Musik reformirend zu wirken, das siehst Du, weil ich eben ein Musiker bin, denn weiter heißt das nichts für mich. Nun antworte Du schön und predige wieder!

Heute habe ich einen ganzen Chor aus dem Paulus fertig aufgeschrieben und gemacht. Da muß ich gleich Einiges aus dem heute früh erhaltenen Briefe beantworten, den Vater an Fanny dictirt und an dem Mutter die Nachschrift gemacht hat. Zuvörderst danke ich dafür. Dann, lieber Vater, bitte ich Dich ja, mir nicht Deine Bedenken zu verschweigen, wie Du es sagst, denn es ist immer lauter Vortheil für mich, und kann ich die alten Fehler nicht ändern, so könnte ich doch neue vermeiden. Daß Paulus bei der Steinigung des Stephanus nicht schon auftritt, ist allerdings ein Nachtheil, und ich könnte die Stelle an und für sich leicht ändern; — aber ich habe durchaus noch keine Art gefunden, ihn dabei auftreten zu lassen, — keine Worte, die er der biblischen Erzählung gemäß hätte sagen können, und mir schien es deshalb leichter, der biblischen Erzählung zu folgen und den Stephanus nur für sich hinzustellen. — Der andere Tadel aber, glaube ich, wird durch die Musik gehoben, indem das Recitativ des Stephanus, obwohl in den Worten lang, höchstens ein paar Minuten dauern wird, — mit allen Chören dabei bis zu seinem Tode etwa eine Viertelstunde, während es sich nachher, bei und nach der Bekehrung, ausbreitet, obgleich es weniger Worte sind.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Düsseldorf, den 12. Januar 1835.

(Ueber einen Vorschlag zu einer geistlichen Musik.)

Was ich nicht verstehe, ist der Inhalt, — der musikalisch- oder dramatisch-oratorische, oder wie Du es nennen willst, den Du Dir dabei denkst. Was Du davon anführst, die Zeit vor Johannes, dann Johannes selbst bis zu Christi Erscheinung, — darin sehe ich nur das, was ich mir bei dem Worte Advent oder Christi Geburt überhaupt denken muß. Nun weißt Du aber, daß die Musik einen Moment oder Fortgang von Momenten darstellen soll, und wie Du das nun meinst, hast Du nicht geschrieben. Eine wirkliche Kirchenmusik, d. h. für den evangelischen Gottesdienst, die während der kirchlichen Feier ihren Platz fände, scheint mir unmöglich, und zwar nicht blos, weil ich durchaus nicht sehe, an welcher Stelle des Gottesdienstes die Musik eingreifen sollte, sondern weil ich mir überhaupt diese Stelle gar nicht denken kann. Vielleicht hast Du mir etwas zu sagen, das mich darüber klarer macht, aber bis jetzt weiß ich nicht, — auch wenn ich von der preußischen Liturgie absehe, die alles Derartige abschneidet, und wohl nicht bleibend

oder gar weitergehend sein wird, — wie es zu machen sein sollte, daß bei uns die Musik ein integrirender Theil des Gottesdienstes, und nicht blos ein Concert werde, das mehr oder weniger zur Andacht anrege. So ist auch die Bach'sche Passion gewesen; — sie ist als ein selbstständiges Musikstück zur Erbauung in der Kirche gesungen worden; — von eigentlich kirchlicher oder, wenn Du willst, gottesdienstlicher Musik kenne ich nur die alt-italienischen Sachen für die päpstliche Capelle, wo aber wieder die Musik nur begleitend ist und sich der Function unterordnet und mitwirkt wie die Kerzen, der Weihrauch u. s. w. Meinst Du nun diese Art kirchlicher Musik, so fehlt mir, wie gesagt, der Anknüpfungspunkt, von dem aus ich sie mir möglich denken könnte. Für ein Oratorium aber müßte ein Hauptstoff, ein Fortschritt an bestimmten Personen gegeben sein, sonst wäre der Gegenstand zu unbestimmt; denn wenn Alles nur betrachtend, mit der Hinweisung auf die Erscheinung Christi sein sollte, so wäre die Aufgabe im Händel'schen Messias bereits schön und größer gelöst, indem er vom Jesaias anfängt und, die Geburt als Mittelpunkt betrachtend, mit der Auferstehung schließt.

Wenn Du aber sagst: „unsre arme Kirche", so muß ich Dir wunderhalber erzählen, daß ich zu meinem Erstaunen gefunden habe, daß die Katholiken, die doch nun seit mehreren Jahrhunderten Musik machen und in ihren Hauptkirchen wo möglich alle Sonntage eine musikalische Messe singen, bis heute noch nicht eine einzige besitzen, von der man sagen könnte, daß sie nur erträglich passend, nur nicht geradezu störend und opernhaft sei. Das geht von Pergolese und Durante, die die lächerlichsten Trillerchen in ihrem Gloria bringen, bis auf die heutigen

Opern=Finale's durch. Wäre ich Katholik, ich setzte mich gleich heute Abend hin und finge an, und es möchte werden wie es wolle, so würde es die einzige Messe, welche wenigstens mit fortdauernder Erinnerung an den kirchlichen Zweck geschrieben wäre. Aber ich will es vorläufig nicht thun; — vielleicht einmal später, wenn ich älter bin.

Herrn Conrad Schleinitz in Leipzig.

Düsseldorf, den 26. Januar 1835.

Hochgeehrter Herr!

Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre gütigen Zeilen und die freundliche Gesinnung für mich, die daraus spricht. Daß es mir eine Freude sein würde, in Ihrer Stadt einen so umfassenden Wirkungskreis zu finden, wie Sie ihn mir schildern, können Sie wohl denken, da es mein einziger Wunsch ist, die Musik auf dem Wege weiter zu führen, den ich für den rechten halte; und somit würde ich gern einem Rufe folgen, der mir dazu die Mittel an die Hand gäbe. Doch wäre es mir nicht lieb, durch eine solche Erklärung irgend Jemand zu nahe zu treten, und ich würde nicht wünschen, eine Stelle zu bekleiden, von der ich einen Vorgänger verdrängen müßte; erstlich halte ich's für unrecht, und dann geschieht auch wohl der Musik durch solchen Streit immer nur Schaden. — Ehe ich also auf Ihre Frage bestimmt antworten kann, müßte ich Sie bitten, mir einige Zweifel zu lösen, nämlich: von wem würde eine solche Anstellung, wie Sie sie beschreiben, ausgehen? Mit wem würde ich zu thun haben, mit einer Gesellschaft, oder Einzelnen, oder

einer Behörde? und würde ich durch meine Zusage einem andern Musiker zu nahe treten? Dies letztere bitte ich Sie, mir ganz aufrichtig zu beantworten, und sich dabei an meine Stelle zu versetzen, indem ich, wie gesagt, niemals direct oder indirect Jemand von seinem Platze zu drängen wünsche. —

Ferner ist es mir nicht deutlich nach Ihrem Briefe, wie sich die Direction einer Sing-Akademie mit einem freien Sommerhalbjahre für mich verbinden ließe, denn Sie wissen wohl, wie unumgänglich nöthig gerade die fortgesetzte Uebung für ein solches Institut ist, und wie sich also in einem halben Jahre nichts leisten ließe, das im nächsten dann nicht wieder verwischt wäre. Oder ist noch ein anderer Director dafür da, der im Sommer statt meiner die Leitung übernähme? Endlich gestehe ich Ihnen noch, daß ich im Pecuniären meine Stellung gegen die hiesige wenigstens nicht zu vermindern wünschen würde, doch würde sich dies, da Sie von einem Benefiz-Concert schreiben, wohl auch arrangiren lassen, und wir würden schon darüber übereinkommen können. —

Ich bin ganz aufrichtig zu Ihnen und hoffe, Sie deuten es mir nicht übel; auf jeden Fall bitte ich Sie, mich recht bald mit einer Antwort zu erfreuen, und mir zu glauben, daß ich Ihnen für Ihren ganzen lieben Brief, so wie für alles Ehrenvolle, was er für mich enthält, immer dankbar sein und bleiben will.

An den Capellmeister Spohr in Cassel.

Düsseldorf, den 8. März 1835.

Hochgeehrter Herr Capellmeister!

Nehmen Sie meinen Dank für Ihr freundliches Schreiben. Die Ankündigung aus Wien war mir interessant; ich hatte noch nichts davon gehört. Sie machte mir wieder das Gefühl recht lebhaft, wie unmöglich es mir sein würde, irgend etwas mit dem Gedanken an eine Preisbewerbung zu componiren, — ich käme nicht bis zum Anfange, und wenn man zum Musiker sich müßte examiniren lassen, so bin ich überzeugt, ich wäre von vornherein abgewiesen worden, denn ich hätte nichts halb so gut gemacht, als ich könnte. Der Gedanke an einen Preis oder eine Entscheidung macht mich zerstreut, und dennoch kann ich mich nicht so darüber hinwegsetzen, daß ich ihn ganz vergäße. Aber wenn Sie irgend die Stimmung dazu finden, sollten Sie es doch ja nicht unterlassen, eine Symphonie bis dahin zu componiren und einzuschicken, denn ich wüßte nicht, wer Ihnen

den Preis unter den Lebenden streitig machen könnte (zweiter Grund), und wir bekämen dann wieder eine neue Symphonie von Ihnen (erster Grund). Ueber die Zusammensetzung des richtenden Ausschusses in Wien habe ich meine Gedanken, die aber nicht recht legitim sind, sondern ein wenig rebellisch. Wäre ich die Richter, so bekäme das ganze Comité keinen Preis, wenn sich's darum bewürbe. — Sie wollen, daß ich Ihnen über meine Arbeiten schreiben soll, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich darnach fragen. Ich habe seit ungefähr einem Jahre ein Oratorium angefangen, das ich im nächsten Monat zu beendigen denke und dessen Gegenstand der heilige Paulus ist. Die Worte dazu haben mir einige Freunde aus der Bibel zusammengestellt, und ich glaube, daß der Gegenstand so wie diese Zusammenstellung sehr musikalisch und ernsthaft ist. Wenn nur die Musik auch recht so wird, wie ich's möchte. Wenigstens habe ich während des Schreibens die größte Freude daran gehabt. Auch eine neue Ouvertüre „zur schönen Melusine" habe ich vor einiger Zeit componirt, und habe eine andere wieder im Kopf. Nun möchte ich gar zu gern eine Oper machen; aber ich sehe weit und breit keinen Text und keinen Dichter. Diejenigen, welche dichten können, mögen Musik nicht ausstehen oder sie kennen das Theater nicht; und die andern kennen wieder keine Poesie und keine Menschen, sondern nur Bretter und Lampen, und Coulissen und Leinewand. So komme ich nicht dazu, eine Oper zu finden, nach der ich so viel und vergeblich schon mich bemüht habe; es thut mir aber mit jedem Tage mehr leid, drum hoffe ich endlich doch noch einen Mann zu finden, wie ich ihn mir dazu wünsche. — Mehrere Instrumentalmusik habe ich seither noch componirt, meist für Clavier, doch

auch einige andere; hoffentlich erlauben Sie mir, Ihnen einmal etwas davon zuzusenden, wenn ich Gelegenheit dazu habe. — Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrfurcht

Ihr

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Felix Mendelssohn Bartholdy in Düsseldorf von seinem Vater*.

Berlin, den 10. März 1835.

Dies ist der dritte Brief, welchen ich Dir in dieser Woche schreibe, und wenn das so fortfährt, so wird das Lesen meiner Briefe ein stehender Artikel in Deinem Zeit-Ausgabebudget werden; — dann hast Du die Schuld Dir selbst beizumessen, da Du mich durch Lob verdirbst. Ich gehe gleich zum musikalischen Theil Deines letzten Briefes über.

Dein Wort, daß Sebastian Bach jedes Zimmer, wo er gesungen wird, zur Kirche umwandele, finde ich ganz besonders treffend, und so hat auch beim einmaligen Hören der Schluß des erwähnten Stücks denselben Eindruck auf mich gemacht; sonst gestehe ich, von meiner Abneigung gegen figurirte Choräle im Allgemeinen nicht zurückkommen zu können, weil ich die

---

* Man wird den nachfolgenden Brief von Mendelssohn's Vater gewiß nicht ohne Interesse lesen, weil er auf die geistigen Beziehungen zwischen Vater und Sohn ein helles Licht wirft; es durfte ihm passender Weise hier ein Platz eingeräumt werden. Derselbe ist unter einer großen Anzahl ähnlichen Inhalts ausgewählt worden.

eigentlich zu Grunde liegende Idee nicht verstehe, besonders da nicht, wo die beiden certirenden Massen im Gleichgewicht der Kraft gehalten sind. Wo, wie z. B. im ersten Chor der Passion, der Choral nur einen wichtigeren und consistenteren Theil des Grundes ausmacht, oder wo, wie in dem oben erwähnten Stück der Cantate, wenn ich mich nach dem einmaligen Hören recht erinnere, der Choral das Hauptgebäude ist und die einzelne Stimme nur eine Verzierung, kann ich mir eher den Begriff und Zweck denken, — gar nicht aber da, wo die Figur gewissermaßen Variationen auf's Thema ausführt. Ueberhaupt ist mit dem Choral nicht zu spaßen. Das höchste Ziel dabei ist, daß das Volk ihn unter Begleitung der Orgel rein singe, — alles andere erscheint mir eitel und unkirchlich.

Am letzten Musikmorgen bei Fanny wurde die Motette von Bach: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" und Dein Ave Maria von gewählten Stimmen gesungen. Eine große Stelle des letztern, in der Mitte, so wie auch das Ende, schienen mir zu künstlich und schwierig für den einfach frommen und allerdings ächt katholischen Styl, welcher übrigens darin vorherrscht. Wenn nun Rebecka bemerkt, daß einige Confusion in der Ausführung dieser Stelle stattgefunden habe, welche ich für zu schwierig gehalten habe, so beweist das nur, daß ich ein Ignorant bin, nicht aber, daß nicht das Ende doch zu spitzfindig modulirt sei. Was nun Bach betrifft, so scheint mir das genannte Stück ein ganz bewunderungswürdiges. Schon die Einleitung, welche Fanny besonders schön spielte, hat mich überrascht und ergriffen, wie lange Nichts, und ich mußte wieder an Bach's Einsamkeit denken, an seinen ganz isolirten Stand in Umgebung und Mitwelt, an die reine, milde, ungeheure Kraft

und die Klarheit der Tiefe. Von den einzelnen Stücken hat sich mir „Bestelle dein Haus“ und „Es ist der alte Bund“ — augenblicklich und dauernd eingeprägt; weniger die Baß-Arie mit den Alt-Soli. Was mir zuerst bei der Passion klar wurde, daß Bach der musikalische Repräsentant des Protestantismus sei, wird mir bei jedem neuen Stück, das ich von ihm höre, positiv oder negativ evident, — so neulich durch die Messe, die ich in der Akademie hörte und die mir auf's Entschiedenste antikatholisch vorkömmt, daher denn auch alle ihre großen Schönheiten mir den innern Widerspruch ebenso wenig lösen zu können schienen, als dies möglich wäre, wenn ein protestantischer Geistlicher in einer protestantischen Kirche Messe läse. Nebenbei wurde mir aber auf's Neue klar, welch' großes Verdienst es von Zelter war und bleibt, Bach den Deutschen wiedergegeben zu haben, denn zwischen Forkel und ihm war von Bach wenig die Rede, und dann auch fast nur vom wohltemperirten Clavier. Ihm ist zuerst das wahre Licht über Bach aufgegangen, durch den Besitz anderer seiner Werke, die er als Sammler kennen lernte und als wahrer Künstler Andere kennen lehrte. Seine musikalischen Aufführungen am Freitag sind abermals ein Beleg, daß nichts, was mit Ernst angefangen und in der Stille ununterbrochen fortgesetzt wird, ohne Erfolg bleiben kann. Ausgemacht ist es wenigstens, daß Deine musikalische Richtung ohne Zelter eine ganz andere geworden wäre. —

Dein Vorsatz, Händel in seiner ursprünglichen Gestalt zu restauriren, hat mich zu einigen Gedanken über die spätere Instrumentirung seiner Werke veranlaßt. Es entsteht dabei gewöhnlich die Frage, ob Händel, wenn er heut schriebe, sich nicht aller jetzt vorhandenen musikalischen Mittel bedienen würde,

um seine Oratorien zu componiren, was am Ende doch nichts weiter heißt als: ob die künstlerisch sittliche Gestaltung, welcher wir den Namen Händel geben, heute dieselbe äußere Form annehmen würde, welche sie vor 100 Jahren gehabt hat, oder im weiteren Sinne, ob die Welt heute aussieht, wie sie vor 100 Jahren ausgesehen hat, worauf dann die Antwort sich von selbst ergiebt. Man muß aber die Frage anders stellen, und zwar nicht, ob Händel heute seine Oratorien componiren würde, wie vor 100 Jahren, sondern ob er überhaupt Oratorien componiren würde. Wohl schwerlich, wenn sie jetzt nur so zu schreiben wären, wie in der neuesten Zeit geschehen ist. Daraus, daß ich Dir das sage, kannst Du entnehmen, wie erwartungsvoll und zutrauend ich dem Deinigen entgegen sehe, welches hoffentlich die Aufgabe der Verbindung alten Sinns mit neuen Mitteln lösen wird, sonst würde die Wirkung ebenso gewiß ausbleiben, als die Maler des 19. Jahrhunderts sich nur lächerlich machen würden, die die Religiosität des 15. Jahrhunderts mit langen Armen und Beinen und einer auf den Kopf gestellten Perspective wiederherstellen wollten. — Mir scheinen die neuen Mittel, so wie eigentlich Alles in der Welt zu rechter Zeit gekommen zu sein, um den schwächer werdenden inneren Motiven belebend zur Seite zu stehen, denn auf der Stufe religiösen Sinnes, auf welcher sich Bach, Händel und ihre Zeitgenossen befanden, brauchten sie keines großen Orchesters zu ihren Oratorien, und ich selbst erinnere mich noch sehr wohl aus meinen jüngsten Jahren, daß der Messias, Judas und das Alexanderfest ganz wie sie Händel geschrieben und sogar ohne Orgel, zu Aller Freude und Erbauung gegeben worden sind. —

Wie bringt man aber jetzt, wo Leerheit der Gedanken und Lärm in der Musik sich allmählig in umgekehrtem Verhältniß zu einander entwickelt haben, die Sache zum Stehen? Das Orchester ist einmal da und wird seine jetzige Gestalt wohl eine lange Zeit ohne wesentliche Veränderung beibehalten. Reichthum ist aber auch nur dann ein Fehler, wenn man ihn nicht zu verwenden weiß. Wie also soll das Reiche des Orchesters verwendet werden? Welche Anleitung kann der Dichter dazu geben, und in welchen Regionen, oder soll die Musik sich ganz von der Poesie trennen und rein selbstständig wirken? Ich glaube nicht, daß sie letzteres können wird, wenigstens nur in beschränktem Maße und nicht allgemein gültig; zu ersterem müßte aber ein Gegenstand sowohl für die Musik wie für die Malerei gefunden werden, welcher durch seine Innerlichkeit, allgemeine Gültigkeit und Verständlichkeit die früheren religiösen zu ersetzen im Stande wäre. Nun will es mich bedünken, als ob die beiden Haydn'schen Oratorien auch in dieser Beziehung eine sehr merkwürdige Erscheinung wären. Beide Gedichte sind schwach, als solche betrachtet; aber sie haben auf eine sehr glückliche Weise statt des alten positiven und fast übersinnlichen Religionsmotivs dasjenige ergriffen, welches die Natur, als sichtbare Emanation der Gottheit, in ihrer Allgemeinheit und ihren tausendfältigen Einzelnheiten jedem offenen Gemüth einflößt. — Daher die unendlich tiefe, aber auch heitere, allgemein gültige und gewiß ächt religiöse Wirkung dieser beiden Werke, die bis jetzt ganz allein stehen; — daher das Zusammenwirken aller hin und wieder kleinlichen, spielenden Einzelnheiten derselben mit dem großartigsten und treuesten Gefühl des Dankes, welches aus dem Ganzen hervorquillt und daher kömmt es auch, daß, ich wenig-

stens, das Krähen des Hahnes, das Singen der Lerche, das Gebrüll des Rindviehs und die Fröhlichkeit des Landvolkes, sowohl in der Schöpfung als auch in den Jahreszeiten, ebenso wenig gern vermissen würde, als in der Natur selbst. — Mit anderem Worte: Schöpfung und Jahreszeiten sind auf Natur und sichtbaren Gottesdienst gegründet, und sollten da nicht noch neue Stoffe für die Musik zu finden sein? —

Die Veröffentlichung des Goethe'schen Briefwechsels mit einem Kinde halte ich für einen wahrhaft ärgerlichen und verderblichen Mißbrauch der Presse, durch welchen schnell und immer schneller alle Illusion zerstört wird, ohne die das Leben ein Tod ist. Lebe Du mit Illusionen wohl und erhalte Dir die kindliche Anhänglichkeit an

Deinen

Vater.

An seinen Vater.

Düsseldorf, den 23. März 1835.

Lieber Vater!

Ich habe Dir noch zu danken für den letzten Brief und mein Ave; ich kann es oft gar nicht begreifen, wie es möglich ist, über Musik ein so genaues Urtheil zu haben, ohne technisch musikalisch zu sein, und wenn ich das, was ich allerdings dabei empfinde, so klar und anschaulich sagen könnte, wie Du, sobald Du darüber sprichst, so wollte ich keine einzige confuse Rede mehr in meinem Leben halten. Habe tausend Dank dafür, und für Deine Worte über Bach. Du hast nun freilich nach einigem unvollkommenen Hören meines Stückes das herausgefunden, was ich nach langer Bekanntschaft erst jetzt, und darüber sollt' ich mich wohl ein wenig ärgern; aber dann ist mir's doch wieder lieb, daß eine solche Deutlichkeit des Gefühls bei Musik da ist, und daß Du die gerade hast, denn was am Ende und in der Mittelstelle verfehlt ist, liegt in so kleinen Fehlern, die sich mit so wenig Noten (namentlich weggestrichenen) hätten verbessern lassen, daß weder ich

noch irgend ein Musiker ohne öfteres Hören darauf gekommen wäre, weil wir es in der Regel viel tiefer suchen. Es schadet der Einfachheit des Klanges, die mir gerade im Anfang gut gefällt, und wenn ich auch meine, daß es bei vollkommener Ausführung, namentlich mit großem Chor, weniger auffallen würde, so wird doch immer etwas davon bleiben. Indessen will ich's ein andermal schon besser machen. Ich möchte aber, Du hörtest den Bach noch einmal, weil sein Stück, das Du weniger hervorhebst, mir darin am meisten gefällt: — es ist die Alt- und Baßarie; nur muß der Choral von vielen Altstimmen und der Baß sehr schön gesungen werden. So herrlich die Stücke „bestelle dein Haus" und „es ist der alte Bund" sind, so liegt allein in dem Plane von dem folgenden Stücke, wie der Alt anfängt, der Baß darauf ganz frisch und neu unterbricht und bei seinen Worten bleibt, während der Choral als Drittes eintritt, und wie dann der Baß freudig schließt, und der Choral noch lange nicht, sondern immer stiller und ernsthafter fort singt, etwas sehr Erhabenes und Tiefsinniges. — Uebrigens ist es eigen mit dieser Musik; — sie muß sehr früh oder sehr spät fallen, denn sie weicht ganz von seiner mittleren gewöhnlichen Schreibart ab, und die ersten Chorsätze und der Schlußchor sind so, daß ich sie gar nicht für Sebastian Bach, sondern für irgend einen andern aus der Zeit gehalten hätte, während doch kein anderer Mensch einen Tact aus den mittleren Stücken gemacht haben kann.

Mutter denkt sich Hiller doch nicht richtig; denn trotz seiner Freuden und Ehren in Paris und seiner Zurücksetzungen in Frankfurt schreibt er, daß er mich um meinen Platz hier am Rhein mit allen seinen Fatalitäten beneide, und da sich

wohl noch einer in Deutschland finden wird, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn aus der Pariser Ehren- und Plaisir-Atmosphäre in die Arbeitsstube zurück zu persuadiren. —

Nun leb' wohl, lieber Vater. Bitte, laß mich bald von Dir viel hören.

Dein

Felix.

An seinen Vater.

Düsseldorf, den 3. April 1835.

Lieber Vater!

Es freut mich sehr, daß Dir das Programm des Cölner Musikfestes gefällt. Die Orgel zum Salomon werde ich nicht selbst spielen können, da sie im Hintergrunde des Orchesters stehen muß und fast alle Stücke begleitet, während die hiesigen Chöre und Spieler an ein fast immerwährendes Tactschlagen gewöhnt sind. Ich werde daher die ganze Orgelstimme in der Art, wie ich sie mir gespielt denke, schreiben müssen, und der dortige Domorganist Weber wird sie spielen; er soll ein fester Musikus und tüchtiger Spieler sein, — also geht das recht gut und macht mir nur die große Arbeit des Schreibens, da ich die Sache so gut wie möglich zu haben wünschte. — Auch mit dem Morgengesang* habe ich Arbeit gehabt, da Vieles darin geändert werden mußte, was bei den hiesigen Mitteln unmöglich ausgeführt werden kann; er hat mir aber dabei von neuem ungemein gefallen, namentlich der Stern, der Mond, die Elemente und der ganze vor-

* Von Reichardt. Vergleiche die auf Reichardt bezügliche Stelle im Brief vom 28. December 1833, Seite 20.

treffliche Schluß. Bei den Worten „und schlich in dieser Nacht“ u. s. w. wird es so romantisch und poetisch, daß mich's jedesmal von neuem erfreut und ergreift; drum macht mir es Vergnügen, solch' einem nobeln Mann einen Dienst erweisen zu können. Die vom Comité wunderten sich sehr, als ich behauptete, es sei schön, und wollten kaum daran, allein sie waren denn doch zu Allem zu bereden. — Sogar eine Ouvertüre von Bach hätten sie geben müssen, wenn ich nicht eine allzu starke Contrarevolution gescheut hätte. — Von mir kommt gar nichts; dafür (wahrscheinlich aus Dankbarkeit) wollen sie durchaus mein „wohlgetroffenes Bildniß“ an den Pfingsttagen erscheinen lassen und ausgeben, wogegen ich mich tapfer wehre, und weder sitzen noch still halten will, weil ich all' dergleichen Großthuerei nicht mag.

Daß Eure Gegenwart mich nicht nur nicht hemmen, sondern im Gegentheil mir erst die rechte Lust und Freude am Gelingen geben wird, weißt Du wohl. Laß mich Dir bei dieser Gelegenheit auch sagen, daß mir der Beifall und die Freude des Publikums, für die ich gewiß empfänglich bin, erst das rechte Vergnügen machen, wenn ich Euch davon schreiben kann, weil ich weiß, daß sie Euch freuen, und daß mir an einem Worte des Lobes von Euch wahrhaftig mehr liegt, oder daß es mich glücklicher macht, als alle Publikums in der Welt, die zusammen klatschen, und daß es mir darum die liebste Belohnung für meine Arbeit ist, wenn ich Euch unter den Zuhörern sehen kann.

Mein Oratorium* wird erst im November in Frankfurt aufgeführt werden, wie mir Schelble schreibt, und so lieb es mir wäre, wenn Du es bald hörtest, so möchte ich doch noch

* Der Paulus.

lieber, Du hörtest es bei dem Musikfeste im nächsten Jahre zuerst. Um dies bestimmt anzunehmen, habe ich mir vorbehalten, die Aufführung in Frankfurt abzuwarten, damit ich selbst es erst höre und wisse, ob es für das Musikfest paßt; aber wenn das der Fall ist, wie ich hoffe und wünsche, so wird sich's da viel schöner ausnehmen, und dann ist es das Musikfest, das Du lieb hast, und Pfingsten statt November, und besonders werde ich dann schon wissen, ob es Dir gefallen wird oder nicht, worüber ich jetzt noch nicht sicher bin.

Ich kann den Brief nicht schließen, ohne von dem göttlich schönen Wetter zu sprechen, das uns hier erfreut. Heitere, warme Luft und Sonnenschein, und Grün und Lerchen vollauf! Heute ritt ich durch einen Wald und hielt wohl eine Viertelstunde still, um den Vögeln zuzuhören, die in der großen Einsamkeit in einem fort sprangen und Lärm machten.

Dein

Felix.

Herrn Conrad Schleinitz in Leipzig.

Düsseldorf, den 16. April 1835.

Hochgeehrter Herr!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren letzten Brief und für das freundliche Interesse, das Sie an mir so wie an meinem Kommen nach Leipzig nehmen. Da ich durch den Brief des Herrn Stadtrath Porsche so wie durch den der Vorsteher des Concertes sehe, daß ich in Leipzig keinem andern Musiker zu nahe treten würde, so ist die eine Hauptschwierigkeit allerdings gehoben. Doch ist nun eine andere da, indem der Brief der Vorsteherschaft die Stelle auf andere Weise zu beabsichtigen scheint, als Sie es in dem Ihrigen thun. — Es ist nämlich die Direction von zwanzig Concerten nebst den Extraconcerten darin unter den Verpflichtungen aufgeführt, aber ein Benefiz-Concert (von dem Sie mir schreiben) ist nicht erwähnt. Ich habe darauf in meiner Antwort gesagt, was ich Ihnen schon früher schrieb, daß ich, um mich zum Umzuge zu bestimmen, mir dieselben pecuniären Vortheile gesichert wünschte, die ich hier habe. Wenn ein Benefiz-Concert, wie Sie sagen, 2—300 Thlr. eintragen kann, so wäre diese Summe freilich zu entsprechen-

der Erhöhung des Gehalts sogleich aufgebracht; doch gestehe ich Ihnen, daß ich darauf nicht angetragen habe und es sogar nicht angenommen hätte, wenn man es mir angeboten hätte. Ein anderes wäre es, wenn die Gesellschaft ein Concert mehr geben und davon etwa den mir ausgesetzten Gehalt gewinnen wollte; ich selbst habe mir bei meiner musikalischen Carriere vorgenommen, keine Concerte für mich (zu meinem Vortheil) zu veranstalten. Sie wissen vielleicht, daß es mir persönlich auf den pecuniären Punkt weniger ankommen würde, wenn meine Eltern nicht (und ich glaube ganz mit Recht) verlangten, daß ich meine Kunst als Beruf treiben, daß ich davon leben können soll. Ich habe mir nun zwar gewisse Dinge vorbehalten, die ich wegen meiner, in dieser Hinsicht begünstigten Stellung nicht thun will, z. B. eben Concerte oder Stunden geben; doch sehe ich die Richtigkeit dessen, was meine Eltern verlangen, so sehr ein, daß ich mich in den andern Verhältnissen gern ganz wie ein Musiker, der von seiner Kunst lebt, betrachte und daß ich mir somit, um meine bisherige Stellung zu verlassen, eine gleiche gesichert wünschen muß. — Ich glaube nicht, daß das, was ich verlange, unbescheiden ist, da man es mir hier angeboten hat, und eben deshalb hoffe ich auch, werde es nicht unmöglich sein, daß es sich ähnlich in Leipzig gestalte. Es trat hier damals ein Verein zusammen, der mir zur Pflicht machte, den Singverein, die Concerte u. s. w. zu dirigiren, und der theils in Gemeinschaft mit dem Singverein, theils durch den Ertrag der Concerte meinen Gehalt aufbrachte. Ob nun etwas der Art bei Ihnen möglich sei, ob es durch ein Concert mehr ausgeglichen werden könne, ob man mir die Verpflichtung bestimmter Lei-

stungen dafür auflegen wolle, das Alles weiß ich freilich nicht zu entscheiden, nur wünschte ich mir auf eine oder die andere Weise eine bestimmte Stellung wie die hiesige gesichert, und wenn Ihre Idee mit dem Benefiz-Concert sich in dieser Art verändern und ausführen ließe, so wäre allerdings immer viel Hoffnung noch für mich, daß sich die Sache so stellte, wie ich's mir wünsche. —

Können Sie nun zur Erfüllung meiner, den Vorstehern geäußerten Wünsche beitragen, so verpflichten Sie mich dadurch, denn Sie wissen, wie lieb mir ein Aufenthalt und Wirkungskreis in Ihrer Stadt wäre. Auf jeden Fall erhalten Sie mir Ihre freundliche Gesinnung und erhalten Sie Dank dafür.

An Herrn Regierungs-Secretair Hirte in Cöln.

Düsseldorf, den 18. Mai 1835.

Hochgeehrter Herr!

Nehmen Sie meinen Dank für die freundlichen Zeilen, durch die Sie mich erfreut haben. Die Idee, die Sie mir darin mittheilen, ist für mich sehr ehrenvoll, und dennoch gestehe ich Ihnen, daß ich eine gewisse Scheu davor habe und sie schon seit längerer Zeit nicht ablegen kann. Es ist jetzt so gang und gäbe, daß die unbekannten oder mittelmäßigen Leute ihr Bildniß herausgeben, um dadurch etwa bekannter zu werden, oder daß die Anfänger es gleich von vorn herein thun, — daß ich von jeher Furcht hatte, dies auch zu früh zu thun. Ich wünschte, daß es nicht eher geschähe, als bis ich irgend etwas hingestellt hätte, was diese Ehre nach meiner Ueberzeugung verdient. Das ist aber bis jetzt noch nicht der Fall, und so möchte ich gern eine solche Anerkennung aufschieben, bis ich derselben nach meiner eigenen Ueberzeugung würdiger bin. Haben Sie aber vielen Dank für die Freundlichkeit und Güte, mit der Sie mir diese Anerbietung gemacht haben*.

Ich bin 2c. 2c.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

* Vergleiche die betreffende Stelle im Brief vom 3. April 1835, Seite 93.

An seine Familie.

Leipzig, den 6. October 1835.

Seit einer Woche suche ich nach einer freien Stunde, um die lieben Briefe, die ich von Euch empfangen habe, zu beantworten und mich dafür zu bedanken, aber die Londoner Tage mit ihren Zerstreuungen waren nicht schlimmer, als die Zeit bis zu Fanny's Abreise, bis nun endlich jetzt nach glücklichem Ablaufen des ersten Concerts sich die Ruhe wiederfinden läßt. — Nämlich den Tag, nachdem ich Hensels nach Delitzsch begleitet hatte, war Chopin da; er wollte nur einen Tag bleiben und so waren wir diesen auch ganz zusammen und machten Musik. Ich kann Dir nicht leugnen, liebe Fanny, daß ich neuerdings gefunden habe, daß Du ihm in Deinem Urtheile nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lässest; vielleicht war er auch nicht recht bei Spiellaune, als Du ihn hörtest, was ihm wohl oft begegnen mag; aber mich hat sein Spiel wieder von Neuem entzückt, und ich bin überzeugt, wenn Du, und auch Vater, einige seiner besseren Sachen so gehört hättest, wie er sie mir vorspielte, Ihr würdet dasselbe sagen. Es ist etwas Grundeigenthümliches in seinem Clavierspiel, und zugleich so sehr

Meisterliches, daß man ihn einen recht vollkommenen Virtuosen nennen kann; und da mir alle Art von Vollkommenheit lieb und erfreulich ist, so war mir dieser Tag ein höchst angenehmer obwohl so ganz verschieden von den vorigen mit Euch, Hensels. — Es war mir lieb, mal wieder mit einem ordentlichen Musiker zu sein, nicht mit solchen halben Virtuosen und halben Classikern, die gern les honneurs de la vertu et les plaisirs du vice in der Musik vereinigen möchten, sondern mit einem der seine vollkommen ausgeprägte Richtung hat. Und wenn sie auch noch so himmelweit von der meinigen verschieden sein mag, so kann ich mich prächtig damit vertragen; — nur mit jenen halben Leuten nicht. — Der Abend des Sonntags war wirklich curios, wo ich ihm mein Oratorium vorspielen mußte, während neugierige Leipziger sich verstohlen hereindrückten, um Chopin gesehen zu haben, und wie er zwischen dem ersten und zweiten Theile seine neuen Etüden und ein neues Concert den erstaunten Leipzigern vorras'te, und ich dann wieder in meinem Paulus fortfuhr, als ob ein Irokese und ein Kaffer zusammenkämen und conversirten. — Auch ein gar zu niedliches neues Notturno hat er, von dem ich manches auswendig behalten habe, um es Paul zu seinem Vergnügen vorzuspielen. So lebten wir lustig mit einander, und er versprach in allem Ernste, im Laufe des Winters wiederzukommen, wenn ich eine neue Symphonie componiren und ihm zu Ehren aufführen wollte; wir beschworen es beide vor drei Zeugen, und wollen nun einmal sehen, ob wir beide Wort halten werden. — Noch vor seiner Abreise kamen meine Händel'schen Werke an, über die Chopin eine wahre kindische Freude hatte; aber sie sind auch wirklich so schön, daß ich mich nicht genug darüber freuen kann; 23 große

Folianten, auf die bekannte englisch elegante Manier in dickes grünes Leder gebunden, auf jedem Rücken mit gewaltigen goldenen Buchstaben der Titel des Ganzen und der Inhalt des Bandes, auf dem ersten Bande außerdem folgende Worte: „Dem Director F. M. B. Das Musikfest=Comité 1835 in Cöln", dabei ein sehr freundlicher Brief des gesammten Comité mit all' ihren Unterschriften; und nun, wie ich auf's Gerathewohl Samson herausziehe und gleich zu Anfang eine große Arie des Samson finde, die kein Mensch kennt, weil sie Herr v. Mosel gestrichen hat, und die an Schönheit keiner Händel'schen weicht, und so das Vergnügen, das mir an allen 32 Bänden bevorsteht, — da könnt Ihr Euch meine Freude denken. Ehe er abreis'te, kam Moscheles, und gleich in der ersten halben Stunde spielte er mir ein zweites Heft Lieder ohne Worte zu meinem größten Vergnügen vor; er ist unverändert derselbe, nur in seinem Aeußeren etwas älter, sonst frisch und lustig wie sonst, und spielt ganz prächtig; wieder eine andere Art von vollkommenem Virtuosen und Meister dazu. Nun kamen aber die Proben zum ersten Abonnement=Concerte nach und nach, und vorgestern Abend fing also meine Leipziger Musikdirectorschaft an. Ich kann Euch gar nicht sagen, wie zufrieden ich mit diesem Anfang bin, und mit der ganzen Art, wie sich meine Stellung hier anläßt. Es ist eine ruhig ordentliche Geschäftsstellung; man merkt, daß das Institut seit 56 Jahren besteht, und dabei scheinen die Leute mir und meiner Musik recht zugethan und freundlich. Das Orchester ist sehr gut, tüchtig musikalisch, und ich denke, in einem halben Jahre soll es noch besser werden, denn mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen,

das war mir in den beiden Proben, die wir bis jetzt hatten, ordentlich rührend; es war immer ein Unterschied, als ob ein anderes Orchester spielte. Einige Mängel sind noch im Personal, aber sie werden wohl nach und nach abgestellt werden, und ich glaube, einer Reihe sehr angenehmer Abende und guter Aufführungen entgegensehen zu können. Ich wollte, Ihr hättet die Einleitung meiner „Meeresstille" gehört (denn damit fing das Concert an); es war im Saal und auf dem Orchester eine Ruhe, daß man das feinste Tönchen hören konnte, und sie spielten das ganze Adagio geradezu meisterhaft; weniger das Allegro, wo sie, an ein langsames Tempo gewöhnt, immer schleppen wollten; das Ende dagegen wieder, wo der langsame 4/4 Tact ff anfängt, war prächtig gelungen, die Geigen fuhren mit einer Wuth zu, daß ich mich ordentlich erschreckte, und Publicus freute sich. — Die folgenden Stücke, Arie aus E dur von Weber, Violinconcert von Spohr und Introduction aus Ali Baba, gingen weniger gut; die eine Probe war nicht zureichend, und es wackelte manchmal; dagegen klappte die B dur Symphonie von Beethoven, die den zweiten Theil ausmachte, ganz herrlich, und die Leipziger jubelten nach jedem Satz. — Es war aber auch eine Aufmerksamkeit und Spannung im ganzen Orchester, wie ich sie nie größer gesehen; sie paßten auf wie — Schießvögel, hätte Zelter gesagt. —

Nach dem Concert empfing und machte ich auf dem Orchester eine Masse Gratulationen; — erst das Orchester, dann die Thomaner (welche Prachtjungen sind, und so pünktlich eintreten und loslegen, daß ich ihnen einen Orden versprochen habe), dann kam Moscheles mit einem Hofstaat von Dilettanten, dann die beiden musikalischen Zeitungen, und so weiter. Frei-

tag ist Moscheles' Concert, ich muß darin mit ihm sein zweiclavieriges Stück spielen, ferner spielt er mein neues Clavierconcert; meine „Hebriden" kommen auch darin angeschwommen. Heute Nachmittag spielt Moscheles, Clara Wieck und ich Seb. Bach's Tripel-Concert aus D moll. Wie liebenswürdig Moscheles wieder gegen mich ist, wie herzlichen Antheil er an meiner Stellung hier nimmt, wie sehr mich's freut, daß er so ganz damit zufrieden ist, wie er mein Es dur Rondo zu meiner Bewunderung spielt, besser als ich's mir gedacht habe, wie wir Mittags in seinem Hôtel essen und Abends im meinigen Thee mit Musik trinken, — davon könnt Ihr Euch die Beschreibung denken, denn Ihr kennt ihn, namentlich Du, lieber Vater. Das sind vergnügte Tage, und wenn ich auch wenig zum Arbeiten dabei komme, so bring' ich's schon wieder ein, wenn ich so viel Genuß davon habe, wie jetzt. —

Agitationen hat mir das erste Concert nicht gemacht, liebste Mutter, aber zu meiner Schande gestehe ich, daß ich noch niemals so befangen beim Herauskommen war, als diesmal; ich glaube, es machte, weil so lange darüber correspondirt und verhandelt war, und ich noch kein Concert derart gesehen hatte. Die Localität und die Lichter machten mich irre.

Und nun lebt alle wohl und glücklich, und bitte, schreibt mir sehr oft.

Euer

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 6. December 1835.

Lieber Schubring!

Du wirst es schon wissen, welch' schwerer Schlag mein und aller der Meinigen glückliches Leben getroffen hat!* Es ist das größte Unglück, was mir widerfahren konnte, und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muß. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen, ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es desto sicherer: es muß für mich ein neues Leben anfangen oder alles aufhören, — das alte ist nun abgeschnitten. Zu unserm Trost und Vorbild erträgt Mutter den Verlust so ruhig und standhaft, daß es zu bewundern ist; sie freut sich an den Kindern und Enkeln, und sucht sich so die unersetzliche Lücke zu verbergen; meine Geschwister thun, was sie können, um ihre Schuldigkeit desto vollkommener zu erfüllen, je schwerer sie ihnen wird; ich war auf 10 Tage in Berlin, um durch meine Gegenwart die Mutter wenigstens mit dem Rest der Familie vollzählig zu umgeben, —

---

*Der Tod des Vaters.

aber welche Tage das waren, das brauche ich Dir nicht zu sagen; Du weißt es wohl und hast gewiß meiner gedacht in dieser dunkeln Zeit. Gott hat meinem Vater die Bitte, die er lange wiederholt hatte, gewährt; sein Ende war so ruhig und sanft, und so unerwartet schnell, wie er es sich gewünscht hatte. Mittwoch den 18ten war er noch von allen den Seinigen umgeben, ging Abends spät zu Bette, klagte Donnerstag früh ein wenig, und um ½11 Uhr war sein Leben geendet. — Die Aerzte wissen der Krankheit keinen Namen zu geben. — Gerade so soll mein Großvater Moses gestorben sein, wie der Onkel uns sagte; in demselben Alter, ohne Krankheit, heiteren und ruhigen Sinnes. Ich weiß nicht, ob Du wußtest, wie besonders seit einigen Jahren mein Vater gegen mich so gütig, so wie ein Freund war, daß meine ganze Seele an ihm hing und ich während meiner langen Abwesenheit fast keine Stunde lebte, ohne seiner zu gedenken; aber da Du ihn in seinem Hause mit uns Allen und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hast, so wirst Du Dir denken können, wie mir jetzt zu Muthe ist. — Das einzige bleibt da, die Pflicht zu thun, und dahin suche ich mich zu bringen, mit allen meinen Kräften; denn er würde es so verlangen, wenn er noch gegenwärtig wäre, und ich will nicht aufhören, wie sonst nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann. — Das hätte ich nicht gedacht, als ich die Beantwortung Deines Briefes verschob, daß ich ihn so würde beantworten müssen; — habe auch jetzt noch Dank dafür und für alle Deine Freundlichkeit. — Die eine Stelle zum Paulus war vortrefflich: „der Du der rechte Vater bist". Ich habe gleich einen Chor dazu im Kopfe gehabt, den ich nächstens schreiben will. Ueberhaupt mache ich mich nun mit dop-

peltem Eifer an die Vollendung des Paulus, da der letzte Brief des Vaters mich dazu trieb, und er sehr ungeduldig die Beendigung dieser Arbeit erwartete; mir ist's, als müßte ich nun alles anwenden, um den Paulus so gut als möglich zu vollenden und mir dann denken, er nähme Theil daran. Fallen Dir noch gute Stellen auf, so schicke sie mir immer noch, Du kennst ja den Gang des Ganzen; ich habe heute zum ersten Male wieder daran geschrieben und will es nun täglich thun. — Wenn es fertig ist, wie dann weiter, das wird Gott geben. Lebe nun wohl, lieber Schubring, und denke meiner.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Leipzig, den 9. December 1835.

Deinen guten Brief erhielt ich hier an dem Tage, wo bei Dir die Taufe sein sollte, als ich eben von Berlin zurückgekommen war, wo ich meiner Mutter die ersten Tage nach dem Verlust meines Vaters zu erleichtern gesucht hatte. So bekam ich die Nachricht Deines Glücks, als ich hier wieder in meine leere Stube trat und zum ersten Male recht im Innersten fühlte, was es heißt, das bitterste, schmerzlichste Unglück zu erleben. Denn der Wunsch, den ich mir vor allen jeden Abend wieder gewünscht hatte, war der, diesen Verlust nicht zu erleben, weil ich an meinem Vater so ganz und gar gehangen hatte, oder vielmehr hänge, daß ich nicht weiß, wie ich mein Leben nun fortsetzen werde, und weil ich nicht blos den Vater entbehren muß (ein Gefühl, das ich mir schon seit meiner Kindheit als das herbste dachte), sondern auch meinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und meinen Lehrer in der Kunst und im Leben.

Da war mir's eigen, als ich Deinen Brief las, der ganz Freude und Behaglichkeit athmet, und der mich auffordert, mich am neu Werdenden zu erfreuen, im Augenblicke, wo ich meine ganze Vergangenheit als wirklich vergangen und

vorbei fühlte. Doch danke ich Dir dafür, daß Du mich als entfernten Gast bei der Taufe haben wolltest, und wenn Dir auch nun mein Name dabei einen ernsteren Eindruck machen wird, als Du vielleicht dachtest, so möge der Eindruck eben nur ein ernsthafter, nicht ein schmerzlicher für Dich und Deine Frau sein, und wenn Du in späteren Jahren Deinem Kinde von Denen erzählst, die Du zu seiner Taufe gebeten hattest, so laß mich nicht weg, sondern sage ihm, wie Einer davon an diesem Tage sein Leben auch von Neuem, aber in einer andern Bedeutung angefangen habe, — mit neuen Vorsätzen und Wünschen, und mit neuen Bitten zu Gott!

Meine Mutter ist gesund und erträgt ihren Schmerz so gefaßt und würdig, daß wir Alle es nur bewundern und ihrer Liebe zu ihren Kindern und deren Glück zuschreiben können. Wenn ich Dir von mir noch sage, daß ich meine Schuldigkeit zu thun suche, um nach wie vor nach der Zufriedenheit meines Vaters zu streben, — daß ich den Paulus, auf dessen Beendigung er sich sehr gefreut hatte, nun mit allen Kräften vollenden will, so gut, als es mir nur möglich ist, — daß ich mich zu meinen hiesigen Verpflichtungen zwinge, um mich über die erste Zeit, in der man am liebsten ganz unthätig wäre, nicht nutzlos hinweg zu bringen, — daß endlich die Leute hier freundlich und theilnehmend sind und mir das Leben so leicht zu machen suchen, wie sie können, so weißt Du, wie es in mir und um mich aussieht. —

Lebe wohl!

An Ferdinand Hiller.

Leipzig, den 24. Januar 1836.

Mein lieber Ferdinand!

Ich habe Dir über die Aufführung Deiner D moll Ouvertüre, die am vergangenen Donnerstag Abend stattfand, meinen versprochenen Bericht zu senden. Sie ging im Orchester gut; wir hatten sie vorher sehr fleißig und wiederholt studirt, und sehr viele Stellen klangen über meine Erwartung gut; am allerschönsten die erste A moll Stelle piano in den Blaseinstrumenten, und die Melodie darauf, — das macht sich ganz vortrefflich; dann auch am Anfang der sogenannten Durchführung das forte in G moll und das piano darauf (Deine Lieblingsstelle), dann auch die piano Pauken und Blaseinstrumente ganz am Ende in D dur. Auch der Schluß klingt im Orchester über meine Erwartung. Dagegen konnte ich nicht umhin, mich auf unser gutes Vernehmen zu stützen und nach der ersten Probe die staccato Contrabässe bei der Melodie in A dur und jedesmal, wenn sie

wiederkommt, in F und D dur, wegzunehmen und gehaltene Noten dafür hinzusetzen; Du glaubst nicht, wie unruhig es sich machte, und hoffe deshalb, Du nimmst mir die Freiheit nicht übel; ich bin überzeugt, Du hättest dasselbe gethan; es klang gar nicht, wie Du wolltest.

Nun habe ich aber noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir sagen muß. — Die Ouvertüre hat die Musiker und mich dazu bei der Aufführung nicht so recht ergriffen, wie ich wohl gewollt hätte; es ließ uns alle etwas darin kalt. Das wäre sehr gleichgültig, aber es war auffallend, daß alle Musiker, die ich sprach, dasselbe sagten, — daß allen das erste Thema und der ganze Anfang, die Melodie in A moll und die in A dur, ausnehmend gut gefallen hatte, daß alle bis dahin auch ganz warm dabei waren, aber von da an in ihrer Theilnahme immer nachließen, bis sie am Ende den guten und frappanten Eindruck des Themas vergessen hatten und sich nicht mehr für die Musik interessirten. Das scheint mir wichtig; — denn wieder scheint mir das auf die Differenz zu gehen, über die wir so unzählige Male gestritten haben, und der Mangel des Interesses, mit dem Du Deine Kunst jemals ansehen kannst, macht sich am Ende doch wieder für andere fühlbar. Ich möchte Dir das nicht sagen, wenn ich nicht so ganz überzeugt wäre, daß dies eben ein Punkt ist, der jedem Menschen selbst überlassen ist, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht, weg bringen kann, sondern nur der eigene Wille. Mir ist nichts widerwärtiger, als ein Tadel der Natur oder des Talents eines Menschen; — das macht nur verstimmt und irre, und hilft nichts; man setzt eben seiner Länge keine Elle zu, — da ist doch alles

Streben und Arbeiten umsonst, drum muß man drüber schweigen, — das hat auch Gott zu verantworten. Aber ist es der Fall wie hier in Deinem Stück, daß gerade alle Themas, alles was Talent oder Eingebung ist (nenn's wie Du willst), gut ist, und schön und ergreifend, und die Entwickelung desselben ist nicht gut, da meine ich, man dürfe es nicht verschweigen; — da meine ich, kann der Tadel niemals unrecht sein, — da ist der Punkt, wo man an sich und seinen Sachen bessern kann, — und wie ich glaube, daß ein Mensch mit herrlichen Anlagen die Verpflichtung hat, was Gutes zu werden, daß man es seine Schuld nennen kann, wenn es sich nicht ganz so entwickelt, wie ihm die Mittel dazu gegeben sind, — so glaube ich es auch bei einem Musikstücke. Sag' mir nicht, es sei so, drum müsse es sein; ich weiß recht gut, daß kein Musiker seine Gedanken, sein Talent anders machen kann, als der Himmel sie ihm giebt; daß er aber, wenn der Himmel sie ihm gut giebt, sie auch gut ausführen können muß, das weiß ich ebenfalls. Sage mir ferner nicht etwa, wir irrten uns alle, und die Ausführung sei ebenso wie die Composition bei Dir; ich glaube es nicht. — Ich glaube, daß Du, Deinem Talent nach, keinem Musiker jetzt nachstehst, aber ich kenne fast kein Stück von Dir, das ordentlich durchgeführt wäre. Die beiden Ouvertüren sind gewiß Deine besten Stücke, aber eben je deutlicher Du Dich aussprichst, desto fühlbarer wird der Mangel, und ich meine, Du müßtest ihm abhelfen. —

Frage mich nicht, wie; denn das weißt Du selbst am besten; es ist am Ende nur die Sache eines Spazierganges oder eines Augenblicks, — kurz eines Gedankens. — Wenn

Du mich über diese lange Geschichte auslachst, so thust Du vielleicht sehr recht; aber in keinem Falle, wenn Du mir darüber böse bist oder mir's nachträgst, und das ist auch dumm, daß ich daran nur denke; aber wie viele Musiker giebt's, die das einem andern erlauben würden? Und wenn Du aus jedem Wort sehen mußt, wie ich Dein Talent liebe und verehre, so sage ich doch auch, daß Du nicht vollkommen seist, und das nehmen die Musiker sonst übel. Aber Du nicht, Du weißt, wie viel mir daran liegt. —

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 30. Januar 1836.

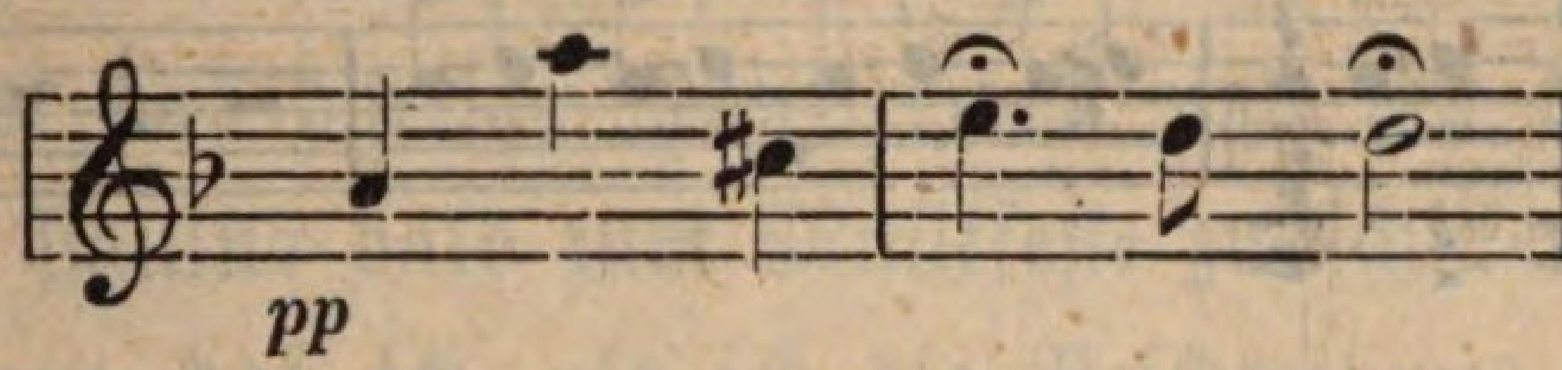
Liebe Fanny!

Heut endlich komme ich dazu, Deine lieben Briefe zu beantworten und Dich schrecklich anzufahren, daß Du im ersten schreibst, Du hättest mir so lange nichts zu Dank machen können, und mich frägst, woran das läge. Ich leugne ja das ganze Factum und versichere Dich, daß Du mir alles zu Dank machst, was Du machst. Wenn mir zwei oder drei Sachen nach einander nicht in eben solchem Maße zusagten, wie andere von Dir, so liegt, scheint mir, der Grund gar nicht tiefer, als darin, daß Du jetzt weniger geschrieben hast, als in früheren Zeiten, wo ein oder zwei Lieder, die mir nicht recht gefielen, so schnell gemacht, und wieder andere so schnell nachgeschrieben wurden, daß wir beide wenig darüber nachdachten, warum sie uns weniger gefielen, sondern eben nur darüber lachten, und damit gut. — Hier citire ich nur „die Schönheit nicht, o Mädchen" und manch' andere aus der „prima maniera unsers Meisters", worüber wir Scandal erhoben. Dann kamen wieder die schönen, und so geht es jetzt auch, nur daß sie nicht so schnell auf ein=

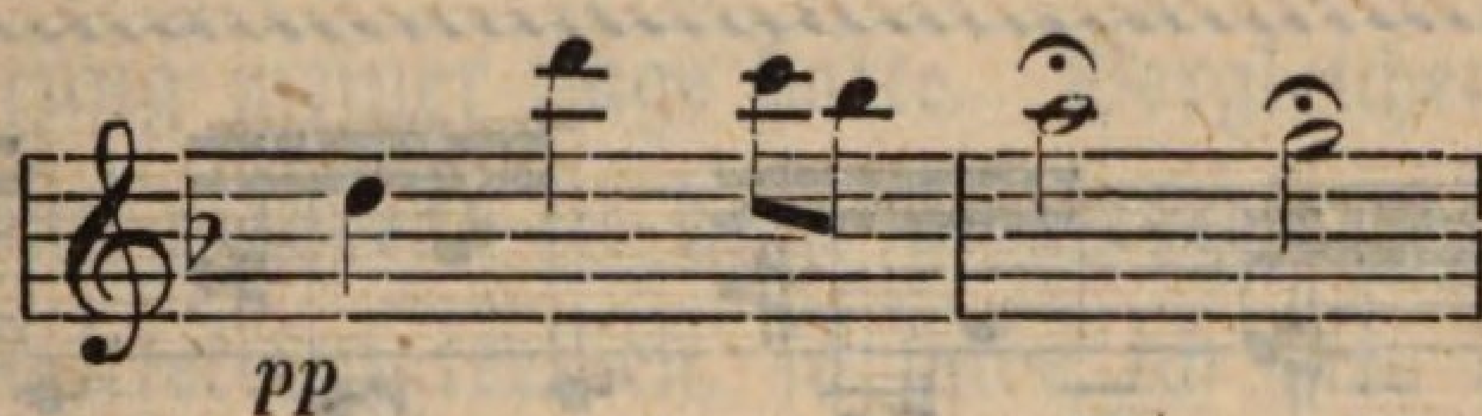
ander folgen können, weil Du jetzt oft andere Gedanken haben mußt, als den, schöne Lieder zu machen. — Und das ist wohl ein rechtes Glück. — Wenn Du aber glaubst, daß mir Deine neueren Compositionen irgendwie Deinen früheren nachzustehen scheinen, so irrst Du Dich ganz und gar, und ich kenne kein besseres Lied von Dir, als das englische aus G moll, oder den Schluß des Liederkreises, und so manche aus der neueren Zeit, und Du weißt auch, daß es früher ganze Bücher von Dir gab, die mir weniger lieb waren, als andere von Dir, weil ich eben mal meines Zeichens ein Schuhu bin und zur wilden Nation der Brüder gehöre. Wie ich aber alle Deine Sachen lieb habe, und nun gar die, die mir so recht an's Herz gewachsen sind, das weißt Du, und sollst mir umgehend schreiben, daß Du mir Unrecht thust, wenn Du mich für einen geschmacklosen Menschen hältst, und daß Du das nicht wieder thun willst.

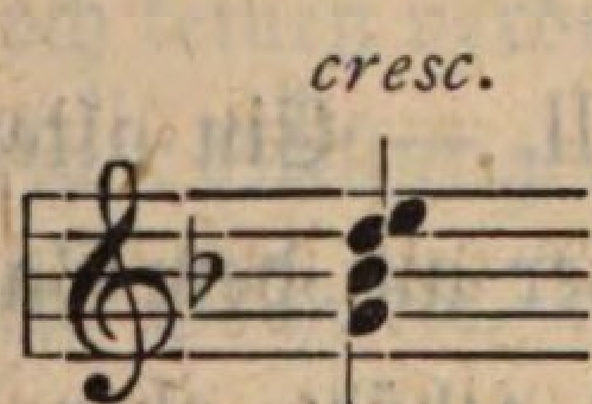
Und dann schreibst Du mir weder in diesem noch im letzten Brief ein Wort über den Paulus und die Melusine, so wie es ein College an den andern schreibt, d. h. Bemerkungen über Quinten, Rhythmus und Stimmenführung, über Auffassung, Contrapunkt et caetera animalia. Das hättest Du aber thun sollen, und solltest es noch thun, denn wie viel mir gerade daran liegt, weißt Du, und beim Paulus, der nun bald zum Druck fortgehen soll, würden mir jetzt noch Deine etwaigen Rüffel zur rechten Zeit kommen. Ich schreibe Dir auch deswegen heut, nur damit ich bald Antwort erhalten kann, denn ich bin sehr ermüdet und abgespannt vom gestrigen Concert, wo ich außer dreimal dirigiren noch das Mozart'sche D moll Concert spielen mußte. In den ersten Satz machte ich eine Cadenz, die mir sehr gut gelang, und nach der die Leipziger einen Mordlärm

machten. Ich muß Dir das Ende herschreiben: Du erinnerst Dich doch des Themas? Gegen das Ende der Cadenz kommen pianissimo Arpeggien in D moll herauf; dann
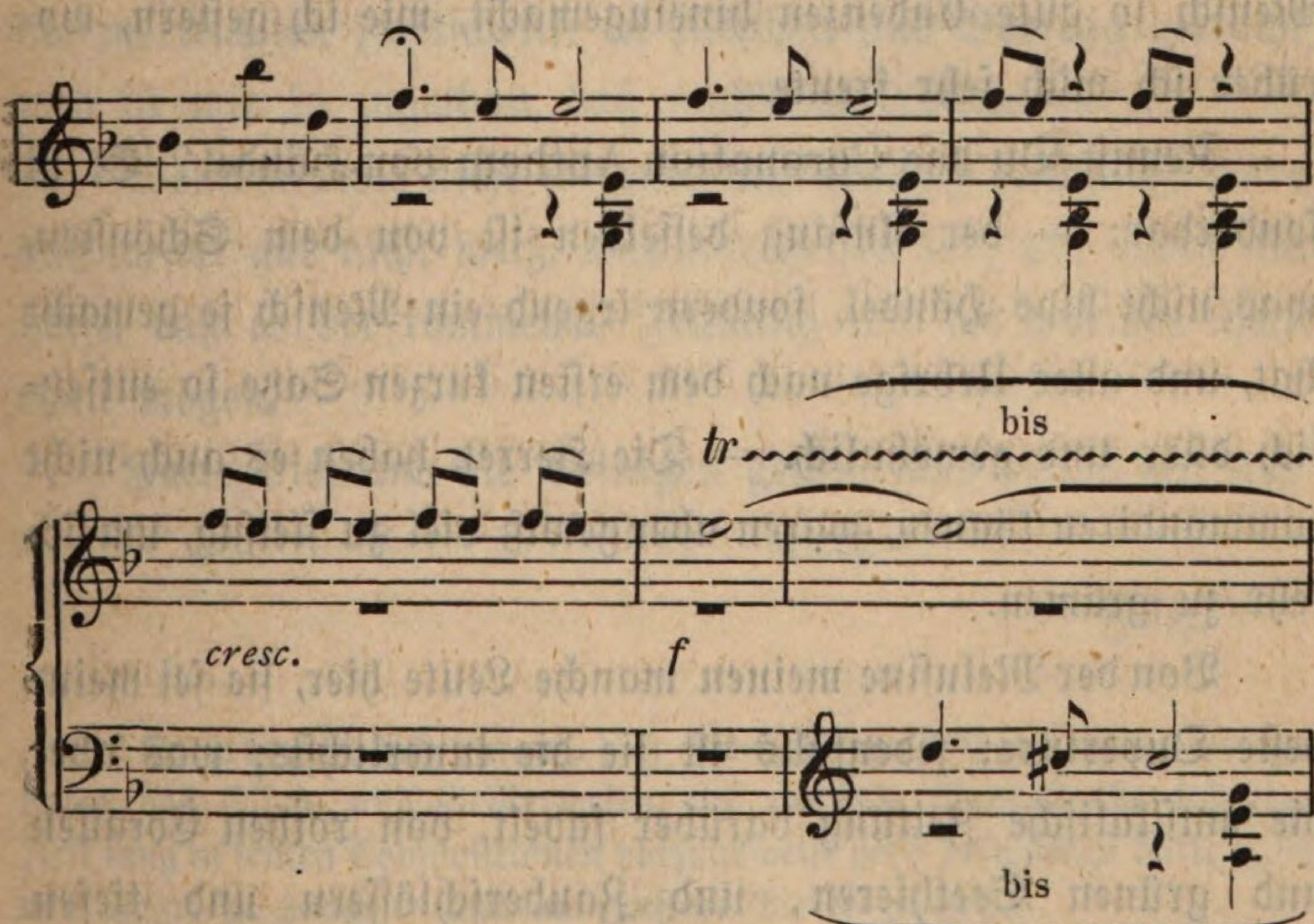


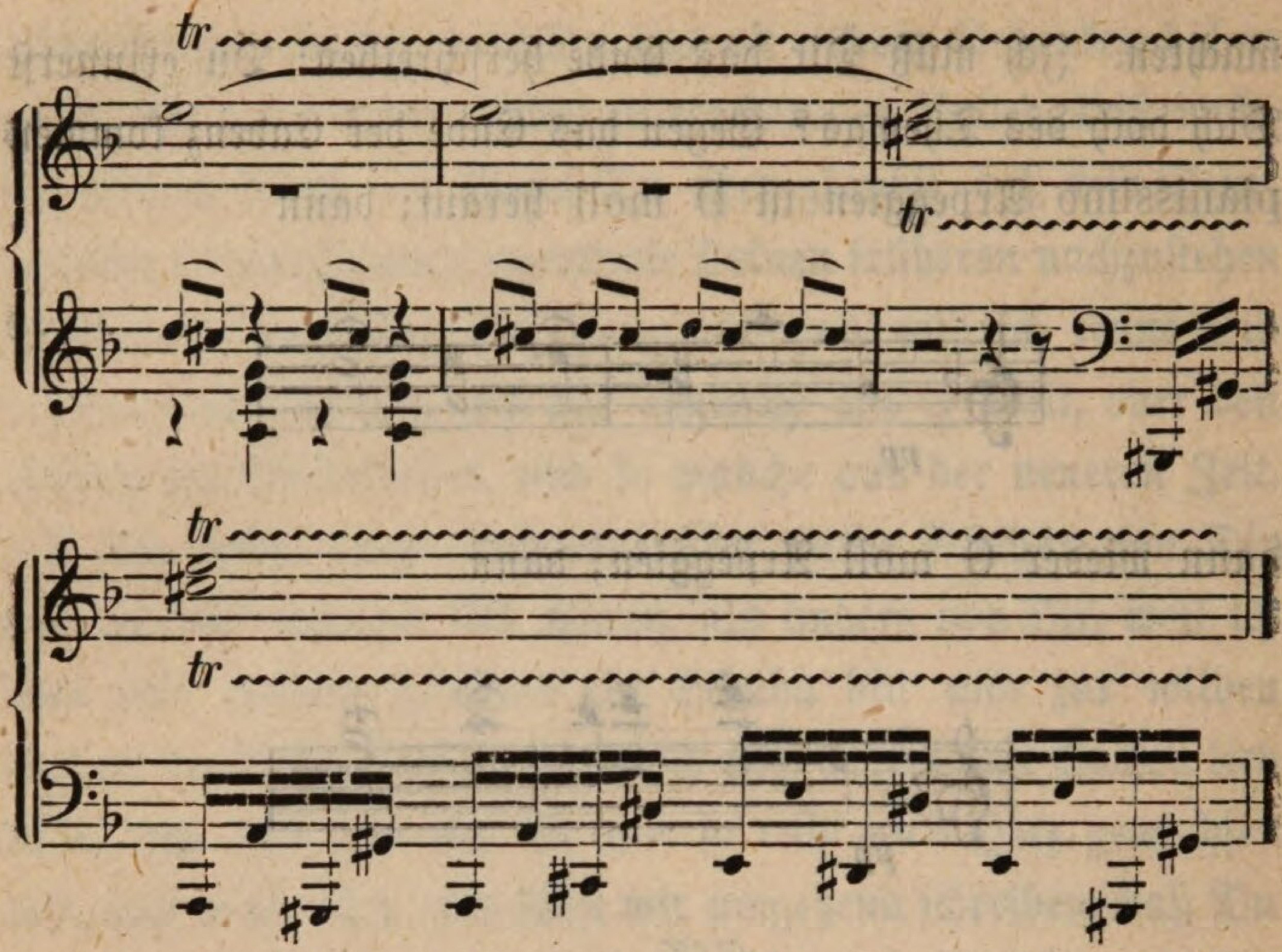
dann wieder G moll Arpeggien; dann



dann 

Arpeggien und





2c. bis zum Schluß in D moll. — Ein alter Musiker von der zweiten Geige sagte mir nachher auf dem Gange, er habe es in demselben Saale von Mozart gehört, aber seit ihm habe kein Mensch so gute Cadenzen hineingemacht, wie ich gestern, worüber ich mich sehr freute.

Kennst Du das Coronation Anthem von Händel? Es ist sonderbar; — der Anfang desselben ist von dem Schönsten, was nicht blos Händel, sondern irgend ein Mensch je gemacht hat, und alles Uebrige nach dem ersten kurzen Satze so entsetzlich dürr und gewöhnlich. — Die Herren haben es auch nicht commandiren können, waren aber gewiß viel zu fleißig, um sich sehr zu grämen.

Von der Melusine meinen manche Leute hier, sie sei meine beste Ouvertüre; jedenfalls ist sie die innerlichste; was aber die musikalische Zeitung darüber fabelt, von rothen Corallen und grünen Seethieren, und Zauberschlössern und tiefen

Meeren, das geht in's Aschgraue und setzt mich in besonderes Staunen. — Indessen nehme ich allerdings für's erste vom Wasser Abschied, und muß sehen, wie es anderswo zugeht*. — Ich habe heute einen Brief aus Düsseldorf erhalten, mit Nachrichten über das dortige Musiktreiben und mit der Aufforderung, den Paulus bald zum Musikfeste zu schicken. Ich kann nicht leugnen, daß ich, als ich die Beschreibung der Concerte dort nebst einigen eingelegten Zetteln davon las und mir das dortige Wesen vergegenwärtigte, ein angenehmes Gefühl über die Veränderung meiner Lage hatte. Vergleichen kann man's gar nicht; denn während sie dort fortwährend Zank und Streit und kleine Kritteleien treiben, so habe ich hier diesen ganzen Winter hindurch noch keinen verdrießlichen Tag, fast kein ärgerliches Wort von meiner Stellung, und viele Freuden und Genüsse gehabt. Das ganze Orchester, welches sehr tüchtige Männer enthält, sucht mir jeden Wunsch an den Augen abzusehen, hat die merklichsten Fortschritte in Feinheit und Vortrag gemacht, und ist mir so zugethan, daß mich's oft rührt. —

Wenn mir nur nicht so trübe und traurig zu Muthe wäre, daß ich oft gar nicht weiß, was mir helfen soll, und dann nur hoffe, daß es der kommende Frühling und die warmen Tage thun mögen.

Halte Dich und die Deinigen gesund und bleibe mir gut!

Dein

Felix.

---

* Dies bezieht sich darauf, daß Mendelssohn's Vater ihm gerathen hatte, das Elfen- und Geisterwesen, mit welchem Mendelssohn sich eine Zeit lang in seinen Compositionen vorzugsweise gern beschäftigt hatte, „an den Nagel zu hängen" und an ernstere Werke zu gehen.

An Doctor Friedrich Rosen in London
(Professor der orientalischen Sprachen).

Leipzig, den 6. Februar 1836.

Lieber Freund!

Wie lange hatte ich mir schon vorgenommen, Dir zu schreiben, und erst jetzt thue ich's, und bin noch dazu von außen her veranlaßt, nämlich durch Klingemann's Nachricht, daß Deine Veda's vollendet sind. Da will ich mich denn mit meinem Glückwunsch bei Dir einfinden und, obwohl ich wenig davon verstehe, vielleicht sogar nur wenig davon genießen kann, mich freuen, daß Du ein so lange gehegtes und geliebtes Werk nun der Welt übergeben kannst, und daß es Dir neuen Ruhm und neue Freude bringen wird. Und gerade wenn ich bedenke, wie wenig ich, der ich es nicht verstehe und gelernt habe, den ganzen Umfang solcher Arbeit würdigen kann, so wünsche ich Dir um so mehr Glück, weil da keine Halbkenner und keine Dilettanten Dir in Deine Lieblingsgedanken tappen dürfen, weil Du in Deinem Fache Dich darum nur um so sicherer und ungestörter fühlen mußt, und weil es anmaßende Unwissenheit wohl bleiben lassen soll, Dir etwas anzuhaben hinter Deinem Wissen von

seltsamen Buchstaben und Zeichen. Die müssen sie doch wenigstens ordentlich entziffern können, ehe sie urtheilen wollen, und darin habt Ihr es doch besser als Unsereins, gegen den sie sich immer auf ihr lumpiges Gefühl berufen!

Mir geht es so wie Einem, der schläfrig aufwacht. Ich kann mich noch nicht so recht in die Gegenwart finden, und es geht zwischen meiner lange gewohnten Lustigkeit und der innersten tiefen Betrübniß hin und her und will zu keiner Ruhe und Stimmung werden. Indessen bin ich so fleißig, wie ich nur kann, und das ist das Einzige, was mir wohl thut. Meine Stellung hier ist von der allerangenehmsten Art. Willige Leute, ein gutes Orchester, — das empfänglichste, dankbarste musikalische Publikum, — dabei gerade so viel zu thun, als mir lieb ist, Gelegenheit, meine neuen Sachen sogleich zu hören, — das ist wohl sehr wünschenswerth. Auch hübschen Umgang habe ich vollauf, und das wäre wohl Alles, was man zum Glück brauchte, wenn das nicht tiefer säße!

Lebe wohl und bleibe meiner eingedenk, lieber Freund!

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Leipzig, den 18. Februar 1836.

Liebe Mutter!

Ich kann nun einmal nicht nach Hause schreiben, ohne ein paar Zeilen an Dich dazuzulegen und Dir für Deine lieben schönen Briefe viel tausendmal zu danken, und Dich um neue zu bitten, so oft Du kannst und mir eine Freude machen willst. Kaum habe ich Dir und Fanny und Rebecka für die schönen Geschenke gedankt, die Ihr mir am dritten schicktet, und durch die Ihr mir den Tag so froh machtet. — Hübsch war es auch, daß mir das Orchester, als ich den Morgen in die Probe kam, von dem Senior eine freundliche Rede halten ließ, und als wir Mittags bei S** aßen, so lag ein silberner Becher unter meiner Serviette, den mir vier meiner hiesigen Bekannten hatten machen lassen, mit einer Inschrift und ihren Namen darauf. Alles das war nett und lustig, und als ich Abends Deine Wäsche ordentlich wegpackte, Rebecka's Reiseetui zu meiner Karte von Deutschland und meinen Kofferschlüsseln legte, und die Verschwörung des Fiesko in Fanny's Buche las, die mir sonst so sehr gefallen hatte und jetzt nur wenig gefiel, so war

ich wieder ein ganz Theil älter geworden, und dachte an Tante Jette, die mir zu meinem 20sten Geburtstage ein Billet schrieb, welches anfing: Du armer Felix, schon in zehn Jahren kein Jüngling mehr! —

Ich bin neugierig, ob Euch Gusikow auch so gefallen hat, wie mir. — Er ist ein wahres Phänomen; — ein Mordkerl, der an Vortrag und Fertigkeit keinem Virtuosen der Welt nachzustehen braucht, und mich deshalb auf seinem Holz- und Strohinstrument mehr ergötzt, als Viele auf ihren Pianofortes, eben weil's undankbarer ist. — Eine herrliche Scene gab es hier in seinem Concert. Ich ging hinaus, um ihn in dem Zimmer, worin er sich aufhielt, zu sprechen und ihm mein Compliment zu machen; — Schleinitz und David wollten mit hinein; eine ganze Schaar polnischer Juden zog hinterher und wollten die Complimente mit anhören; als wir aber an das Cabinet kamen, drängten sie sich so geschwind hinein, daß David und Schleinitz zuletzt blieben, und dann machten sie die Thüre vor der Nase zu, waren ganz still und warteten, was Gusikow für Complimente bekommen sollte. Ich konnte aber erst vor Lachen kaum etwas vorbringen, wie das ganze Cabinet mit den bärtigen Kerls vollgepfropft war, und die beiden ausgesperrt waren. — Uebrigens habe ich mich seit langer Zeit in einem Concert nicht so unterhalten, wie in diesem, weil er eben ein wahres Genie ist. —

Auf confidentiellem Wege ist mir die Direction des Cäcilien-Vereins in Frankfurt am Main angeboten worden. Ich kann sagen, daß mich's mehr geschmerzt als gefreut hat, weil ich daran am besten sehe, daß Schelble's Aufkommen für unmöglich gehalten wird. — Ist es wirklich so (wie ich mich bald

selbst überzeugen werde), so nehme ich es auf keinen Fall an. Wäre aber noch Möglichkeit zur Besserung, und könnte ich Schelble vielleicht einen Dienst leisten, wenn ich sein Institut den Sommer über wieder in Bewegung brächte (es soll den Winter fast ganz still gewesen sein), und könnte er es gegen den nächsten Winter hin wieder selbst übernehmen, so hätte ich große Lust, das zu thun, auch wenn alle Reisepläne deshalb flöten gingen. Es wäre einmal ein wirklicher Dienst, den man einem Freunde, und der Sache dazu, erweisen könnte. Und nun muß ich den Frack anziehen und in's Concert gehen und dirigiren. Merk ist hier; er giebt am Sonntag früh ein Concert, wo ich wieder mit ihm spielen muß; es ist das siebente Mal in diesem Winter, aber abschlagen konnte ich's unmöglich. Denn mir steht der ganze Herbst 1830 vor Augen, wenn ich den alten Kumpan ansehe, wie wir bei Eskeles Musik machten, am Kärnthner Thor Billard spielten, mit dem Fiaker nach Baden fuhren, et caetera. Uebrigens ist er ohne Zweifel der allererste lebende Violoncellist.

Leb' wohl, liebe Mutter, und bleibe mir gut.

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Düsseldorf, den 1. Juni 1836.

Liebe Mutter!

Mein langes Stillschweigen hast Du mir hoffentlich vergeben; es drängte sich in der Zeit vor meiner Reise hierher und während derselben so Vieles, daß ich kaum im Stande war, für jeden Augenblick mich genug zusammenzufassen, und wie es mir seit meiner Ankunft hier geht*, weißt Du besser, als hätte ich's selbst geschrieben, denn hoffentlich sind Fanny und Paul schon glücklich und gesund bei Dir und haben Alles mündlich beschrieben.

Am Sonnabend, den 4ten, werde ich nach Frankfurt gehen und heut über acht Tage dort den Cäcilien-Verein zum ersten Male dirigiren. — Freilich ist mein schöner Schweizerplan und das Seebad in Genua dadurch zu Wasser geworden; aber daß ich dem prächtigen Schelble und seinem Unternehmen einen Dienst leisten kann, ist mir auch sehr viel werth. Es war dar-

* Es handelt sich um das Musikfest, wo der Paulus zum ersten Male aufgeführt wurde.

auf und daran, daß der Cäcilien-Verein auseinandergehen sollte, und namentlich schien Schelble die Lauigkeit zu fürchten, die unter den Mitgliedern bei seiner Abwesenheit herrschen würde. Da sie nun alle glaubten und hofften, daß ich durch meine Gegenwart das ändern könnte, so bedachte ich mich nicht, obwohl die Frankfurter Musiker sich verzweifelt wundern werden, und will nun sehen, wie viel in acht Wochen zu thun ist. Daß Hiller, auf den ich viel halte, diese ganze Zeit zufällig auch dort zubringen wird, ist mir ein großer Gewinn.

Es macht mir überhaupt Freude, Dir schreiben zu können, daß ich jetzt in Deutschland wohl festen Fuß gefaßt habe und nicht meiner Existenz halber nach dem Auslande zu wandern brauchen werde. Das hat sich eigentlich erst seit einem Jahre, und namentlich seit meiner Stellung in Leipzig deutlich gezeigt, aber ich glaube gewiß, daß es so ist, und denke auch, es sei nicht unbescheiden, wenn ich mich darüber freue und es Dir sage. Die Art, wie man mich auf meiner Reise in Frankfurt, endlich auch hier aufgenommen hat, ist so wie sich's ein Musiker nur irgend wünschen kann, und wenn das Alles auch wenig oder gar nichts bedeuten mag, so ist es ein Zeichen von Freundlichkeit, die immer wohl thut, und alle solche Zeichen sind mir lieb, weil ich mir bewußt bin, nichts gethan zu haben, um sie hervorzurufen. Drum freue ich mich fast, wenn Du mich einen umgekehrten Charlatan nennst, und wenn mir Manches von selbst zu Theil wird, um das sich Andere sehr bemühen; ich darf dann glauben, daß ich's verdiene. Wenn ich nur diese Worte auch dem Vater einmal hätte schreiben können, denn er hätte sie gern gelesen, — aber sein Hauptwunsch war das Fort-

schreiten; — er wies mich nur immer auf das zu Erreichende hin, und so denke ich, daß ich seinen Willen thue, wenn ich in diesem Sinne weiter arbeite und fortzuschreiten versuche, ohne alle andere Rücksicht, als meine eigene Ausbildung! —

Lebe wohl, liebe Mutter!

Dein

Felix.

Herrn Advocat Conrad Schleinitz in Leipzig.

Cöln, den 5. Juli 1836.

Lieber Schleinitz!

Seit das Musikfest vorüber ist, suchte ich vergeblich nach einem Moment der Muße, um Ihnen meinen ersten Gruß und Brief von dieser Reise zu schicken; in Düsseldorf war aber des Treibens so viel, und alle mögliche Musik, Feste und Vergnügungen wollten nicht aufhören und mich nicht zur Ruhe kommen lassen. So bin ich einen Tag lang hier geblieben, wo ich bei meinem alten Präsidenten* mich erholen und ausruhen kann, und wie es jetzt gegen Abend kommt, um die Zeit, wo Sie wohl einmal in mein Zimmer guckten, da drängt es mich, Ihnen, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Hand zu geben und guten Abend zu sagen.

Gewiß, Sie hätten sich beim Musikfest amüsirt und erfreut für lange Zeit. Schon weil Sie an mir und meinem Paulus immer freundlichen guten Antheil nehmen, so dachte ich mir während der Proben und Aufführung wohl hundertmal, wie es

* Verkenius.

schade wäre, daß Sie nicht dabei waren. Sie hätten sich an der Lust und Liebe, mit der die ganze Sache ging, an dem unglaublichen Feuer, mit dem die Chöre und das Orchester losfuhren, gewiß von Herzen erfreut, wenn Sie auch manche Einzelheiten, namentlich in den Solo's, verdrossen hätten. Bei den Paulus-Arien weiß ich Ihr ganzes Gesicht auswendig, wie sie etwas ledern und gleichgültig abgesungen worden, und höre Sie auf den Heidenapostel im Schlafrock schimpfen, aber ebenso weiß ich auch, wie Sie sich über „Mache dich auf", was wirklich herrlich ging, gefreut hätten. — Mir war es sonderbar: bei der ganzen Probenzeit und Aufführung dachte ich nur blutwenig an's Dirigiren, sondern lauschte darauf, wie sich das Ganze machte, und ob es mir recht wäre, ohne an irgend etwas anderes zu denken. — Wenn die Leute mir Tusch brachten oder klatschten, so war mir's wohl einen Augenblick lieb, aber dann kam mir der Vater wieder in den Sinn, und dann suchte ich wieder den Gedanken an meine Arbeit zu gewinnen. So habe ich bei der ganzen Aufführung fast nur wie ein Zuhörer gesucht. Vieles hat mir auch gar viele Freude gemacht, anderes nicht, aber an allem habe ich sehr gelernt, und hoffe es besser zu machen, wenn ich mal ein zweites Oratorium schreibe. — — — — — — —

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Frankfurt, den 14. Juli 1836.

Liebe Mutter und liebe Rebecka!

Eben erhalte ich Eure liebenswürdigen Briefe und muß sie gleich auf der Stelle beantworten. Denn eigentlich warte ich schon seit mehreren Tagen darauf und thue nichts, als auf dem Sopha liegen und Eckermann's Gespräche mit Goethe lesen, und auf Briefe von Hause warten, die ich beantworten könnte. An dem Eckermann habe ich auch solche Freude wie Ihr, Ihr Lieben! Mir ist es ganz, als hörte ich den alten Herrn wieder sprechen, wie ich denn auch Vieles, was darin vorkommt, mit denselben Worten von ihm gehört habe, und noch den Ton und die Bewegung dabei auswendig weiß. Freilich kommt mir der Eckermann gar zu unselbstständig vor. Er freut sich immerfort „dieses bedeutenden Ausspruchs, und merket ihn sich wohl", indessen ist es eine schwere Stellung dem Alten gegenüber, und man muß ihm für die treuen Notizen danken, — auch für die Delicatesse, im Gegensatz zu Riemer. —

Hier sitz' ich nun in der wohlbekannten Eckstube, auf der schönen Aussicht in Schelble's Wohnung; er selbst mit seiner

Frau ist auf seinem Gute in Schwaben und kommt nicht wieder, so lange ich in Frankfurt bin; doch sind die Nachrichten, die die Frau hierher sendet, sehr tröstlich und geben uns Allen viel Hoffnung. Es wohnt hier Niemand als Schelble's Schwiegermutter mit einem Hausmädchen, auf der einen Seite, und ich mit zwei Reisesäcken und einer Hutschachtel auf der andern. Erst wollte ich nicht hierher wegen mancher Erinnerungen; doch freue ich mich, es gethan zu haben. Sehr freundliche Aufnahme, ein guter Flügel, Musikalien vollauf, große Ruhe und Ungestörtheit sind doch lauter Dinge, die im Wirthshaus nirgends zu finden sind; die Aussicht aus diesem Eckfenster ist wirklich beneidenswerth; — jetzt im herrlichsten Sommerwetter den Main hinunter zu sehen, mit den vielen Kähnen, Flößen und Schiffen, drüben die bunten Ufer, und besonders mein alter Liebling der Warttthurm, der nach Süden zeigt, auf der andern Seite die blauen Berge; — ich kam mit Plänen zu großem Fleiße hierher, aber nun sind es schon fast acht Tage, daß ich alle Vormittage wenig mehr thue, als die Aussicht bewundern und mich sonnen. Ich treib' es auch noch ein paar Tage so fort; die Faulheit schmeckt und bekommt mir gar so gut. — Die letzten Tage in Düsseldorf und die ersten hier waren auch zu vollgepfropft; da muß ich erst nach und nach wieder Gleichgewicht gewinnen. Gleich den ersten Tag, wo ich hier war, hatte ich den Cäcilien-Verein zu dirigiren; dazu die vielen alten und neuen Bekannten, — die Einrichtung auf die nächsten Wochen; — von alledem muß ich mich ausruhen, oder sage es mir, um meine Faulheitsliebe zu motiviren und zu beschönigen. Der Cäcilien-Verein ging gut und zeigte sich sehr freundlich; ich hielt aber auch eine Rede,

die aufgeschrieben gewesen zu sein verdient haben könnte; wir sangen einiges aus Samson und einiges aus der H moll Messe von Bach. Beim ersteren war vielerlei zu erinnern; der Bach ging aber fast tadellos, obwohl er gut doppelt so schwer ist, und so hatte ich von Neuem Gelegenheit, Schelble's Werk zu bewundern, der mit seiner herrlichen Hartnäckigkeit seinen Willen durchgesetzt hat. Für die Sache selbst werde ich nicht viel thun können, sechs Wochen sind zu kurz dazu, und selbst im allerbesten Falle wünscht Schelble's Arzt, daß er noch den Winter über feiern möge. — Wie es dann damit gehen wird, wissen wir nicht. Alle andern hiesigen Musiker denken gar zu viel an sich und zu wenig an die Sache, indeß wird sich das zeigen, und man muß doch zuerst für die nächste Zukunft sorgen; da freue ich mich, dem Schelble gefällig sein zu können. — Zugleich gestaltet sich mein Leben hier auf's Angenehmste. Was ich bei den musikalischen Leuten durch meine Ouvertüren und Lieder für ein gewaltiges Thier geworden bin, hätte ich mein Lebtage nicht gedacht; die Melusine und Hebriden sind ihnen so geläufig, wie bei uns zu Haus (d. h. in der Leipziger Straße Nr. 3), und die Dilettanten disputiren stark über meine Intentionen. —

Dann ist Hiller hier, der mir zu allen Zeiten eine liebe Erscheinung war, und wir haben von jeher viel und Interessantes mit einander zu verhandeln gehabt. Er ist mir nur — wie soll ich's nennen — nicht einseitig genug. Von Natur liebt er Bach und Beethoven vor Allen, und schlüge sich daher am liebsten ganz auf die ernste Seite. Aber nun gefallen ihm Rossini, Auber, Bellini rc. auch, und mit der Vielseitigkeit kommt kein Mensch recht weiter. Das macht nun den Stoff

aller unserer Unterhaltungen, sobald wir uns sehen, und so ist mir's doppelt lieb, gerade jetzt einige Zeit mit ihm zusammenzutreffen und wo möglich in meinem Sinn auf ihn einzuwirken.

Gestern früh kam ich zu ihm. Wer sitzt da? Rossini, groß und breit, in liebenswürdigster Sonntagslaune. Ich kenne wahrlich wenig Menschen, die so amüsant und geistreich sein können, wie der, wenn er will; wir kamen die ganze Zeit aus dem Lachen nicht heraus. Ich habe ihm versprochen, ihm im Cäcilien-Verein die H moll Messe und einige andere Sachen von Sebastian Bach vorsingen zu lassen; das wird gar zu schön sein, wenn der Rossini den Sebastian Bach bewundern muß. Er denkt aber, ländlich — sittlich, und will mit den Wölfen heulen. Von Deutschland ist er entzückt, sagt er, und wenn er sich Abends am Rhein die Weinkarte einmal geben läßt, so muß ihm der Kellner sein Zimmer zeigen, sonst findet er's nicht mehr. — Von Paris und allen Musikern dort, von sich selbst und seinen Compositionen erzählt er die lächerlichsten, lustigsten Dinge, und hat vor allen gegenwärtigen Menschen so ungeheuern Respect, daß man ihm wirklich glauben könnte, wenn man keine Augen hätte, um sein kluges Gesicht dabei zu sehen. Aber Geist und Lebendigkeit und Witz in allen Mienen und in jedem Wort, und wer ihn nicht für ein Genie hält, der muß ihn nur einmal so predigen hören und wird dann seine Meinung schon ändern. —

Auch bei S*** war ich neulich; aber wie der auf Alles schimpfte und jammerte, das war ein Elend; endlich schwur er, alle Menschen wären doch eigentlich langweiliges Pack; da antwortete ich ihm, ich fände das sehr bescheiden von ihm, denn er

hielte sich gewiß für keinen Engel oder keinen Gott. Wider alle Erwartung wurden wir darauf die besten Freunde, und er meinte endlich, die Welt gefiele ihm doch gut. Das ist um so begreiflicher, als er auf dem Lande in hübscher Gegend, schöner Aussicht, im Garten saß, und in einem Lande wie dies hier, bei solchem Wetter und solchem Himmel, an der Welt wirklich nicht viel getadelt werden kann. — Mir gefällt diesmal die Umgebung von Frankfurt ganz ausnehmend, — diese Fruchtbarkeit, der Reichthum an Grün, Gärten und Feldern, und das schöne blaue Gebirge als Hintergrund! Und dann ist da drüben ein Wald; — wenn man in dem des Abends spazieren geht, unter den prachtvollen Buchen, in den unzähligen Kräutern und Blumen und Brombeeren und Erdbeeren, — da geht Einem das Herz auf!

Gestern Nachmittag besuchte ich André in Offenbach, er läßt Euch Alle vielmal grüßen, und ist immer noch derselbe Feurige, Lebhafte. Sein Empfang war mir doch wohlthuender und herzlicher, als der von allen den andern Musikern; er sieht wirklich Vater etwas ähnlich. Ist es nicht sonderbar, daß mir hier mehrere Leute schon gesagt haben, ich gliche dem André, wie er in jüngeren Jahren ausgesehen habe, und daß er früher mehrere Male mit dem Vater verwechselt worden, werdet Ihr Euch auch wohl noch erinnern. Mich beguckte er ganz in der Nähe von allen Seiten und sagte, ich hätte jetzt das dritte Gesicht, seit er mich kenne mit dem zweiten habe er sich gar nicht befreunden können, jetzt gefiele ich ihm aber wieder gut. Dann kam das Gespräch bald auf Contrapunkt und Vogler, und auf den fuhr er trotz Zelter her und brachte gleich ein paar Folianten als Beleg

angeschleppt. — Zu Rothschilds zu gehen, — dazu habe ich mich, trotz schmeichelhafter Aufforderungen, nicht bringen können. Zu Bällen und sonstigen Festen fehlt mir jetzt alle Lust und Stimmung, und „was nicht zusammen geht, das soll sich meiden". Das Sonderbare ist dabei, daß mir die Leute wirkliches plaisir machen, und daß mir ihr Glanz und Wohlleben und die allgemeine Ehrfurcht, die sie allen den Philistern abzwingen (denn gern möchten diese sie prügeln, wenn sie dürften), eine wahre Freude ist, weil sie das Alles doch ganz allein ihrem Fleiße, Glücke und ihrer Geschicklichkeit verdanken. Nun ist schon der 15te geworden, — das ist ein rechter Plauder- und Klatschbrief!

Euer

Felix.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Frankfurt, den 2. August 1836.

— — — — Das ist meine Stimmung jetzt den ganzen Tag; ich kann weder componiren, noch Briefe schreiben, noch Clavier spielen; nur allenfalls ein bischen zeichnen*. Aber danken muß ich Dir für die guten Worte, die Du mir über den Paulus sagst, — so was ist das Beste und Liebste, was ich darüber hören kann, und was etwa Du oder Fanny mir über solch' ein Stück sagt, das sagt das Publikum, — ein anderes giebt es gar nicht. Aber ich wollte nur, Du schriebest mir noch ein paarmal darüber, und über meine andere Musik recht ausführlich. Die ganze Zeit, daß ich hier bin, habe ich noch an dem Paulus gearbeitet, weil ich ihn nun einmal so vollkommen, als mir möglich ist, herausgeben will; auch weiß ich bestimmt, daß der Anfang des ersten und das Ende des zweiten Theils ungefähr dreimal so gut geworden sind, — also war's meine Pflicht. Denn es gelingt mir in manchen, namentlich in Neben-

* Dieser Brief ist kurze Zeit vor Mendelssohn's Verlobung geschrieben.

sachen bei so einer größeren Arbeit erst nach und nach, meinem eigentlichen Gedanken nahe zu kommen und ihn recht klar hinzustellen; bei den Hauptsachen und -stücken kann ich freilich nachher nichts mehr ändern, weil sie mir gleich so einfallen; aber um das auch von Allem sagen zu können, dazu bin ich noch nicht weit genug. Nun arbeite ich aber schon etwas mehr als zwei Jahre an dem einen Oratorium; — das ist allerdings sehr lange, und ich freue mich auf den Moment, wo ich auch mit den Druckcorrecturen fertig sein werde und was anderes anfangen kann.

Noch muß ich Dir erzählen, daß ich jetzt mit wahrem Jubel die ersten Bücher von Goethe's Wahrheit und Dichtung hier gelesen habe. Seit den Knabenjahren hatte ich's nicht wieder vorgenommen, weil mir's da nicht gefallen hatte; wie mir's jetzt aber gefällt und wie mich alle die Localitäten, die ich nun kenne, noch obendrein ergötzen, das kann ich gar nicht sagen. Es bringt mich eine Seite davon ganz über alle die jetzigen Miseren in Litteratur und Kunst weg.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Leipzig, den 8. Januar 1837.

— — — — Vorige Mittwoch war eine Fete bei Keil's, wo es Weihnachtsgeschenke und Gedichte regnete, und wo ich unter andern eins bekam, das meine Verlobungsgeschichte im Romanzenton besang zu „Frankfurt auf der Zeil", und das sehr bewundert wurde. Als sie nun bei Tisch anfingen, Lieder zu singen, und ich einige betrübte Gesichter schnitt, fiel es Schleinitz ein, mir herüberzurufen, ich möchte doch gleich meine Romanze componiren, damit sie etwas Neues singen könnten, und die jungen Damen brachten mir Notenpapier und Bleistift, und mich ergötzte die Anforderung, und ich componirte das Lied unter der Serviette, während die Anderen Kuchen aßen, schrieb die vier Stimmen aus, und ehe die Ananas aufgegessen war, suchten die Sänger A dur und sangen es so untadelig und con amore, daß es allgemeinen Jubel erregte und die ganze Gesellschaft animirte.

An Ferdinand Hiller.

Leipzig, den 10. Januar 1837.

— — — — — Du hast einmal an meiner hiesigen Stelle gelobt, daß ich mir alle deutschen Componisten zu Freunden machte. Umgekehrt. Mit allen verschütte ich's diesen Winter. Sechs neue Symphonien liegen da, — wie sie sind, mag Gott wissen (ich wüßt' es lieber nicht), — keine davon wird mir gefallen, — und daran trägt kein Mensch die Schuld als ich, der ich keine andern Componisten aufkommen lasse, als mich, — namentlich im Symphonienfach. Schock Blitz! Sollten sich die Capellmeister nicht schämen und in ihren Busen greifen? Aber das verwünschte künstlerische Bewußtsein, das sie allesammt haben, und der infame göttliche Funken, von dem sie so oft lesen, — die verderben Alles! Ich habe heute meine sechs Präludien und Fugen in die Druckerei geschickt, sie werden wenig gespielt werden, fürchte ich; dennoch möchte ich gern, Du sähest sie Dir seiner Zeit mal durch, und es gefiele Dir was darin, und Du sagtest es mir,

sammt dem vorkommenden Gegentheil. Auch drei Orgelfugen sollen nächsten Monat gedruckt werden, — me voilà perruque! Gott lasse mir bald eine recht lustige Clavier-Passage einfallen, damit ich den übeln Eindruck verwischen kann!

— — — — —

An Fanny Hensel in Berlin.

Frankfurt a. M., den 29. Mai 1837.

— — — — Eine lumpige Musikerzeit ist jetzt; — da ist der Cäcilien-Verein, geübte Sänger, ordentliche angenehme Leute, gefällige Chefs, nichts erforderlich als ein bischen Clavierspielen und ein bischen guter Wille für die gute Musik, und ein bischen Kenntniß, weder Genie, noch Energie, noch Politik, noch irgend etwas Absonderliches, — ich hätte gedacht, 50 sollten sich melden und Einem die Wahl lassen, und kaum zwei sind da, die es möglicherweise im Stande sind, und nicht Einer, der es im Geiste des Rechten, Wahren, Edlen fortführen kann, in dem es angefangen ist, das heißt auf gut Deutsch: nicht Einer, der es einsieht, daß Händel und Bach und solche Leute über dem stehen, was sie selbst machen und sagen können. Neukomm, dem ich darin noch am meisten getraut hätte, stand in Unterhandlungen, hatte die Stelle bestimmt angenommen, und hat sie nun plötzlich ebenso bestimmt abgelehnt. So wird kein Anderer da sein, um die Sache zu übernehmen, als Ries, der es auch wahrscheinlich thun wird, dem es aber leider an dem nöthigen Respect vor den großen Kunstwerken fehlt, der mir

eine Hauptsache ist und bleibt. Da ist es schade um alle die Mühe und unsägliche Arbeit, die sich's der Schelble hat kosten lassen, um etwas zu gründen, das doch nun am Ende wieder auseinandergehen wird. Mit Hiller's Direction ist alles hier höchst zufrieden, so schwer sie es ihm im Anfang mögen gemacht haben; aber er geht in zwei Monaten nach Italien und will sich nicht halten lassen, und wer weiß, ob das nicht wieder ein Grund ist, warum sie ihn jetzt alle so regrettiren, — das ist einmal fatal in der Welt.

Da fällt mir ein, wenn Du im Laufe der nächsten Monate wieder was singen lassen willst, so laß Dir doch Theodora von Händel geben und sieh Dir es an; in jedem Fall wird es Dir Freude machen, da ganz herrliche Chöre und Arien drin sind, und vielleicht könntest Du Dir eine deutsche Uebersetzung davon machen lassen (die freilich sehr verbessert werden müßte, denn der Text ist ganz lächerlich toll) und es bei Dir mit Deinem kleinen Chor einmal aufführen. Zu einer größeren Aufführung eignet es sich leider nicht, aber Einiges darin, z. B. den Schlußchor, kann man nicht schöner von Händel hören. — —

An seine Mutter.

Frankfurt, den 2. Juni 1837.

— — — — Du schreibst mir über Fanny's neue Stücke und sagst mir, ich solle ihr zureden, sie herauszugeben. Du lobst mir ihre neuen Compositionen, und das ist wahrhaftig nicht nöthig, damit ich mich von Herzen darauf freue und sie für schön und trefflich halte, denn ich weiß ja, von wem sie sind. Auch darüber, hoffe ich, brauche ich nicht ein Wort zu sagen, daß ich, so wie sie sich entschließt, etwas herauszugeben, ihr die Gelegenheit dazu, so viel ich kann, verschaffen und ihr alle Mühe dabei, die sich ihr ersparen läßt, abnehmen werde. Aber ihr zureden, etwas zu publiciren, kann ich nicht, weil es gegen meine Ansicht und Ueberzeugung ist. Wir haben darüber früher viel gesprochen, und ich bin immer noch derselben Meinung, — ich halte das Publiciren für etwas Ernsthaftes (es sollte das wenigstens sein) und glaube, man soll es nur thun, wenn man als Autor sein Leben lang auftreten und dastehen will. Dazu gehört aber eine Reihe von Werken, eins nach dem andern, — von einem oder zweien allein ist nur Verdruß von der Oeffentlichkeit zu erwarten, oder es wird ein sogenanntes Manuscript

für Freunde, was ich auch nicht liebe. Und zu einer Autorschaft hat Fanny, wie ich sie kenne, weder Lust noch Beruf, — dazu ist sie zu sehr eine Frau wie es recht ist, sorgt für ihr Haus und denkt weder an's Publikum, noch an die musikalische Welt, noch sogar an die Musik, außer wenn jener erste Beruf erfüllt ist. Darin würde sie das Druckenlassen nur stören, und ich kann mich eben einmal nicht damit befreunden. Darum werde ich ihr nicht zureden, — verzeih' es mir. Wenn sie sich aus eigenem Antrieb, oder Hensel zu Gefallen dazu entschließt, bin ich, wie gesagt, bereit, ihr behülflich zu sein, so viel ich nur vermag, aber ermuntern zu etwas, das ich nicht für richtig halte, das kann ich nicht.

An seine Mutter.

Bingen, den 13. Juli 1837.

Liebe Mutter!

Hier sind wir seit acht Tagen, plötzlich von Frankfurt abgereist, und da es nun ziemlich entschieden ist, daß wir für die nächsten Wochen hier residiren, so will ich Dir schreiben, um Dir für Deine lieben Briefe zu danken. —

Das ennuyirt mich aber, daß Fanny sagt, die neue Clavierschule wachse ihr über den Kopf. Das ist ja gar nicht an dem. Sie spielt wohl alle die kleinen Kerls in den Sack. — Die können ein paar Variationen und Kunstgriffe gut machen; aber all' die Fertigkeit und Coquetterie mit Fertigkeit verblendet selbst das Publikum nicht mehr leicht. Es muß Geist sein, wenn es sie Alle fortziehen soll, und darum höre ich vielleicht D* lieber eine Stunde lang, als Fanny eine Stunde lang, — aber nach acht Tagen kann ich ihn nicht mehr vor langer Weile anhören, und dann fange ich erst an, mich in das andere Spiel hineinzuhören, und das ist das rechte. Alles das macht eben nicht mehr, wie Kalkbrenner zu seiner Zeit, und geht noch

während ihres Lebens vorüber, wenn nicht etwas Besseres als Finger dabei ist. Das hat aber Fanny und darum braucht sie sich vor keinem von allen denen zu fürchten. —
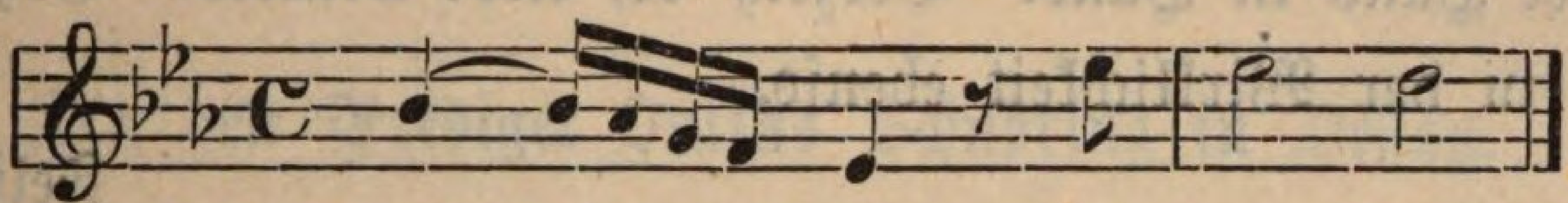
Die Aussicht aus den Fenstern hier ist allein eine Reise werth, denn unser Wirthshaus liegt am Rhein, dem Niederwald gegenüber, — links der Mäusethurm, rechts der Johannisberg, — heut habe ich endlich sogar ein Clavier und eine Bibel geliehen bekommen; beides war schwer aufzutreiben, erstlich weil sie unmusikalisch, dann weil sie katholisch in Bingen sind, und von Clavier und Luther'scher Uebersetzung nichts wissen wollen; indeß, ich hab's doch endlich aufgetrieben, und nun fängt mir's hier an sehr behaglich zu werden. Ich muß fleißig sein, denn vom Concert ist noch keine Note aufgeschrieben, und gestern habe ich aus Birmingham Nachricht, daß das Musikfest bestimmt ist, daß sie sogar Hoffnung haben, Königin Victoria dabei zu sehen, — das wäre lustig genug. —

Neulich war der alte Schadow und W. Schadow, beide mit Familie, hier und wir stießen auf dem Flur ganz unvermuthet auf einander; ich wollte, Du hättest die Schilderung gehört, die der Alte von Fanny machte, wenn sie am Flügel accompagnirt; er wurde ganz voll von „enthousiasme“ und ordentlich warm dabei. Und eine Beschreibung der Sitzungen bei der musikalischen Section der Akademie, wo er präsidiren muß, war als Gegenstück auch nicht bitter. Außer Spontini spricht keiner und lebt keiner darin, — und das auch von Rechtswegen. —

Aber eigentlich ist es ganz ernsthaft, wie der Alles in Berlin gegen sich aufbringt, Alles verdirbt und zu Grunde richtet, und doch selbst nur Aerger und Kummer und Noth davon hat,

— wie bei einer schlechten Ehe, wo sie alle Beide Unrecht haben, wenn sie sich prügeln.

Frag' doch Fanny, liebe Mutter, was sie dazu sagt, daß ich in Birmingham das Bach'sche Orgelpräludium aus Es dur



und die Fuge, die am Ende desselben Heftes steht, spielen will; ich glaube, sie wird mir brummen; und ich glaube doch, ich habe Recht. Es muß den Engländern gerade das Präludium sehr eingänglich sein, sollte ich denken, und man kann im Präludium und der Fuge piano und pianissimo und den ganzen Orgelstaat recht produciren, — und ein dummes Stück ist es doch auch meiner Treu' nicht. —

In diesen Tagen habe ich beschlossen, für das nächste Düsseldorfer Musikfest ein neues Oratorium fertig zu haben, — es sind zwar noch zwei Jahre, aber doch muß ich mich daranhalten. Vom Text schreibe ich, sobald ich ihn fest habe. — Holtei läßt nichts von sich und dem Operntexte hören; und so muß ich das zweite Oratorium anfangen, so gern ich eine Oper gerade jetzt gehabt hätte. Mir fehlt ein ganzer Mensch zu vielem schönen Unternehmen; ob er noch kommen wird, ob ich mich irre, das weiß ich nicht, aber bis jetzt will er sich nicht finden lassen, und so muß ich stille halten und warten.

Ich übe mich hier fortwährend im Figurenzeichnen, aber es will mir nicht recht gelingen. Durch den Mangel an Uebung im Winter habe ich vergessen, was ich im vorigen Sommer schon besser konnte, wo mir Schadow in Scheveningen täglich eine kleine Zeichenstunde gab, und mich Kerls, Soldaten,

Höckerweiber und Straßenjungen zeichnen lehrte. — Indessen habe ich gestern Bischof Hatto gezeichnet, wie er eben von den Mäusen gefressen wird, — ein herrliches sujet für alle Neueren. In diesem Briefe gehen Musik, Rheingau, Klätscherei Hand in Hand. Verzeih' es, liebe Mutter! Geht es doch in der Wirklichkeit ebenso.

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Bingen a. R., den 14. Juli 1837.

Lieber Schubring!

Ich möchte Dich in einer Angelegenheit um Rath fragen, die mir wichtig ist und Dir, wie ich gewiß weiß, auch nicht gleichgültig, weil ich schon viele Beweise des Gegentheils von Dir erhalten habe. Es betrifft die Wahl eines Stoffes zu einem Oratorium, welches ich in dem nächsten Winter anfangen will, und worüber ich vor Allem gern Deine Meinung hätte, da mir in meinem Paulus die besten Fingerzeige und Angaben für den Text von Dir gekommen sind. —

Mehrere äußerliche Gründe sprechen dafür, zum Stoff den Petrus zu wählen, — namentlich die Bestimmung für das Düsseldorfer Musikfest zu Pfingsten, und die bedeutende Stelle, die das Pfingstfest in diesem Stoffe einnehmen würde. Zu diesen äußerlichen Gründen rechne ich auch, daß ich gern (in Verbindung mit einem größern Plan für ein späteres Oratorium) die beiden Hauptbekenner und =Stützen der christlichen Kirche in Oratorien einander gegenüberstehen, also zu meinem Paulus noch den Petrus hätte. Daß es an innerlichen Grün=

den nicht fehlt, die mir den Stoff werth machen, brauche ich Dir nicht zu sagen, und auch bei diesen innerlichen steht die Ausgießung des heiligen Geistes, die den Mittelpunkt oder Hauptpunkt bilden müßte, sehr obenan. Die Frage aber ist (und die kannst Du besser entscheiden als ich, weil Dich alle Kenntnisse, die mir fehlen, dabei unterstützen), ob die Stelle, die Petrus in der Bibel einnimmt, abgesehen von der Würde, die er in der katholischen oder protestantischen Kirche, als Märtyrer, oder erster Papst u. s. w. hat, ob also das, was von ihm in der Bibel steht, — allein und an und für sich bedeutend genug ist, um ein symbolisches Oratorium darauf zu gründen. Denn historisch dürfte der Stoff nach meinem Gefühl durchaus nicht behandelt werden, so nothwendig dies im Paulus war. Bei einer historischen Behandlung müßte Christus in der ersten Zeit von Petri Wirken erscheinen, und wo Er erscheint, kann Petrus nicht das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Ich meine also, es müßte symbolisch sein, — es möchten darin auch vielleicht alle historischen Punkte vorkommen, der Verrath und die Reue, die Schlüssel des Himmels, die ihm Christus übergiebt, seine Predigt beim Pfingstfest, — aber alles das nicht historisch, sondern prophetisch — wenn ich mich so ausdrücken darf — im größeren Zusammenhang.

Meine Frage ist also, ob Du glaubst, daß dies möglich ist, d. h. so möglich, daß es für jedes Mitglied der Gemeinde ein gleich wichtiger und nahe liegender Gegenstand werde. — Dann, ob Du glaubst, daß es sich, wenn überhaupt ausführbar, mit bloßen Bibelstellen ausführen läßt, und welche Theile der Bibel Du dazu besonders herausheben würdest. Endlich, ob Du in diesem Falle mir wieder wie damals mit der

Zeit Einzelheiten aus der Bibel anführen und mittheilen wolltest.

Die Hauptsache ist aber der erste Punkt, denn über den bin ich noch im Unklaren, — also allerdings über die Möglichkeit der ganzen Aufgabe. Schreibe mir darüber recht bald, wenn Du kannst. Ich habe mir so im ersten Gedanken gedacht, daß der Stoff in zwei Theile zerfallen müßte: der erste, von dem Verlassen der Fischernetze an, ginge bis zu dem Tu es Petrus, womit er schließen müßte; — und der zweite Theil enthielte wesentlich nur das Pfingstfest, von der Einöde nach Christi Tode und der Rede des Petrus an, bis zur Ausgießung des heiligen Geistes*.

Mit alledem falle ich Dich plötzlich an — verzeih' es mir. — Es hat sich, seit wir uns nicht gesehen haben, in den wenigen Monaten so viel und so herrlich mit mir verändert, daß ich Dir's gar nicht zu sagen weiß**. — Du wirst, wie ich hoffe, im nächsten Winter einmal bei mir wohnen und einige Tage ganz mit uns zubringen, — dann siehst Du in kurzer Zeit, was ich Dir in der längsten doch nicht beschreiben könnte. Ende September denke ich wieder in Leipzig zu sein, — bis dahin hauptsächlich hier am Rhein und in Frankfurt zu bleiben.

Bitte, antworte mir bald, wenn auch nur wenige Zeilen.

Dein

Felix M. B.

---

* Die Ausführung dieses Gedankens ist unterblieben, der Brief aber dennoch hier mitgetheilt worden, weil er beweist, wie tief-ernst Mendelssohn dergleichen Gegenstände behandelte.

** Mendelssohn's Verheirathung.

An seine Mutter.

Leipzig, den 4. October 1837.

Liebste Mutter!

Es sollte mein erstes Geschäft sein, Dir zu schreiben, sobald ich aus der beschäftigten Zeit der letzten Wochen wieder einigermaßen in Ruhe wäre, und ich hatte Dir für so viele liebe Briefe an mich zu danken, wollte Dir auch unsere glückliche Ankunft hier gleich melden, und dennoch sind zwei Tage vergangen, ohne daß es mir möglich gewesen wäre. Ich nehme heut' den frühen Morgen dazu, sonst kommen wieder die Leute, lösen einander ab, und die Poststunde geht vorüber wie gestern und vorgestern. Ich darf mich auch jetzt nicht auf das Beschreiben des Birminghamer Musikfestes legen; es gehörten viele Bogen dazu, und ganze Abende, wenn wir einmal wieder zusammen sind, um die vielen merkwürdigen Dinge nur obenhin zu erwähnen, die sich in den Tagen auf einander drängten*. — Das muß ich Dir aber sagen, weil ich weiß, daß es

* Auf diesem Musikfeste wurde der Paulus zum ersten Male in England aufgeführt.

Dich freut, daß ich einen so glänzenden Erfolg noch niemals gehabt habe, und ihn wohl nie entschiedener haben kann, als bei dem Musikfest. Der Applaus und das Zurufen, wenn ich mich nur sehen ließ, wollte gar nicht aufhören und machte mich zuweilen wirklich lachen, weil ich z. B. bei einem Clavier-Concert gar nicht dazu kommen konnte, mich vor's Instrument zu setzen; und was besser ist als der Beifall, und was mir meinen Erfolg verbürgte, sind die Anerbietungen, die mir von allen Seiten gemacht werden und die diesmal noch ganz anders lauten als jemals sonst.

Ich kann wohl sagen, daß ich gerade jetzt gesehen habe, wie mir alles das eben nur zu Theil wird, weil ich mich bei meiner Arbeit nicht darum kümmere, was die Leute wollen und loben und bezahlen, sondern um das, was ich für gut halte, und ich will mich nun um so weniger von dem Wege abbringen lassen. Darum ist allerdings auch mir dieser Erfolg lieb, und ich weiß um so sicherer, daß ich niemals das Geringste dafür thun will, sowie ich es bis jetzt niemals gethan habe. Zugleich hatte ich auch einen recht deutlichen Beweis, was von all' dergleichen zu halten ist, an der Art, wie sie in Birmingham diesmal Neukomm aufnahmen. Du weißt, wie sie ihn sonst verehrt und wirklich überschätzt hatten, wie alle seine Sachen dort gesucht und gepriesen wurden, so daß ihn die Musiker immer king of Brummagem* nannten; und diesmal haben sie ihn auf so unziemliche Art zurückgesetzt, nur ein kurzes Stück von ihm am ersten (dem allerschlechtesten) Morgen gegeben, und ihn selbst ohne die geringste Aufmerksamkeit im Publikum

---

* Verdorbener Ausdruck für Birmingham.

aufgenommen, daß es wirklich eine Schande für die Menschen war, die vor drei Jahren nichts Höheres und Besseres kannten, als Neukomm's Musik. Das Einzige, was ihm vorzuwerfen ist, ist eben, daß er vor drei Jahren ein Oratorium für's Musikfest schrieb, was recht auf Effect berechnet war. Die große Orgel, die Chöre, die Soloinstrumente, alles kam darin vor, damit es den Leuten gefiele, und sowas merken die Leute, und es thut nicht gut. Daß sie ihn aber zum Dank diesmal so behandelten, ist eben wieder ein Zeichen, was von all' ihrem Gefallen zu halten ist, und was man davon hat, wenn man's sucht. —

Ich habe ihn diesmal wieder sehr liebenswürdig und unverändert gut gefunden, und kann mir freilich in hundert Dingen ein Beispiel an ihm nehmen; solch' eine Ruhe und Feinheit, mit der größten Aufrichtigkeit zugleich, habe ich noch bei Keinem gefunden, und dann ist er wirklich ein recht beständiger Freund!

Vom Musikfeste selbst schicke ich Dir hier ein vollständiges Schema. Denk' Dir diese Unmasse Musik! Und neben all' dem Musikungeheuer die vielen Bekannten, die in den Tagen dort zusammenströmten! Man brauchte einiges Fischblut, um nicht zu bersten. — Darauf denn, als ich eben den letzten Accord auf der herrlichen Orgel gespielt hatte, mußte ich in die Liverpool mail, und fuhr sechs Tage und fünf Nächte nach einander, bis ich in Frankfurt bei den Meinigen war. Die mail geht nach London in 10½ Stunden, es ist gerade so weit wie von hier nach Berlin; das berechnete ich mir unterwegs, und beneidete die Engländer darum. In London kam ich gegen Mitternacht an; dort empfing mich Klingemann und führte mich in's Comité der Sacred Harmonic Society, die mir feierlich eine große, dicke, silberne Dose mit einer Inschrift überreichten, —

um $^1/_2$1 saß ich wieder in der mail, und war des andern Morgens um 9 in Dover, wo nicht so viel Zeit um zu frühstücken war, sondern ich mußte unmittelbar in's Boot, das uns auf's Dampfschiff fuhr, da die Ebbe eingetreten war und das Dampfschiff nicht im Hafen bleiben konnte. So kam ich schon seekrank auf dem Dampfschiff an, hatte eine jämmerliche Ueberfahrt, und statt in drei Stunden in Calais war ich in fünf Stunden in Boulogne, um so viel weiter von Frankfurt. Da suchte ich's Hôtel Meurice auf, stellte mich her so gut es ging, und fuhr Abends um 9 Uhr auf der Diligence nach Lille. Hier ist der Ort, einzuschalten (was auch Dirichlet dagegen wüthen mag), daß französische und belgische Diligencen, mit den Glasfenstern, auf dem gepflasterten Wege, mit den drei dicken Pferden davor, deren Schwänze aufgebunden sind, und die gar nicht laufen, sondern sich wälzen, die allerabscheulichsten Beförderungsmittel der ganzen Welt sind, und daß eine deutsche Schnellpost hundertmal schneller, angenehmer und besser ist, als diese allerscheußlichsten 2c. vide supra. — In ganz Belgien wurden die Septembertage gefeiert, und steckten Freiheitsbäume auf den Plätzen vor den Rathhäusern. Um 10 Uhr Morgens kam ich in Cöln an; um 11 ging ein Dampfboot, das die Nacht durch fuhr; da setzte ich mich darauf und freute mich, die fünfte Nacht liegen zu können, ausgestreckt, und ohne Steinpflastergerassel. — Um 9 fing ich schon an zu schlafen und wachte nicht eher auf, als um 2 Nachts; da fühlte ich, daß das Dampfboot stille stand, und wie ich fragte, so war solch' ein dicker Nebel (wie auch schon den Tag vorher), daß sie bis um 6 Uhr Morgens in keinem Falle fort und vor 6 Uhr Abends nicht in Mainz sein konnten. Es war ganz nahe bei Horchheim, wo das Schiff fest lag;

da nahm ich mir also zwei Matrosen, die trugen meine Sachen, ich zeigte ihnen den wohlbekannten Fußweg längs des Rheins, kam um 3 Uhr Nachts nach Coblenz, nahm Post und war Mittwoch um 1/2 3 Nachmittags in Frankfurt. Da war alles gut, und so haben wir denn auch die Reise hierher von Donnerstag Nachmittag bis zum Sonntag um 2 Uhr, wo wir hier ankamen, glücklich zurückgelegt. —

Um 6 fing das erste Abonnement-Concert an; ich hatte die Jubel-Ouvertüre und die C moll Symphonie zu dirigiren, und die Posaunen und Pauken strengten sich so an, daß mir allerdings am Schluß des Concerts etwas caput zu Muthe war. — Es waren vierzehn so voll gepfropfte Tage, wie sich ein Mensch nur erdenken kann; aber da ich den ganzen vergangenen Sommer blos zum Genießen und Vergnügtsein gelebt hatte, so ist mir's lieb, daß gerade vor der Rückkehr hierher auch noch so beschäftigte und für meinen Beruf wichtige Zeit gewesen ist. Hier ist es nun gar zu schön; der ganze Tag und jede Stunde ist mir in meiner neuen Häuslichkeit wie ein Fest, und während ich in England, trotz aller Ehren und Freuden, keinen recht vergnügten Augenblick gehabt habe, so ist mir jeder Tag jetzt eine Reihe von Freude und Glück, und ich habe mein Leben eigentlich nun erst wieder lieb. —

Bin ich in diesem Briefe über mich selbst nicht so ausführlich gewesen, als ob ich ein unpäßlicher Potentat wäre, liebe Mutter? —

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 29. October 1837.

Lieber Bruder!

Meinen herzlichsten Glückwunsch vorauf zu dem Tage, an dem dieser Brief bei Dir ankommt; verbring' ihn froh, und se' er Dir ein guter Vorbote des kommenden Jahres. — Du erwähnst in Deinem gestrigen Briefe, daß Dich Deine gesicherte, ruhige, harmonische Lage zuweilen fast verstimme und unruhig mache, — aber ich kann Dir darin nicht Recht geben, ebenso wenig als wenn Du über das Gegentheil klagen müßtest. — Und warum soll es denn nicht genug sein, wenn ein Mann sein Glück zu verdienen oder zu genießen weiß? Ich kann mir nicht denken, daß es geradezu nothwendig sei, es durch Unglück oder Sorge zu verdienen; ich meine, eine herzliche, dankbare Anerkennung sei der beste Polykrates-Ring, und wahrlich, es ist heut' zu Tage schon eine schwere Aufgabe, sein Glück oder seine Vortheile in einer solchen Weise anzuerkennen und zu genießen, daß man auch Anderen davon mittheilt und sie dadurch mit froh und heiter macht, oder auch zu zeigen, daß es von da bis zum unthätigen Uebermuth gleich weit entfernt sei. —

Sonderbar, daß ich in meiner Lage gerade über das Gegentheil von dem mich beschweren möchte, worüber Du klagst; je mehr ich in meinem Beruf alles das finde, was man Anerkennung oder Aufmunterung nennt, je unruhiger und unstäter wird er mir unter den Händen, und ich kann nicht leugnen, ich sehne mich oft nach einer Ruhe, über die Du klagst. — Es bleibt gar so wenig übrig von den Aufführungen, Musikfesten, all' dem Persönlichen; — die Leute klatschen und rufen wohl, aber das ist gleich wieder so spurlos verschwunden, und nimmt das Leben und die Kraft ebenso sehr in Anspruch als das Bessere, oder noch mehr. — Und das Böse dabei ist, daß man eben nicht halb hinaus kann, wenn man einmal drin ist, sondern entweder ganz mit muß oder gar nicht. Ich darf mich nicht einmal zurückziehen, sonst leidet die Sache, für die ich dastehe, und doch möchte ich auch gerne sehen, daß sie nicht blos *meine* Sache wäre, sondern die gute oder die allgemeine. Aber eben da fehlt es an Leuten, die denselben Weg gehen, — nicht billigendes Publikum (das gleichgültig ist), sondern mitstrebende Künstler (die unentbehrlich bleiben). Und in *dem* Sinne sehne ich mich nach Geschäftslosigkeit, gerade um mehr das thun zu können, was mein eigentlicher Beruf ist, zu schreiben, und das Aufführen Andern zu überlassen. Es scheint indeß, es soll nicht so sein, und ich wäre undankbar, wenn ich unzufrieden damit wäre, wie es einmal ist. —

Fanny wird Dir morgen hoffentlich die Stimmen des neuen Quartetts von mir geben. Ob es Dir gefallen wird oder nicht, das steht dahin; aber denke meiner dabei, wenn Du es spielst und an eine Stelle kommst, die gerade recht in meiner Art ist. Wie gerne hätte ich Dir was Besse-

res, Hübsches zum Geburtstage geschickt, aber ich wußte nicht was.

Gestern Abend wurde mein E moll Quartett von David öffentlich gespielt, und machte großes Glück. Das Scherzo mußten sie da capo spielen, und das Adagio gefiel den Leuten am besten. Dies setzte mich in langes Erstaunen. In den nächsten Tagen will ich ein neues Quartett anfangen, das mir besser gefällt. Auch will ich Dir bald eine Sonate für Violoncello und Clavier machen, — bei meinem Bart!

Und nun leb' wohl; auf frohes, frohes Wiedersehen im Februar.

Dein

Felix.

An Ferdinand Hiller in Mailand.

Leipzig, den 10. December 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Du hast mir trotz meiner letztmonatlichen Unpünktlichkeit geschrieben, dafür bin ich Dir von Herzen dankbar, und wirklich hätte ich's kaum geglaubt. — Die Einrichtung eines neuen Logis, der Umzug hinein, viele Concerte und Geschäfte, kurz wie nur alle die Abhaltungen heißen mögen, die ein rechter Philister, wie ich, einem so lustigen fixen Italiener, wie Du, gegenüber aufzählen kann, — meine Installirung als Hausherr, Miethsmann, Musikdirector der Abonnement-Concerte, — das hielt mich alles im vorigen Monat von der pünktlichen Correspondenz ab. — Aber eben darum wollte ich Dich bitten, und bitte nun heut' recht herzlich, laß uns bei dieser unglaublichen Verschiedenheit unserer Lage und Umgebung an dem Versprechen der monatlichen Briefe festhalten; — ich meine, es könnte uns beiden doppelt interessant und wohlthätig sein, jetzt von einander zu hören, wo wir uns gegenseitig verzweifelt ausländisch vorkommen müssen, — aber eben deswegen näher als sonst. — Mir wenigstens, wenn ich an Mailand und Liszt und Rossini denke, kommt ein sonderbares Gefühl, Dich mitten drin zu wissen, und Dir geht's vielleicht so, wenn Du in der Lombardischen Ebene an Leipzig

und mich denkst. Aber Du mußt mir das nächste Mal einen recht ausführlichen langen Brief schreiben, mit allen Details; Du glaubst nicht, wie sie mich interessiren. Du mußt mir erzählen, wo Du wohnst, was Du schreibst, von Liszt und Pixis und Rossini alles Mögliche, vom weißen Dom, vom Corso, — ich liebe das lustige Land gar zu sehr, und wenn ich von Dir daraus hören kann, so verdoppelt sich's, — Du darfst da die Bogen nicht halbiren. Vor Allem sag' mir, amüsirst Du Dich denn auch so himmlisch und von Herzen darin wie ich? Ich bitte Dich um alles, thu's und schnappe die Luft mit so viel Wonne, und schlage die Tage so systematisch in die Luft wie ich, — was sage ich das, Du wirst es ohnehin thun. Aber bitte, schreib' mir auch viel davon. Ob mir's hier wieder gefällt, willst Du wissen? Denk' Dir es nur, wenn ich als Ehemann in einer netten, neuen, bequemen Wohnung, mit freier Aussicht über Gärten und Felder und die Stadtthürme wohne, mich so behaglich glücklich, so ruhig froh fühle, wie niemals wieder seit dem elterlichen Hause, — wenn ich dabei gute Mittel und guten Willen von allen Seiten zu Gebote stehen habe, ob mir es nicht hier gefallen muß? Ich bin fast der Meinung: entweder diese Stelle, oder gar keine. Aber freilich habe ich dann wieder viele Tage, wo ich denke, keine Stelle wäre doch das Allerbeste. — Mich nimmt das viele Dirigiren während zwei solcher Monate mehr mit, als zwei Jahre, wo ich den ganzen Tag lang componirte — ich komme hier im Winter fast gar nicht dazu —, und wenn ich nach der größten Hetze frage, was eigentlich geschehen ist, so ist's am Ende kaum der Rede werth; wenigstens interessirt mich's nicht sehr, ob all' die

anerkannt guten Sachen einmal mehr oder einmal besser gegeben werden, oder nicht, — das Einzige, was mir jetzt interessant ist, sind die neuen, und daran fehlt es allzu sehr. So möchte ich mich oft ganz herausziehen, nicht mehr dirigiren, nur schreiben, — und dann hat es doch wieder einen gewissen Reiz — solch' ein geordnetes Musikwesen und die Anführung davon. Was kümmert Dich das in Mailand? Dennoch muß ich es Dir sagen, wenn Du wissen willst, wie mir's hier gefällt. Aehnlich ging es mir in Birmingham; — ich habe niemals noch mit meiner Musik solch' entschiedenen Effect gemacht, wie da, habe das Publikum noch nie so sehr mit mir allein beschäftigt gesehen, und dennoch ist eben darin etwas — wie soll ich sagen — Flüchtiges, Verschwindendes, was mich eher verstimmt und drückt, als erhebt. Freilich hätte gerade nicht gleich das Gegentheil gegen alle die Lobpreisungen am Orte sein müssen, Neukomm nämlich, den sie diesmal so wegwerfend beurtheilten, so stumm und kalt empfingen, so in der Anordnung zurücksetzten, wie sie vor drei Jahren ihn in den Himmel erhoben, über alle Componisten gestellt und bei allen Schritten und Tritten applaudirt hatten. Was ist da Gutes an ihrer Zuneigung? Du wirst mir sagen, seine Musik sei auch nichts werth, — da stimmen wir wohl überein, — aber das wissen doch Jene nicht, die damals entzückt waren und jetzt vornehm thun. Empört hat mich die ganze Geschichte, und Neukomm's ruhiges, ganz gleichmäßiges Benehmen ist mir doppelt vornehm und würdig gegen die Andern erschienen, und ich habe ihn viel lieber gewonnen durch diese entschiedene Haltung. —

— — — — — — — —

An Eduard Franck in Breslau
(jetzt Director des Conservatoriums in Bern).

Leipzig, den 8. Januar 1838.

Erst vorgestern erhielt ich Ihre Zeilen vom 25. October, aber freilich zugleich auch mit einem herrlichen Prachtexemplar Ihrer Etüden. Ich fürchtete schon, die Vollendung des Werks sei unterblieben, weil ich so lange nichts davon gehört hatte, und war doppelt angenehm dadurch überrascht. — Sie wollen, daß ich Ihnen über die Stücke selbst ein Urtheil sagen soll. Sie wissen aber, wie unnöthig mir alles Urtheilen, eigenes und fremdes, scheint; — nur Weiterarbeiten, das halte ich für das Einzige und Beste, und wenn das die Freunde nach jedem neuen Stück von Neuem wünschen, so liegt darin am Ende auch schon ein Stück Urtheil. Ich glaube, daß es keinem Menschen je gelungen ist, durch ein Werk die Gemüther zu beherrschen und zu fesseln; durch eine Reihe von Werken, die alle auf denselben Punkt zielen, kann's nur geschehen, und das ist denn nun freilich Ihre Aufgabe und die Pflicht, die Ihnen Gott durch Ihr Talent auferlegt hat. Erfüllen Sie sie ja; ich glaube, das

Lebensglück liegt ganz darin und kommt nicht ohne das, und die Unterlassung davon scheint mir eine Hauptsünde.

Also der Wunsch, daß Sie auf diesem Wege weiter und vorwärts arbeiten mögen, das ist das ganze Urtheil, was ich Ihnen über Ihr Werk wesentlich zu sagen habe.

Ueber die meisten Einzelheiten haben wir ja auch schon gesprochen. Fehler sind nicht darin, und Sie sind Ihres Handwerkszeugs mächtig; aber gebrauchen Sie es nun mehr und mehr, wie gesagt.

Es muß Ihnen wohl vorkommen, als hörten Sie mich das alles sprechen, und ich erscheine Ihnen am Ende selbst wie ein Basso ostinato, der immer wieder von vorn brummt und am Ende auch wirklich langweilig wird. Denn statt Ihnen nun meinen Dank zu sagen, sing' ich wieder mein altes Lied. Am Dank aber soll es dabei gewiß nicht fehlen, und recht vielmal und schönstens möchte ich ihn Ihnen ausdrücken. Und wenn ich bald und viel von Ihnen höre (freilich am liebsten Musik, die alles Andere auch sagt), so wissen Sie, daß es mir jederzeit eine herzliche Freude sein wird. Leben Sie wohl und haben Sie nochmals Dank für die Freude, die Sie mir und gewiß auch noch vielen Andern durch Ihr erstes Werk gemacht haben.

Stets Ihr hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 18. Januar 1838.

Einem hochgeehrten Comité für das diesjährige Niederrheinische Musikfest

bin ich für die Einladung, welche Ihr Schreiben vom 8. Januar enthielt, von Herzen dankbar. Ihr freundliches Andenken ist mir nicht minder lieb, als die Aussicht, einem so frohen Feste wieder beizuwohnen und ähnlichen Genuß daran zu haben, als der, welchen ich den Rheinischen Musikfesten schon zu verdanken habe. Mit wahrer Freude werde ich daher Ihre Einladung annehmen, wenn Gott mir und den Meinigen Gesundheit schenkt, und wenn wir uns über die Wahl der Musikstücke zu beiderseitiger vollkommener Zufriedenheit vereinigen können. Gerade je gelungener das vorige Cölnische Fest hinsichtlich der Anordnung der aufzuführenden Stücke, namentlich durch das Händel'sche Werk mit der Orgel war, desto wichtiger scheint es mir, auch diesmal wenigstens ein Stück auf dem Programm zu haben, wodurch sich das diesjährige Fest von andern unterscheidet und wodurch man möglicherweise einen Fortschritt nachweisen könnte. Hierzu halte ich es nun wirklich für nothwendig, den Namen Sebastian Bach

auf dem Programm zu haben, wenn auch nur mit einem kurzen Stück; aber es ist gewiß Zeit, daß bei diesen Festen, denen Händel so viel Glanz verliehen hat, auch der andere unsterbliche Meister, der in keinem Stück unter einem andern Meister, in vielen über allen steht, nicht länger vergessen werde. Dieselben Bedenklichkeiten, die jetzt dagegen obwalten mögen, müssen auch in früheren Jahren gegen die Händel'schen Werke obgewaltet haben, und Sie alle danken denen, welche sich darüber hinweggesetzt und Ihnen solchen Schatz von Erbauung und Erhebung geöffnet haben. Verdienen Sie sich darum von den Rheinischen Musikfreunden einen ähnlichen Dank, indem Sie einen Anfang machen, der zwar (ich leugne es nicht) schwer ist und mit vielem Bedacht geschehen muß, dann aber auch gewiß die besten Folgen und allseitige Nachahmung bewirken wird. Denn wenn einmal erst etwas von ihm wird aufgeführt sein, so ist's nicht schwer, es schön zu finden und wieder aufzuführen. Aber nur der Anfang! Der Vorschlag, den ich Ihnen also in dieser Hinsicht zu machen hätte, wäre, auf dem diesmaligen Fest einen kurzen Psalm von Bach (etwa 20 Minuten oder $1/2$ Stunde lang) aufzuführen, und wenn Sie fürchten, dies am zweiten Tage zu thun, um das Publikum, welches dann durch den gelehrten Namen erschreckt werden könnte, nicht zu verscheuchen, so thun Sie es am ersten Tage, und geben Sie dann ein etwas kürzeres Oratorium von Händel dazu. Daß dann nicht weniger Leute kommen werden, um den Händel zu hören, ist wohl sicher, denn wer sich vor dem einen nicht fürchtet, hat auch zum andern Lust, und es giebt noch 3—4 ganz unbekannte, höchst vortreffliche Oratorien von Händel, die etwa anderthalb oder

zwei sehr kleine Stunden dauern würden und allen Musikfreunden eine neue Erscheinung wären. Durch das prachtvolle Geschenk des vorigen Comité* bin ich mit diesen Werken erst bekannt geworden, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie für das diesjährige Fest wieder Nutzen daraus ziehen könnten. — In Hinsicht des zweiten Tages möchte ich vorläufig fragen, ob Sie bei Cherubini anpochen wollten wegen seines neuen großen Requiem; es müßte freilich übersetzt werden und ist nur für Männerstimmen, allein da es nur eine Stunde dauern soll, oder noch weniger, so thäte das vielleicht nichts, und nach allen Urtheilen soll es ein herrliches Werk sein. Indeß die Hauptsache scheint mir diesmal der erste Punkt dieses Briefes, und ich habe Sie daher nur noch zu bitten, sich wegen desselben sobald als möglich zu besprechen.

---

* Siehe den Brief vom 6. October 1835, Seite 101.

An Rebecka Dirichlet.

Leipzig, Februar 1838.

— — — — — — In unsern Concerten machen wir jetzt vier sogenannte historische, so daß wir im vorletzten die ganze D dur Suite von Bach, einigen Händel, Gluck u. s. w., und ein Violin-Concert von Viotti, — im letzten Haydn, Righini, Naumann u. s. w. hatten, und zum Schluß die Haydn'sche Abschieds-Symphonie, in welcher zum großen Jubel des Publikums die Musiker wirklich ihre Lichter ausbliesen und abgingen, bis die Violinisten am ersten Pulte allein übrig blieben und in Fis dur abschlossen. Es ist ein curios melancholisches Stückchen. Vorher spielten wir das Haydn'sche C dur Trio, wo sich die Menschen des Todes verwunderten, daß so was Schönes existire, und ist doch sehr lange bei Breitkopf und Härtel gedruckt! — Das nächste Mal kommt Mozart, dessen C moll Concert ich spiele, und von dem wir ein Quartett aus seiner unvollendeten Oper „Zaide" zum ersten Male bringen, — dann Beethoven, und dann bleiben noch zwei Concerte für alle möglichen Modernitäten übrig, um die Zahl 20 wieder voll zu haben.

Gestern Abend wurde Deiner wieder einmal recht lebhaft gedacht. Als ich spät mit Schreiben fertig war, las ich der Cécile die Nausikaa aus der Voß'schen Uebersetzung vor und theilte ihr bei jeden zehn Versen die tiefsinnigen philologischen Bemerkungen mit, welche Du damals machtest, als wir sie zusammen in der griechischen Stunde lasen, und die mir jetzt wieder zu Hunderten einfielen. Uebrigens ist das Gedicht wirklich unwiderstehlich, wenn's sentimental wird. Ich hatte es immer schon so gern in Musik setzen wollen, natürlich nicht für's Theater, nur so episch, und habe heute den ganzen Tag wieder neue Lust an der Idee; aber ist denn jetzt mit einem deutschen Dichter was anzufangen? — Vier Opern-Sujets habe ich in der vorigen Woche zugeschickt bekommen, eins war immer lächerlicher als das andere, — das giebt nun lauter Feinde. So schreibe ich Instrumentalmusik, und sehne mich nach dem unbekannten Dichter, der vielleicht hier nebenan wohnt oder in Timbuctu, was weiß ich?

— — — — — — —

An seine Familie.

Leipzig, den 2. April 1838.

— — — — — — — Heute Abend ist das Concert der Botgorscheck, einer vortrefflichen Contre-Altistin, die mich so zum Spielen quälte, daß ich's zusagte, und mich erst nachher besann, daß ich durchaus nichts Kurzes, Passendes hätte. So entschloß ich mich denn, ein Rondo zu componiren, von dem vorgestern früh noch keine Note geschrieben war, und das ich heute Abend mit ganzem Orchester spiele, und heute früh probirt habe*. Es klingt lustig genug; wie ich's aber spielen werde, wissen die Götter, und auch die kaum, denn an einer Stelle habe ich 15 Tacte Pausen in die Begleitung geschrieben und habe noch keine Ahnung, was ich da hineinspielen soll. Aber Einem, der en gros spielt wie ich, dem geht Vieles durch!

— — — — — — — — —

* Ist später unter dem Titel Serenade & Allegro giojoso op. 43 erschienen.

An N. Simrock in Bonn.

Berlin, den 10. Juli 1838.

Indem ich hiermit wieder unsere Correspondenz anfange, muß ich Ihnen vor Allem noch einmal danken für die große Freundlichkeit, die Sie mir in Cöln erwiesen haben. Es ist das erste Mal, daß mir ein Verleger seine Zufriedenheit mit dem Erfolge meiner Compositionen bezeugt, und diese Sache an sich würde mich schon auf's Lebhafteste erfreut haben, um so viel mehr aber die freundliche und ausgezeichnete Art, mit der Sie mir diese Zufriedenheit aussprechen, und für die ich Ihnen immer verbunden bleiben werde. Von Ihrem ersten Briefe über meinen Paulus an, wo Sie ihn für Ihr Haus verlangten und ich noch nicht an irgend eine Oeffentlichkeit, geschweige denn einen Erfolg gedacht hatte, während der Zeit des Druckes, mit den mannigfachen Veränderungen und Einschaltungen, bis jetzt sind Sie mir so wohlwollend und gefällig entgegengekommen, wie mir es, wie gesagt, noch niemals geschehen ist, und dafür werde ich Ihnen immer von Herzen dankbar sein. —

Sollte es nicht für einen Verleger jetzt wohl der Mühe werth sein, von einigen Haupt-Oratorien von Händel die

Original=Partituren in Deutschland zu stechen? Es müßte auf Subscription geschehen, aber ich dächte, die würde nicht unbeträchtlich werden, da bei uns noch keine einzige dieser Partituren existirt. — Ich hatte mir gedacht, ich würde dann zu dem Zwecke die Orgelstimmen machen; die müßten aber mit kleinen Noten oder mit Noten von einer andern Farbe in der Partitur stehen, so daß man 1) den ganzen puren Händel hätte, wenn man wollte, 2) meine Orgelstimmen dabei, wenn man sie wollte und eine Orgel hätte, und 3) in einem Anhang etwa die Orgelstimmen für Clarinetten, Fagotten und andere Blaseinstrumente des jetzigen Orchesters arrangirt, in Ermangelung der Orgel; dann wäre eine solche Partitur bei allen Instituten für Oratorienmusik zu brauchen, und man hätte doch endlich den wahren Händel in Deutschland, nicht einen, der erst in Moselwasser getaucht ist und über und über begossen. — Man hat mich in England versichert, auch dort werde eine bedeutende Anzahl Subscribenten zu einer solchen Partitur zu schaffen sein; was denken Sie darüber? Sie haben ja von mehreren dieser Oratorien die Clavierauszüge verlegt, vielleicht könnte man gerade von diesen welche wählen. Es versteht sich, daß ich Sie um Ihre sehr unverhohlene, aufrichtige Meinung über diesen Vorschlag bitte, davon ich Ihnen nur schreibe, weil er mir oft eingefallen ist und jetzt gerade wieder einfällt.

Mit vollkommener Hochachtung

ergebenst

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Ferdinand Hiller.

Berlin, den 18. Juli 1838.

— — — — — — —

Der ganze hiesige musikalische Zustand hängt mit dem Sand, mit der Lage, mit dem Beamtenwesen zusammen, so daß man sich wohl an einzelnen Erscheinungen freuen, aber mit keiner näher befreunden kann. Die Gluck'schen Opern sind solche erfreuliche Erscheinungen. Ist's nicht merkwürdig, daß sie immer ein volles Haus machen, und daß das Publikum klatscht und sich amüsirt und herausruft? Und daß dies ziemlich der einzige Ort in der Welt ist, wo so etwas möglich ist! Und daß am nächsten Abend der Postillon ein ebenso volles Haus zieht? Und daß in Baiern verboten ist, in irgend einer katholischen oder protestantischen Kirche Musik zu machen, weil es die Kirchen entheilige? Und daß die Choräle auf dem Theater obligat werden? Donnerwetter! Die Hauptsache ist aber doch bei alledem das Neue, und daß es recht viel gutes, schönes Zeug in der Welt gäbe; darum bin ich auf Deine Ouvertüre und Deine Oper so gespannt. Daß ich in Cöln zum Musikfest war, wirst Du gehört haben. Es ging Alles

gut. Die Orgel machte zum Händel und noch mehr zum Sebastian Bach (es war eine neu aufgefundene Musik von ihm, die Du noch nicht kennst, mit einem pompösen Doppelchor) einen schönen Effect. Aber auch da fehlte — meinem Gefühl nach wenigstens — das Interesse an irgend etwas Neuem, Unversuchtem; ich mag so gern einiges Ungewisse, das mir selbst und dem Publikum Raum zu einer Meinung giebt. Bei Beethoven, Bach und Händel weiß man es schon vorher, was man davon zu halten hat; das muß dabei bleiben, aber viel Anderes dazu. Du hast ganz Recht, daß es in Italien besser ist, wo die Leute alle Jahre eine neue Musik, und alle Jahre ein neues Urtheil haben müssen, wenn nur die Musik und die Urtheile selbst ein bischen besser wären. Hier schnaubst Du und sagst: was ist besser? Mehr nach meinem Schnabel also, wenn Du willst. Am Ende ist mein Schnabel verquer. Die Möglichkeit davon leuchtet mir selbst zuweilen ein; aber ich muß ihn doch einmal so verbrauchen wie er ist, und da kriege ich freilich das Meiste ebenso wenig hinunter, wie der Storch den Brei aus der flachen Schüssel. — — — — — — —

An den Concertmeister Ferdinand David in Leipzig.

Berlin, den 30. Juli 1838.

Lieber David!

Habe vielen Dank für Deinen Brief, durch den Du mich sehr erfreut hast. Ich habe mir's die Zeit über hier ausgedacht, daß es doch eigentlich gar zu schön ist, daß wir beide zusammengekommen sind, und nicht der eine hier, der andere dort sein Wesen treiben muß, ohne von einander viel zu erfahren, wie es gewiß manchen guten Kerls in unserm lieben und etwas abscheulichen Vaterlande geht; als ich aber weiter dachte, fand ich heraus, daß es doch nicht viel Musiker giebt, wie Du bist, die solch' einen breiten geraden Weg in der Kunst so unaufhaltsam fortschreiten, an deren Thun und Treiben ich solch' innige Freude haben könnte, wie an dem Deinigen. Mündlich wird so etwas nie gesagt, drum laß mich's heut' schreiben, wie mich in den letzten Jahren Deine schnelle und wohlthuende Entwickelung überrascht und erfreut hat; man möchte zuweilen mißmuthig werden, wenn man die vielen schlechten Talente mit dem sehr edlen Streben, und die vielen guten mit dem so gemeinen sieht; und da ist denn ein rechtes Talent mit dem

rechten Willen doppelt erquicklich. Von der ersten Art scheint es hier zu wimmeln; fast alle junge Musiker, die mich hier besucht haben, mußte ich mit wenig Ausnahmen dazu rechnen; sie loben und lieben Gluck und Händel und alles Gute, und sprechen immer davon, und was sie machen, ist so gründlich verfehlt und so sehr langweilig; von der zweiten Art sind die Beispiele überall. Wie gesagt, dabei ist mir der bloße Gedanke an Dein Wesen erfreuend, und der Himmel lasse es uns gelingen, immer mehr unsere Wünsche und unser Inneres auszusprechen und das, was uns heilig und lieb in der Kunst ist, festzuhalten und nicht untergehen zu lassen. Du hast gewiß wieder viel Neues für nächsten Winter, das Du vorbereitest, ich freue mich herzlich darauf, es zu hören. — Ich habe mein drittes Quartett in D dur fertig und habe es sehr lieb, — wenn es Dir nur auch so gut gefällt! Doch glaube ich das fast, denn es ist feuriger und auch für die Spieler dankbarer, als die anderen, wie mir scheint. Jetzt denke ich in den nächsten Tagen das Aufschreiben meiner Symphonie anzufangen, und in kurzer Zeit, wahrscheinlich hier noch, zu beendigen. Ich möchte Dir wohl auch ein Violin-Concert machen für nächsten Winter; eins in E moll steckt mir im Kopfe, dessen Anfang mir keine Ruhe läßt. Meine Symphonie soll gewiß so gut werden, wie ich kann; ob aber populär, ob für die Drehorgel, das weiß ich freilich nicht; — ich fühle, daß ich mit jedem Stück mehr dahin komme, ganz so schreiben zu lernen, wie mir's um's Herz ist, und das ist am Ende die einzige Richtschnur, die ich kenne. Bin ich nicht zur Popularität gemacht, so mag ich sie nicht erlernen oder erstreben, oder wenn Du das unrecht findest, so sag' ich lieber: ich *kann* sie nicht erlernen. Denn

wirklich, ich kann es nicht, und möchte es nicht können. Was so von Innen herauskommt, das macht mich froh, auch in seinem äußerlichen Wirken, und darum wäre mir's freilich viel werth, wenn ich Dir und meinen Freunden den Wunsch erfüllen könnte, den Du mir aussprichst, — aber ich weiß eben nichts dazu und nichts davon zu thun. Es ist mir auf meinem Wege ja schon Manches zu Theil geworden, ohne daß ich daran gedacht hätte, und ohne Abschweifung, und so wird es vielleicht auch das, — wo nicht, so will ich nicht darüber murren und mich trösten, nach besten Kräften und bester Einsicht gethan zu haben, was ich kann. Hab' ich doch eben Deine Theilnahme und Deine Freude an meinen Sachen, und die von einigen lieben Freunden; mehr sollte man sich kaum wünschen. Habe denn tausend Dank für Deine lieben guten Worte und für alles Freundliche, das sie mir sagen!

Dein

Felix M. B.

Herrn Advocat Conrad Schleinitz in Leipzig.

Berlin, den 1. August 1838.

Lieber Schleinitz!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was Du mir von Deiner vermehrten Beschäftigung schreibst, hat mich sehr gefreut; Du weißt ja, wie oft wir darüber geplaudert haben, und Deine Meinung, daß ein Beruf dem andern vorzuziehen sei, kann ich nun einmal nicht theilen. Ich denke immer, worin ein ordentlicher Mensch sein Herz hineinlegt und was er ordentlich umfaßt, das sei ein edler Beruf, — und nur solche lieb' ich persönlich nicht, in denen eben nichts Persönliches ist, in denen der Einzelne verschwindet, wie z. B. die Militärcarriere im Frieden, wovon hier die Beispiele sind. — Aber sonst ist's doch mehr oder weniger unwahr. Wenn man das eine Fach gegen das andere vergleicht, da nimmt man gewöhnlich das eine in der nackten Realität und das andere im schönsten Ideal, und da ist freilich bald entschieden. Und wie leicht kann nicht ein Künstler solche Realität in seinem Fach fühlen und dann etwa die practischen Menschen glücklich preisen, die alle Verhältnisse und alle Menschen gegen einander

beobachtet und erkannt haben, und die den Anderen leben helfen mit dem eigenen Leben und Fortschreiten, und gleich das Greifbare, Nützliche, Wohlthätige sehen, das sie stiften. — Und gar eben, daß der ehrliche Mann auch da den schwersten Stand hat, daß das Publikum es mehr mit dem Schein hält, als mit dem Wahren, daß man auch da sich nicht die einzelnen Fälle und den Streit in's Herz wachsen lassen darf, sondern etwas im Herzen haben muß, das es ausfüllt und erhebt über alle diese einzelnen Aeußerlichkeiten, — das spricht gerade für meine Meinung, denn es ist das beste an jedem Beruf und ist allen gemeinschaftlich, dem Deinigen wie dem meinigen, wie allen andern. Was ist denn das Schöne, das Du findest, wenn ich an einem Quartett oder an einer Symphonie arbeite? Doch blos das Stück meiner selbst, das ich hineinlegen oder aussprechen kann. Und das kannst Du mit Deiner Defension eines Spitzbuben, mit Deiner Injurienklage, mit allem, was Dich ganz in Anspruch nimmt, ja in eben dem Maße, wie irgend ein Mensch, und das ist die Hauptsache. Wenn nur das Innere ausgesprochen ist, und wenn nur das Innere werther und werther wird, ausgesprochen zu werden, — alles Andere ist gleich. Hab' darum Dank für die Nachricht über Dein Thun und Treiben, und gieb mir wieder und oft so gute.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 28. October 1838.

Lieber Freund!

Habe tausend Dank dafür, daß Du mir immer so freundlich bleibst und mir es auch zuweilen sagst; ein Brief von Dir thut mir für lange hinaus wohl, und was Du mir über Dich und über Andere schreibst, ist alles immer so prägnant und so ganz Du, als hörte ich Dich sprechen, und gäbe Dir Recht und freute mich daran. Wäre ich ein bischen milder, und ein bischen gerechter, und ein bischen gescheuter, und noch viele andere Dinge ein bischen mehr, so könnte ich auch solch' ein Urtheil haben; aber ich ärgere mich immer gleich so sehr und werde unbillig, während Dir das Gute lieb und das Schlechte doch noch der Besserung werth scheint.

Bei Gelegenheit von Clara Novello's Concert hat sich eine Menge Rivalität und sonstiges böses Künstlerblut an den Tag gelegt, das ich lieber weder am Tage, noch in der Nacht, noch in der Welt wünschte. Ueberhaupt, wenn die guten Musiker anfangen sich herunterzumachen, anzufeinden, heimlich zu beißen, — am liebsten möchte ich da die Musik abschwören,

oder vielmehr die Musiker; ich komme mir gleich so schuhflicker-mäßig vor. Und doch scheint es so Mode zu sein! Sonst dachte ich, nur bei den Stümpern, aber jetzt sehe ich bei allen, und nur ein ordentlicher Charakter schützt vor dem Beispiel, und ein ordentlicher Kerl, der's verachtet. Doch wird Einem aber auch das Gute wieder mehr lieb, und man freut sich doppelt über das Gegentheil, über gute Kunst und gute Künstler und über Briefe von Dir, und es ist doch gar nicht so übel in der Welt.

— — — — — — — — — —

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 2. November 1838.

Lieber Schubring!

Vielen, vielen Dank für Deinen vorgestern erhaltenen Brief und die Sendung, die heut' dazu kam. Du leistest mir wieder einen wahren wesentlichen Dienst, für den ich Dir herzlich dankbar bin; kannst Du auch noch fragen, ob es mir recht ist, daß Du so fortfährst? Ich habe fast nichts mehr zu thun, wenn Alles so zusammen ist, als Musik dazu zu machen, und hätte Dir nur gleich vorhersagen müssen, daß die Bogen, welche ich Dir mitgab, durchaus nicht als der fertige Plan, sondern nur als eine Zusammenstellung des Materials, wie es vorlag, zu einem Plan aufgeschrieben worden sind. — Also scheint es mir durchaus richtig, daß die Stelle mit der Wittwe wegfällt, ebenso von den Raben, und daß Alles mehr zusammengedrängt wird im Anfang, um sich bei den Hauptpunkten ausbreiten zu können nach Herzenslust. Ich bitte Dich recht dringend, wenn Deine Zeit und Muße es irgend erlaubt, so fortzufahren und mir recht bald den weitern Verlauf des ersten Theils, der nun sehr groß werden muß, an der Stelle, wo Du hältst, mitzuschicken. Sei, wie gesagt, gewiß, daß Du mich zu wahrer Dankbarkeit verpflichtest.

Du sagst, Du hättest Dir früher nichts daraus nehmen können, aber plötzlich sei Dir ein Licht aufgegangen. Ich hatte

mir eigentlich beim Elias einen rechten durch und durch Propheten gedacht, wie wir ihn etwa heut' zu Tage wieder brauchen könnten, stark, eifrig, auch wohl bös und zornig und finster, im Gegensatz zum Hofgesindel und Volksgesindel, und fast zur ganzen Welt im Gegensatz, und doch getragen wie von Engelsflügeln. Ist's das auch, was Dir daraus hervorgegangen ist, und in welchem Sinne Du es lieb gewonnen hast? — Es ist mir darum recht um's Dramatische zu thun, und wie Du sagst, epische Erzählung darf nicht darin vorkommen. — Auch daß Du die allgemeine an's Herz gehende Bedeutung der Bibelworte aufsuchst, erfreut mich; nur wenn ich eins zu bemerken hätte, wär's, daß ich das dramatische Element noch prägnanter, bestimmter hier und da hervortreten sehen möchte. Rede und Widerrede, Frage und Antwort, Einfallen in die Rede u. s. w., u. s. w. — Nicht als ob mich's störte, daß z. B. Elias erst von Versammlung des Volkes, dann gleich zum versammelten Volke spricht, — all' dergleichen Freiheiten sind natürlich Privilegien einer solchen Darstellung im Oratorium; aber in der Darstellung selbst hätte ich's gern so lebendig als möglich, und stört es mich z. B., daß Elias erst Nr. 18 auf Ahab's Worte Nr. 16 antwortet, wo mehrere andere Reden und ein Chor dazwischen liegen; da hätte ich gern recht lebhafte Wechselworte gehabt u. s. w., u. s. w.

Aber darüber vereinigen wir uns schon; ich wollte Dich nur bitten, wenn Du weiter daran arbeitest, an diesen meinen Wunsch zu denken. Und vor Allem habe Dank für Deine Freundlichkeit, und schreib' mir bald wieder darüber!

Immer Dein

Felix M. B.

An seine Familie.

Leipzig, den 5. November 1838.

Mit meinen musikalischen Arbeiten habe ich seit den Masern noch nicht wieder in Zug kommen können. Ihr glaubt nicht, wie sich bei mir der Wust häuft, wenn ich einmal drei Wochen lang nicht schreiben und ausgehen darf. Ich sitze jetzt da und corrigire die Stimmen meiner drei Violin-Quartette, die diesen Winter herauskommen sollen, und kann immer noch nicht durch vor Briefen und Besorgungen und sonstigen odiosis. Da sind Shaws, die wissen kein Wort Deutsch und nicht viele Worte Französisch, und wohnen bei Stock-Leipzigern, die wissen nur Leipzigsch, — und Bennett mit zwei jungen englischen Musikern, und sechs neue Symphonien mit Briefen, und durchreisende Fremde, und Chorproben, und Gott weiß wie die Dinge alle heißen, die den Tag so spurlos hinunterschlucken, als wäre er nie dagewesen. Und das ist doch eigentlich das Allerschönste, sich von vergangenen Tagen frohe, bleibende Zeichen aufbewahren zu können, die es sagen, daß die Tage da waren, und das ist das Allerverhaßteste, wenn die Zeit so läuft, und man auch läuft und nichts zu fassen bekömmt.

Sehr oft, und mit wahrem Genuß und mit Dankbarkeit lese ich jetzt Lessing. Der Prachtkerl kann Einen wieder ganz frisch machen nach dem dümmsten Tage; aber Deutschland fährt schlecht dabei, wenn man seine Briefe an Großvater, oder Nicolai, Gleim und Ebert liest. Und doch hat Lessing Deutsch geschrieben, und läßt sich auch nicht übersetzen!

— — — — —

An Professor Schirmer in Düsseldorf
(jetzt Director der Akademie in Carlsruhe).

Berlin, den 21. November 1838.

— — — — — — — — Ich soll ein Frommer geworden sein! Wenn man darunter meint, was ich mir unter dem Worte fromm denke und was auch Du wohl nach Deiner Aeußerung darunter verstehen wirst, so kann ich nur sagen, ich bin es leider nicht geworden,* aber ich arbeite jeden Tag meines Lebens nach Kräften daran, mehr und mehr es zu werden. Freilich weiß ich, daß ich es niemals so ganz und gar werden kann, aber wenn ich mich auch nur nähere, ist's gut. Wenn aber die Leute unter einem Frommen einen Pietisten verstehen, einen Solchen, der die Hände in den Schooß legt und von Gott erwartet, daß er für ihn arbeiten möge, oder einen Solchen, der, statt in seinem Berufe nach Vollkommenheit zu streben, von dem himmlischen Berufe spricht, der mit dem irdischen unverträglich sei, oder Einen, der keinen Menschen und kein Ding auf dieser Erde von ganzem Herzen lieben kann, — ein solcher bin ich nicht geworden, Gott sei Dank, und hoff's auch nicht zu werden mein Leben lang. Und gerade weil ich so gerne recht fromm

leben und sein möchte, darum hat's, hoff' ich, mit dem Andern keine Noth. Sonderbar ist's wieder, daß sich die Leute diese Zeit aussuchen, so etwas zu sagen, da ich durch mein inneres und äußeres Leben, durch meine neue Häuslichkeit, sowie durch fleißiges Arbeiten so glücklich bin, daß ich immer nicht weiß, wie ich's anstellen soll, dankbar genug zu sein. Und wenn Du mich auf den Weg zu Ruh' und Frieden wünschest, so hab' ich nie so ruhig und friedlich zu leben gedacht, als mir's jetzt zu Theil geworden ist. Hab' tausend Dank für Deine guten Wünsche, und sei nicht besorgt wegen der beiden Sachen.

Sehr lieb ist mir, was Du mir über Dich und Deine Arbeiten schreibst, und daß auch Du der Meinung bist, daß es mit dem, was die Leute so gewöhnlich Ruhm und Ehre nennen, ein mißliches Ding sei, während eine andere, höhere, geistige Ehre ebenso unentbehrlich als selten ist. Man sieht es eben am besten bei denen, die alle mögliche Ehre besitzen und nicht einen Augenblick Freude dadurch haben, sondern nur immer hungriger danach werden, und das ist mir eben auch in Paris erst recht deutlich geworden. Doch ist mir's lieb, daß Du von den französischen Malern nicht so verächtlich reden magst, denn ich habe von jeher eine große Freude an den guten jetzigen gehabt, und kann mir gar nicht denken, daß diejenigen es aufrichtig meinen, die nur bei einem von Euern Bildern in die Poesie gerathen und bei einem von Horace Vernet vom Throne herunter urtheilen; ich meine, wem das eine Schöne gefällt, dem müsse das andere auch nicht fremd bleiben können, — wenigstens geht's mir so.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 6. December 1838.

Lieber Schubring!

Du empfängst hierbei die Orgelstücke und Deinen Bonifacius, den ich hineingelegt. Habe vielen Dank für den Letzteren und für die Manuscripte, die Du mir nach und nach zum Elias geschickt hast; sie sind mir gewiß vom größten Nutzen, und wenn ich mir auch hier und da noch etwas ändere, so steht doch die ganze Sache durch Deine Hülfe nun auf viel festeren Füßen. Mit dem dramatischen Element scheint mir noch irgend ein Differenzpunkt zwischen uns zu sein; bei einem solchen Gegenstande wie Elias, eigentlich wie jeder aus dem alten Testamente, außer etwa dem Moses, muß das Dramatische vorwalten, wie mir scheint, — die Leute lebendig redend und handelnd eingeführt werden, nicht aber, um Gotteswillen, ein Tongemälde daraus entstehen, sondern eine recht anschauliche Welt, wie sie im alten Testamente in jedem Kapitel steht, — und das Beschauliche, Rührende, nach dem Du verlangst, müßte eben alles durch den Mund und die Stimmung der handelnden Personen auf uns übergehen. — Das ist ein Punkt, in dem ich mich z. B. mit

dem Bonifacius nicht verständigen könnte; der müßte nach meiner Meinung ganz durchaus dramatisch gehalten sein, wie ein Theaterstück (im guten Sinn), nur ohne sichtbare Action. Sogar die biblischen Wendungen dürften da nur seltener nach meiner Idee vorkommen, eben nur in seinem Munde, — der Contrast zwischen dieser Sprache (im Ganzen durchgehend) und der Krönung ist mir gar zu wenig ausgeglichen, — Pipin und alle Heiden und Heidenpriester kommen mir vor wie Schatten, wie eingestreute Bilder, und müßten für mich recht compacte, stämmige Personen sein. Sei mir nicht böse, daß ich dicht neben den Dank schon ein Stück Kritik stelle, es ist einmal meine unleidliche Art. Husten und Schnupfen machen mich heute noch ganz apart bissig. Jetzt mache ich mich selbst wieder an den Eliastext, und ackere ihn um, so gut ich kann; geht's nicht weiter, so mußt Du helfen. Und ich hoffe, Du thust es wieder freundlich, wie immer. —

Bleibe gut

Deinem

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An N. Simrock in Bonn.

Leipzig, den 4. März 1839.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Manuscripte, die ich Ihnen schon im vorigen Jahr schicken wollte, sind immer noch nicht beendigt; ich wollte sie gern recht nett machen, und muß dazu gute Laune und Muße haben, die mir beide in der Zeit vor lauter Concerten oft vergingen. Jetzt hoffe ich nächstens durchzukommen und meine Schuld abzutragen.

Aber Lieder ohne Worte sind es nicht. — Ich habe auch nicht die Absicht, mehr der Art herauszugeben, die Hamburger mögen sagen, was sie wollen. Wenn's gar zu viel solches Gewürm zwischen Himmel und Erde gäbe, so möchte es am Ende keinem Menschen lieb sein. Und es wird jetzt wirklich eine zu große Menge Claviermusik ähnlicher Art componirt; — man sollte wieder einmal einen andern Ton anstimmen, meine ich! Mit vollkommener Hochachtung

ergebenst

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Leipzig, den 18. März 1839.

Du willst wissen, wie es mit der Ouvertüre zum Ruy Blas zugegangen ist, — lustig genug. Vor 6—8 Wochen kam die Bitte an mich, für die Vorstellung des Theater-Pensions-fonds (einer sehr guten und wohlthätigen Anstalt hier, die zu ihrem Benefiz den Ruy Blas geben wollte) eine Ouvertüre und die in dem Stück vorkommende Romanze zu componiren, weil man sich eine bessere Einnahme versprach, wenn mein Name auf dem Titel stände. Ich las das Stück, das so ganz abscheulich und unter jeder Würde ist, wie man's gar nicht glauben kann, und sagte, zu einer Ouvertüre hätte ich keine Zeit, und componirte ihnen die Romanze. — Montag (heute vor acht Tagen) sollte die Vorstellung sein; an dem vorhergehenden Dienstag kamen die Leute nun, bedanken sich höchlich für die Romanze und sagen, es wäre so schlimm, daß ich keine Ouvertüre geschrieben hätte; aber sie sähen sehr wohl ein, daß man zu solch' einem Werke Zeit brauche, und im nächsten Jahre, wenn sie dürften, wollten sie mir's länger vorher sagen. Das wurmte mich; — ich überlegte mir Abends die Sache, fing meine Partitur an, — Mitt-

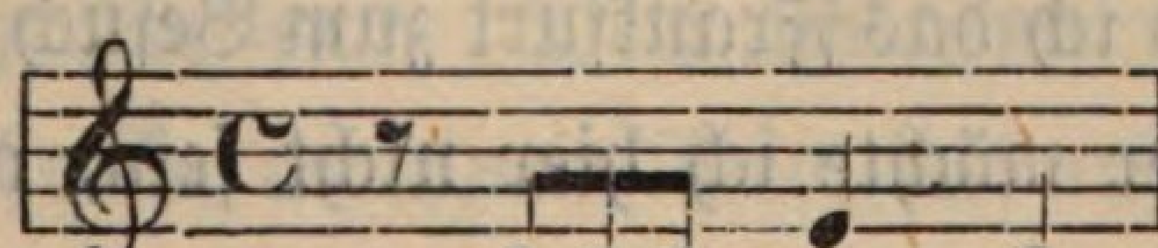
woch war den ganzen Morgen Concertprobe, — Donnerstag Concert, aber dennoch war Freitag früh die Ouvertüre beim Abschreiber, wurde Montag erst im Concertsaal dreimal, — dann einmal im Theater probirt, Abends zu dem infamen Stück gespielt, und hat mir einen so großen Spaß gemacht, wie nicht bald eine von meinen Sachen. Im nächsten Concert wiederholen wir sie auf Begehren; da nenne ich sie aber nicht Ouvertüre zu Ruy Blas, sondern zum Theater-Pensionsfonds.

An Fanny Hensel in Berlin.

Frankfurt, den 18. Juni 1839.

Liebe Fanny!

Gieb mir mal einen guten Rath! Der tolle Capellmeister Guhr ist mein Specialfreund geworden; wir vertragen uns wie die Kaninchen, und neulich, als wir ganz vergnügt und cordial waren, und ich ihn so sehnsüchtig nach seinem großen Haufen Bach'scher Raritäten frage, worunter er zwei Autographen hat, nämlich die Sammlung Choralvorspiele für die Orgel und die Passecaille mit einer großen Fuge hinten dran,



sagt er mit einem Male: „Wissen Sie was? Nehmen Sie sich eins von den beiden Autographen mit, ich will's Ihnen schenken. Sie haben doch ebenso viel Freude daran wie ich; wählen Sie sich, welches Sie wollen, die Passecaille oder die Präludien." — Das ist übrigens gar kein Spaß, denn ich weiß, daß ihm ein gut Stück Geld für die Sachen geboten ist und daß er sie nicht verkauft hat, und ich selbst hätte sie ihm gut bezahlt, wenn sie ihm feil gewesen wären, — und nun schenkt

er mir es gar. Aber nun ist die Frage, was nehm' ich? Ich hab' viel größere Lust zu den Orgelvorspielen, weil sie mit dem „alten Jahr" anfangen, — weil andere große Lieblinge drin sind, und weil die Passecaille und die Fuge schon gedruckt sind, — aber Du sollst auch sprechen, weil Du auch aparte Freude daran hast; also votire einmal, Cantor! Ist das aber nicht ein curioser Mann, der Guhr? Und so kann ich mich überhaupt mit ihm am besten von allen Frankfurter Musikern verständigen. Er fühlt sich in seiner Haut so wohl, und lebt und läßt leben, und hat dabei Haare auf den Zähnen als Director, schlägt einen Viervierteltact, der ist deutlich, daß sie dazu spielen müssen wie im Lehnstuhl, und meine andern hiesigen Collegen sind so schrecklich melancholisch, und sprechen immer von musikalischen Zeitungen und Anerkennungen und Ehrenbezeigungen, und denken so immer an sich, und möchten so gerne nach Complimenten fischen (aber es sollen wahre Complimente sein, Herzensergießungen, nach denen sie trachten), — da wird Einem übel und weh dabei, und hinterrücks treiben sie's so toll wie Einer. Uebrigens so lieb ich das Frankfurt zum Besuch und im Sommer habe, als Musiker möchte ich hier nicht sein, aus allen obigen Gründen und einigen andern dazu. — Im Concert des Cäcilien-Vereins, wo ich das Wesen so recht beurtheilen konnte, da fiel mir's schwer auf's Herz, welch' ein Unterschied zwischen dem hiesigen und unserm Leipziger Musikwesen sei. Das geht hier wohl gut und klingt auch wohl zuweilen, aber meistens kommt's doch so heraus, als musicirten sie aus langer Weile oder aus Zwang, und man hört wenig Lust und Liebe aus dem Orchester heraus, was doch bei uns oft der Fall ist, und wenn ich das ganze Orchesterleben hier mit dem Leipziger vergleiche, so ist

mir wieder wie damals, als ich von Düsseldorf kam und mich im Paradies glaubte. — Auch der Cäcilien-Verein hat gelitten, und dies Alles liegt nicht in einem oder dem anderen Menschen, sondern in allen zugleich, weil eben der Boden hierzu nicht ganz und gar günstig ist. Aber zu Aepfeln und Kirschen und Wein und anderm Guten desto günstiger, — sähest Du jetzt einmal den Sachsenhäuser Berg mit den reifen Kirschen und den blühenden Weinstöcken! — und dann sind auch freilich die prächtigsten Menschen hier, und auch ächt musikalische darunter. Und für Malerei geschieht hier sehr viel, und es scheint damit wirklich Fortschritte zu machen, — es ist ein ander Leben jetzt, als vor drei bis vier Jahren, wo ich hier war und Alles von Zank und Streit zerrissen fand. Eine nicht zu zahlreiche, doch ziemlich gute Ausstellung wird jetzt eben geschlossen, auf der einige vortreffliche und viele allerliebste Sachen waren. — Und mit diesem Lied und Wendung sind wir wieder bei Hensel. Wann reis't er nach England? Wann kommt er zurück? Nimmt er Bilder mit dahin? Was für welche? Wollt Ihr dann nach Italien? Weiß ich denn von irgend etwas etwas? Ich schreibe an einem Trio (das erste Stück ist fertig), an einer Violinsonate (ditto), an einer Symphonie (nicht ditto), und an einem Briefe an Dich (der ist jetzt ganz fertig); Du aber, woran schreibst Du? —

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Frankfurt, den 3. Juli 1839.

Liebe Mutter!

Wir führen hier das angenehmste glücklichste Leben, das ich mir erdenken kann; ich entschließe mich deshalb nicht eher zum Fortgehen, als bis ich muß, und lasse mir's wohl und vergnügt sein. Das Schönste, was ich aber in meinem Leben bis jetzt von Gesellschaften gesehen habe, war ein Fest im Walde hier, das ich Dir genau beschreiben muß, weil es einzig in seiner Art war. Eine Viertelstunde vom Wege ab, tief im Walde, wo hohe dicke Buchen einzeln stehn und oben ein großes Dach bilden, und man rings umher nur grünen Wald durch die vielen Stämme durchschimmern sah, da war das Local; man mußte auf einem kleinen Fußweg durch's Gesträuch sich dahin arbeiten, und sobald man auf dem Platze ankam, sah man in der Entfernung die vielen weißen Gestalten unter einem Rand von Bäumen, die mit dicken Blumenkränzen verbunden waren und der den Concertsaal vorstellte. — Wie lieblich da der Gesang klang, wie die Sopranstimmen so hell in die Luft trillerten, nnd welcher Schmelz und Reiz über dem ganzen Tönen war, alles so still und heimlich und doch so hell, — das hatte ich mir nicht vorgestellt. — Es war ein Chor von etwa zwanzig guten Stimmen, aber bei einer Probe im Zimmer hatte Manches

gefehlt und Alles war unsicher gewesen. Wie sie sich nun den Abend unter die Bäume stellten und mein erstes Lied „ihr Vöglein in den Zweigen schwank" anhoben, da war es in der Waldstille bezaubernd, daß mir beinah' die Thränen in die Augen kamen. Wie lauter Poesie klang es. Und so schön sah es aus, — alle die hübschen weißgekleideten Frauengestalten, und Herr V... in Hemdsärmeln stand in der Mitte und schlug Tact, und die Zuhörer saßen auf Feldstühlen und Geräthkörben und im Moose. So sangen sie das ganze Heft durch, und dann drei neue Lieder, die ich dazu componirt hatte, und das dritte (es heißt Lerchengesang) wurde kaum gesungen, nur gejubelt, und dreimal nach einander wiederholt, und dazwischen wurden auf dem feinsten Geräth Erdbeeren und Kirschen und Apfelsinen, und vielerlei Eis und Wein und Himbeersaft herumgereicht; aus dem Dickicht in der Ferne kamen überall Leute, vom Schall gelockt, und lagerten sich da und hörten zu. Dann wurde es dunkel und große Laternen und Windlichter in der Mitte des Chors aufgepflanzt, und sie sangen Lieder von Schelble und Hiller und Schnyder und Weber. Dann wurde ein großer dick bekränzter Tisch mit vielen Lichtern herbeigetragen, auf dem stand ein vortreffliches Nachtessen, mit allen möglichen guten Schüsseln und Flaschen, und zu dem Allen war es so ruhig und einsam im Walde, das nächste Haus wohl eine Stunde weit entfernt, und die dicken Stämme wurden immer dunkler und ernsthafter, und die Menschen darunter immer lauter und lustiger. — Nach Tische wurde vom ersten Liede wieder angefangen und alle sechs durchgesungen, und dann die drei neuen und das Lerchenlied wieder dreimal. Dann mußten wir fort; im Dickicht begegneten wir dem Leiterwagen,

in welchem all' das Geräth und das Silberzeug herbei- und wieder in die Stadt geschafft wurde; — der konnte nicht von der Stelle und wir auch nicht, und dann ordnete sich's doch, und wir kamen um Mitternacht wieder nach Frankfurt, zu Hause. Die Festgeber und -geberinnen mußten bis zwei Uhr draußen bleiben und alles einpacken, und verloren den Fahrweg mit dem großen Leiterwagen und kamen bei Isenburg unvermuthet heraus, und erst spät wieder nach Hause. — Es waren drei Familien, von denen wir zwei gar nicht und die dritte nur entfernt kannten, die auf den Einfall gekommen waren und denen wir dies unvergeßliche Fest verdanken. Nun weiß ich erst, wie Lieder im Freien klingen müssen, und will nächstens wieder ein lustiges Heft zusammen haben. —

Zwar ist es langweilig für Dich, Beschreibungen von Festen zu lesen, die lange vorüber sind und die sich in den Beschreibungen schon schlecht ausnehmen für den, der sie mitgemacht hat, und noch schlimmer für die, die sie nicht mitgemacht haben, und doch muß ich Dir die Gesellschaft bei Herrn E.... noch beschreiben, die wir vorige Woche hatten, weil Du alle Ehrenbezeugungen liebst, die mir widerfahren, und weil das eine gewaltige war. Dort waren wir mit mehreren Bekannten und Unbekannten, meistens Cäcilienvereinsmitgliedern eingeladen, und nachdem wir etwas Musik gemacht, gespielt und gesungen hatten, öffnete sich ein dunkles Zimmer, und von ganz anderer Seite her erscholl meine Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und in der Mitte ging der Vorhang auf und zeigte ein allerliebstes Tableau dazu, Titania in einer Blume schlafend; — über ihr Spinneweb, der den Vorhang ausbreitet, Bohnenblüthe, der fächelt, Motte und alle die andern, — alle von

hübschen jungen Damen dargestellt, und es folgte eine ganze Reihe solcher Tableaux mit meiner Musik dazu. Das zweite war ein altdeutsches Mädchen in ihrem Zimmer, dem ein Liebhaber unter dem Fenster „leucht't heller als die Sonne" in Regen und Schnee vorsang, und der es ganz wohl zu gefallen schien; dann fing ein achtstimmiger Chor Ave an, und da erschien der Engel mit dem Lilienstengel und die knieende Maria. Hierauf ein persisches Zimmer mit einer hübschen Suleika, die selbst zu singen anfing und sehr zierlich und schön mein Lied aus E moll vortrug, ohne ihre Stellung zu verlassen. Dem folgte ein Hauptstück: spanische Bauernhochzeit, drei schöne, herrlich costümirte und gestellte, tanzende und liebende Paare, und dahinter ein pathetischer Don Quixote, wozu natürlich das C dur Chörchen „nun zündet an" gesungen wurde. — Zunächst saß ein junger Mensch mit unbedeutender Halsbinde und bedeutendem Hemdskragen und einem Zeichenbuch unter einer Weinwand, und sang „ist es wahr" und trug es wunderhübsch vor. Siebentens (denn ich falle jetzt in den Catalogstyl) eine Capelle mit einer allerliebsten gothischen (Schein-) Orgel, vor der eine Nonne saß; zwei andere standen und sangen nach den gedruckten Notenblättern: Beati omnes; der Chor antwortete hinter der Scene. — Achtens zwei Mädchen am Brunnen, die ebenfalls selbst, und auswendig, und prächtig schön das Duett „ich wollt' meine Lieb'" sangen, das sie sich unter einem Vorwande hatten abschreiben lassen. Neuntens der Paulus auf der Erde und die Begleiter erschreckt, und dazu der Frauenchor hinter der Scene. Zehntens und schließlich fingen sie, ehe der Vorhang aufging, an zu singen „wie der Hirsch schreit", und ich dachte schon, wie werden sie nur den schreienden Hirsch darstellen, und

wer soll ihn machen, — aber nun kommt was für Dich, Mutter, — sie hatten S**, der mir ähnlich sehen soll, als mich costümirt, und er saß in begeisterter Attitüde da und schrieb Noten, und kaute zugleich an seinem Schnupftuch*, und neben ihm stand eine schöne heilige Cäcilie mit einem Kranz, — nun, Mutter, wirst Du mich hoffentlich nicht mehr einen „umgekehrten Charlatan" nennen, denn daß ich das selbst beschreibe und daß mir die Dinte dabei nicht roth wird vor Scham, das ist doch stark! Da ich einmal im Renommiren drin bin, so will ich Dir gleich auch erzählen, daß ich zu zwei Musikfesten 1840 Anträge habe, — und nun genug von mir und von der Renommage. Ich bin aber auch fleißig hier gewesen und habe von beendigten Arbeiten ein Clavier-Trio, fünf vierstimmige Lieder, im Freien zu singen, und drei Fugen für die Orgel, — angefangen auch noch eine Menge. Orgel habe ich so fleißig geübt, daß ich mir vornehme, bei meiner Rückkunft nach Leipzig ein Orgelconcert zu geben, und denke, mein Pedal wird sich hören lassen können. — Sieh' Dir doch einmal, o Fanny, unter den sechs großen Orgel-Präludien und Fugen von Bach, die in Wien bei Riedl erschienen sind, die Fuge Nr. 3 in C dur an. Ich habe mir sonst nichts daraus gemacht, — sie geht ihren sehr einfachen Stiefel fort, aber sieh' Dir die vier letzten Tacte an; so natürlich die sind und so simpel, so sehr bin ich darin verliebt, und hab' sie mir gestern 50mal vorgespielt. Wie sich die linke Hand da dreht und wendet, und wie es dann ruhig zum Schluß geht, — das gefällt mir gar zu sehr.

Felix.

---

* Eine Angewohnheit Mendelssohn's.

An Carl Klingemann in London.

Horchheim bei Coblenz, den 1. August 1839.

Mein liebster Freund!

Könntest Du doch Deinen Vorsatz, uns im Spätherbst zu besuchen, ausführen! Es wird mir die Zeit so lang, bis Du meine Frau kennst, und auch wir haben uns so lange nicht in der wahren Heimischkeit gesprochen. Als ich vor zwei Jahren in England war, führte meine Frau ein kleines Tagebuch, welches sie seit unserer Verheirathung angefangen hatte, und ließ mir während meiner Englischen Reise jeden Tag einen offenen Platz, damit ich ihren Tagen gegenüber die meinigen eintragen könnte. Seit einiger Zeit habe ich mich daran gemacht und die Notizen aus dem kleinen grünen Büchelchen (Du kennst es, hast es mir 1832 geschenkt) ausführlich hineingeschrieben, — Rosen's Todestag, meine Reise nach Birmingham, jetzt stehe ich gerade an der Rückkehr. Da sehe ich recht, wie ich damals verstimmt und gar nicht so war, wie ich hätte sein sollen; die viele Oeffentlichkeit, das große Wesen hin und her, allerlei durcheinander gefiel mir weniger als sonst, machte mich confus und verdrießlich. Könnten wir uns drum bald in Deutschland treffen! Dir würd' es

gewiß nach England nicht weniger schmecken, und mir ist gar zu wohl hier im schönen Lande. Diese Sommermonate, die ich jetzt in Frankfurt zubrachte, haben mich wahrhaft erquickt; den Morgen gearbeitet, dann gebadet oder gezeichnet, Nachmittags Orgel oder Clavier gespielt, dann in den Wald gegangen und in Gesellschaft oder nach Haus, wo die hübscheste Gesellschaft war, — daraus bestand mein lustiges Leben, und zu all' dem die prächtigen Sommertage, die in einer ununterbrochenen Reihe folgten. Jetzt sind wir seit beinahe 14 Tagen hier, wollen in 3—4 Tagen rheinaufwärts nach Frankfurt zurück und in der Mitte des Monats wieder in Leipzig sein. Daß Du X... nach London haben willst, darin stimmen wir aber gar nicht zusammen (freilich ist's natürlich!), und dennoch ist mein Grund nicht egoistisch, sondern das Gegentheil; ich bin überzeugt, es wäre nicht zu seinem Besten, wenn er eine Stellung in der Welt einnähme, wo er noch für so sehr viel andere Dinge zu sorgen hätte, die der Kunst fern oder gar zuwider sind. Es mögen dabei Guinéen herauskommen, aber weder für sein Glück, noch für seine Fortschritte in der Kunst ein rechter Gewinn. Ich habe sonst gegen die Speculanten mit der Kunst einen Haß gehabt, aber jetzt meistentheils blos ein Bedauern, weil ich wenige ruhig gesehen habe; es ist ein ewiges ehr- und geldgeiziges Treiben, und die besten Talente, wie die schlechten, gehen darauf; so hoch ich X... stelle, so bin ich doch nicht sicher, ob er nicht auch an der Klippe scheitern und wenn auch nicht das Schönste seiner Kunst, doch gewiß das Beste seines Lebens und Glücks daran einbüßen würde. Und wozu am Ende? Das Reformiren und Bessern in einzelnen Städten, und wären sie auch so wichtig wie London, ist am

Ende doch entweder unmöglich oder gleichgültig; wenn sich Einer nur selbst recht vervollkommnet und von Schlacken mehr und mehr befreit, so arbeitet er für alle Städte zugleich, und wenn er das in einem Dorfe thut, muß es doch in die Welt dringen und wirken. Drum möchte ich, X... bliebe in Deutschland, wo es doch einmal am musikalischsten hergeht, — frag' mich freilich nicht wo? ob in Frankfurt oder in Wien, — aber es liegt wahrhaftig in der Luft, und ist kein Zweifel. Und darum werde ich immer zureden, daß er Deutschland nicht verläßt! Mit Planché's Oper geht es sehr langsam. Es wäre möglich, daß ich ein neues Oratorium fertig hätte, ehe sein Text da ist. Sonderbar ist es, was mir der Paulus für viele Freunde verschafft hat; ich hätte es nimmermehr so gedacht. In Wien haben sie ihn zweimal das Frühjahr gegeben und wollen im November ein Musikfest mit 1000 Mitwirkenden dazu veranstalten, wozu ich vielleicht hinreise und dirigire. Das hat mich um so mehr gewundert, als kein anderes Stück von mir dort Eingang finden wollte. Wieder muß ich Ende dieses Monats nach Braunschweig, um ihn dort bei einem Musikfest zu dirigiren, und so was macht mir immer doppelt Freude, wenn ich, wie da der Fall ist, keinen persönlichen Bekannten an dem Ort habe.

Von neuen Sachen habe ich ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell in D moll fertig; dann ein Heft vierstimmiger Lieder im Freien zu singen, einige einstimmige, einige Fugen für Orgel, einen halben Psalm u. s. w. u. s. w. Die vierstimmigen Lieder will ich fortsetzen, und habe mir mancherlei ausgedacht, was mit der Art vorgenommen werden kann, und die natürlichste Musik von allen ist es doch, wenn vier Leute zu-

sammen spazieren gehen in den Wald, oder auf dem Kahn fahren, und dann gleich die Musik mit sich und in sich tragen. Bei den Männerstimmenquartetten liegt das Philisterhafte schon gleich in den vier Männerstimmen, aus musikalischen und andern Gründen, und hat sich auch so bewährt. Aber hier liegt schon in der ganzen Zusammenstellung das Poetische, und ich möchte nur, es bewährte sich auch. Schick' mir doch ein Lied oder ein paar; im Herbst zu singen, oder noch besser im Sommer, oder im Frühling, auf dem Wasser, oder der Wiese, oder der Brücke, oder im Wald, oder im Garten; an den Storch, oder an den lieben Gott, oder an die Menschen in der Stadt und in der Ebene; oder zum Tanz, oder zur Hochzeit, oder zur Erinnerung. Es kann auch eine Romanze im Volkston sein.

Ueber die Geschichten in Deinem Vaterlande* hörte ich so gern auch einmal Deine Meinung; sie interessiren mich mehr, als Du glaubst. Komm aber im Spätherbst! Dein Zimmer bei uns steht bereit, sagt Cécilie und grüßt Dich.

Und ich bin immer

Dein

Felix M. B.

---

* Hannover.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 14. September 1839.

Liebe Fanny![*]

Indem ich Dir recht viel aufschreiben will und meine alten Notizbücher durchsuche, finde ich doch nur sehr wenig und denke: das Alles zeigt und sagt Dir Hensel hundertmal besser.

Also nur um mein Versprechen zu halten:

Isola bella. Stelle Dich auf die allerhöchste Spitze und sieh' rechts und links, vor und hinter Dir, die ganze Insel und den ganzen See zu Deinen Füßen.

Venedig. Vergiß Casa Pisani mit Paul Veronese, und die Gallerie Manfrini mit einer unglaublichen Citherspielerin von Giorgione, und einer ditto Grablegung von Tizian nicht. (Hensel lacht mich aus!) Componire für die Citherspielerin etwas; ich hab' es auch gethan. Bei der Himmelfahrt der Maria denk' an mich. Bemerke wie dunkel der Kopf der Maria, ja ihre ganze Gestalt auf dem hellen Himmel aussieht; ganz

[*] Vor der Abreise seiner Schwester nach Italien.

braun sieht der Kopf aus, und ein gewisser Ausdruck von Schwärmerei und überschwenglicher Seligkeit ist drin, daß es Niemand glaubt, der es nicht gesehen hat. Wenn Du bei dem gelben Himmelsglanz hinter der Maria nicht an mich denkst, so hört Alles auf. Ebenfalls bei zwei gewissen Engelsköpfen, an denen ein Rindvieh lernen kann, was Schönheit ist. Und, wenn Dir die Präsentation der Maria, mit der Eierverkäuferin unten, nicht gefallen, bin ich ein Pfefferkorn. Und bei den Löwen vor dem Arsenal denk' an Goethe „stehn zwei altgriechische Löwen" u. s. w. Fahr' Abends auf einer Gondel und begegne den andern schwarzen, eilfertigen Gondeln. Wenn Du da nicht an alle Liebesgeschichten und andere Geschichten denkst, die inwendig geschehen können, während sie ganz still vorbeischlüpfen, bin ich ein Bauernpferd.

Florenz. Folgendes steht in meinen Notizen über die Portraitgallerie (sieh', ob Du es wahr findest und schreibe mir darüber):

„Zusammenstellung von Gesicht und dessen Product, von „Werk und Aeußerem, Portrait und Künstler desselben. „Tiziano tüchtig und königlich; Domenichino nett, hell, sehr „vernünftig und lustig. Guido weiß, vornehm, meisterhaft, „scharf. Lanfranco eine Fratze. Leonello Spada ein guter „Fanfaron und Saufaus. Ann. Carracci sucht und guckt sich „um; die zwei Carraccis zunftmäßig. Caravaggio etwas ge„mein, katzenhaft. Guercino hübsch und affectirt; melancholisch „schwarz. Bellini der rothhaarige, strenge, altfränkische Lehrer. „Giorgione ritterlich, phantastisch, still und klar. Leonardo „da Vinci der Löwe; in der Mitte der kranke, himmlische „Raphael. Drüber Michel Angelo, häßlich, kräftig, böslich.

„Carlo dolce ein Narr. Gerard Dow nur die Nebensache „unter allem Küchengeräth“ u. s. w. u. s. w..

Siehe in der großen Gallerie links von der Tribüne hinein ein kleines Bildchen von Fra Bartolommeo, kaum größer als diese Papierseite, aber mit zwei Thüren, Alles so niedlich und sorgsam ausgepinselt. Verneige Dich beim Hereinkommen zuerst vor den Büsten der Medici, die haben's gestiftet. In der Tribüne ist es hübsch. — Aber vor Allem siehe alle die bemalten Kirchen. Es ist unglaublich. Maria novella, St. Annunziata (da sollst Du Andrea del Sarto sehen, bemerke auch, wie Fra Bartolommeo vor Schreck die Treppe rücklings herunter fällt, weil der Engel schon gemalt hat); siehe auch diese Engelsmalerei auf der Verkündigung von Fra Bart., sie ist sehr schön. (Hensel lacht!) Nach S. Marco, der Akademie u. s. w. u. s. w.

Wenn Dir der Platz am Dom nicht gefällt, wo Brunelleschi's Statue sitzt, so kann ich Dir nicht helfen. Der Dom selbst ist nicht übel. Geh' viel spazieren.

Mailand. Geh' durchaus auf den Dom. Von wegen Millionen Spitzchen und einer schönen Aussicht.

Genua. In der Villetta Negri ist gut sein, wenn es gegen Abend kommt.

Zwischen Genua und Florenz sieh' Alles. Versäume die Kirche S. Francesco in Assisi nicht, um keinen Preis. — Ebenso ganz Perugia.

Trink' eine Flasche Aleatico in Florenz, und eine Vino santo setze darauf.

Rom. Heilige Woche; ennuyire Dich die ganzen Psalmgesänge hindurch, es schadet nichts. Paß auf, wenn sie den

letzten Benedictus dominus Israel intoniren, alle vier Stimmen unisono fortissimo, in D moll, — es klingt sehr feierlich. Höre die merkwürdigen Modulationen, die der Zufall macht, wenn ein unmusikalischer Priester nach dem andern das Buch nimmt und singt, der eine schließt in D dur, da fängt der andere in B moll an. Ueberhaupt hör' und sieh' Alles in der Sixtina, und schreib' einige Melodien oder sonst was daher an Deinen F. M. B. Grüße den alten Santini. Freu' Dich an dem schönen Anblick der Capelle am Palmsonntag, wenn alle Cardinäle geputzt sind und Palmen tragen, und wenn die Procession mit den Sängern kommt. Die Improperien am Charfreitag in B dur sind schön. Merk', wenn der alte Cardinal am ersten Ostertag das Credo singt, und alle Glocken wieder läuten, und wie lebendig die Ceremonie da wieder wird, Kanonenschüsse u. s. w. Fahr' nach Grotta ferrata, da ist's gar zu hübsch, und Alles bemalt von Domenichino. Vergiß nicht das Echo bei der Cecilia Metella; der Thurm steht links vom Wege; in derselben Richtung etwa 50 Schritt weiter von der Straße ab, zwischen alten Mauerbrocken und Steinen, ist das schönste Echo, das mir in meinem Leben vorgekommen ist. Es kann gar nicht aufhören zu brummen und zu murmeln. Gleich hinter dem Thurm fängt es schon etwas an, aber es wird graulicher, je weiter man hingeht; Du mußt den rechten Punkt suchen. — Lerne alle Mönchsarten unterscheiden.

Neapel. Bei der Straße Chiatamone, wenn es stürmt und das graue Meer spritzt, denke an mich. Wohne in jedem Fall am Meere. Bei Santi Combi, Santa Lucia (ich glaube Nr. 13) hab' ich gewohnt; da war's sehr hübsch. Geh' in jedem Fall von Castellamare über den Monte St. Angelo nach

Amalfi; es ist der Hauptweg von ganz Italien. Geh' von Amalfi nach Atrani, und dort an die Kirche, und sieh' so von oben die ganze Herrlichkeit an.

Echauffire Dich niemals zu sehr.

Und ärgere Dich nicht.

Und freue Dich nicht so sehr, daß Dich's agitirt.

Sei unglaublich hochfahrend und behäbig. Es ist Alles nur Deinetwegen da.

Iß Broccoli als Salat mit Schinken dazu und schreib' mir, ob es nicht gut schmeckt. So weit mein guter Rath. Nun genug für heut'; lebe wohl, liebste Fanny, liebe ganze Hensel'sche Familie. Wir denken täglich und stündlich an Euch und freuen uns Eures Glückes und Eurer Freude.

Felix.

An den Professor Naumann in Bonn.

Leipzig, den 19. September 1839.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen Dank für den großen Beweis von Vertrauen, den Ihr werthes Schreiben vom 12. d. Mts. für mich enthält; glauben Sie mir, daß ich es ganz zu würdigen weiß und wohl fühle, wie wichtig Ihnen die Entwickelung und das Schicksal eines so geliebten und so talentvollen Kindes ist, und daß ich mit Ihnen wünsche, nur alle die Schritte gethan zu sehen, die am sichersten zur Erfüllung seines Strebens, zur Vervollkommnung seiner Anlagen führen. Als Künstler halte ich das für meine Pflicht, und hier würde mich's noch außerdem als Erinnerung einer früheren, freundschaftlichen Zeit erfreuen.

Doch würde ich Ihrem Vertrauen nur schlecht entsprechen, wenn ich Ihnen nicht aufrichtig die mannichfachen und großen Bedenken mittheilte, die mich hindern, es geradezu anzunehmen. Erstlich habe ich mich durch wiederholte Erfahrungen überzeugt, daß mir zu einem eigentlichen Lehrer, zum Geben von regelmäßigen, stufenweise fortschreitenden Lectionen das Talent durchaus fehlt, sei es, daß ich zu wenig Freude daran, oder zu

wenig Geduld dazu habe, kurz es gelingt mir nicht. Es haben sich zuweilen wohl jüngere Leute bei mir aufgehalten, aber wenn ich ihnen genützt habe, so war es immer nur durch gemeinschaftliches Musikmachen, durch freieren Umgang, durch gelegentliches Hin- und Hersprechen, auch wohl Streiten, — welches Alles sich mit der eigentlichen Lehrerschaft nicht wohl verträgt. Ob nun aber bei so zarter Jugend ein fortgesetzter unablässiger strenger Unterricht nicht besser als alles Andere sei? Dann scheint mir die Entfernung Ihres Sohnes aus dem elterlichen Hause gerade in seinen Jahren ein zweites, nicht minder großes Bedenken. Wenn es nur an einem ordentlichen gründlichen Unterrichte nicht gerade fehlt (und dafür bürgt allein schon das Talent Ihrer Frau Gemahlin), so ist für einen Knaben die Nähe seiner Eltern und die Fortsetzung der Grundlagen zur Bildung, die Erwerbung der festen Schul-, Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse mehr werth, als die einseitige, wenn auch noch so vollkommene Ausbildung seines Talents. Das beißt sich doch heraus, macht sich auf jede Art Bahn, und duldet in späteren Jahren keine andere Beschäftigung fortdauernd neben sich, so daß dann der früher gesammelte Schatz von Interesse, die früher genossenen Stunden im elterlichen Hause doppelt theuer sind. Ich spreche da aus eigener Erfahrung, denn ich erinnere mich wohl, daß in meinem 15ten Jahre die Rede davon war, mich bei Cherubini in Paris studiren zu lassen, und ich weiß, wie dankbar ich meinem Vater damals und seitdem noch so oft gewesen bin, daß er es endlich doch unterließ und mich in seiner Nähe behielt. Ein Anderes wäre freilich, wenn sich in Bonn gar keine Gelegenheit zu einem guten, gründlichen Unterricht im Generalbaß und

Clavierspiel fände; doch das kann ich mir nicht denken, — und ob der Unterricht etwas besser oder geistreicher sei, das kommt gewiß, wenn er nur nicht geradezu verkehrt ist, gegen den längeren Aufenthalt im elterlichen Hause nicht in Betracht. —

Ferner ist mein bisheriges Leben immer so unstät gewesen, daß ich keinen Sommer ohne bedeutende Reisen zugebracht habe, und auch wahrscheinlich in dem nächsten Jahre 5—6 Monate von hier abwesend sein werde; auch dieser Wechsel der Umgebung könnte auf ein junges Talent nur unvortheilhaft wirken, er möge nun in den Sommermonaten hier allein bleiben oder auch auf Reisen gehen, — Beides wäre nicht wünschenswerth für ihn.

Alle diese Bedenken sage ich Ihnen, weil ich sie mir selbst sage und weil ich die ganze Wichtigkeit des Gegenstandes zu würdigen weiß. Theilen Sie meine Ansicht nach reiflicher Ueberlegung nicht, und glauben Sie, daß nur eben ich im Stande sei, dem Knaben zur Erreichung seiner Wünsche zu verhelfen, so wiederhole ich Ihnen, daß ich es in jedem Falle, geschweige denn in diesem, für meine Pflicht halte, einem jungen Talente nach allen meinen Kräften nützlich und dienstlich zu sein, und zu seiner Entwickelung das Meinige beizutragen. Doch wäre auch alsdann eine persönliche Bekanntschaft, wenn auch nur von wenig Stunden, nothwendig, um Alles in's Klare zu bringen, und eine bestimmte Zusage könnte ich vorher nicht geben.

Wenn Sie das Kind zu Ostern hierher bringen, müßte ich fürchten, meine Sommerreise schon angetreten zu haben; wenigstens bin ich mit Sicherheit immer nur vom Herbst bis zu Ostern hier in Leipzig. Ich stimme ganz mit Ihrer Frau

Gemahlin überein, daß es jetzt am gerathensten sei, das Clavierspiel möglichst auszubilden und die Cramer'schen Etüden in jedem Falle recht fest und genau einzustudiren; doch möchten wohl bei täglicher Beschäftigung mit dem Piano wöchentlich etwa zwei Stunden Generalbaß nicht schaden können, da eine solche Abwechselung eher angenehm als störend wirken kann. Der Letztere müßte freilich sehr leicht und fast spielend betrieben werden, — nur die praktische Seite davon, das Ziffernlesen und -kennen und -spielen, — es ist die Hauptsache und lernt sich in kurzer Zeit vollkommen, — aber je früher man's anfängt, desto eher ist man's los, und das ist doch immer ein Glück bei so trockenen Dingen. Und nun nochmals haben Sie Dank für das mir bewiesene Vertrauen, das ich nur durch die größeste Aufrichtigkeit erwiedern zu können glaubte!

Ihr ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 30. November 1839.

Mein lieber Freund!

Dein Pariser Brief hat mich außerordentlich erfreut, obgleich die Dinge, die er schildert, nicht eben die erfreulichsten sind. Ein sonderbares Wesen und Treiben muß es dort sein; ich gestehe Dir, daß ich von je eine Art Abneigung davor fühlte, und sie hat sich durch Alles, was man in der letzten Zeit von dort hört, nicht eben vermindert. Die Eitelkeit und das äußerliche Gelten spielen denn doch nirgends eine so große Rolle als da, und daß nicht mehr blos mit den Orden und der Halsbinde, sondern mit der Künstlerseele und der Begeisterung coquettirt wird, macht die Sache noch schlimmer. Die sehr große innere Dürftigkeit, welche das verräth, und dabei der Anstrich von Größe und Weltereigniß, den solche misère annimmt, widern mich an, wenn ich nur im Briefe davon lesen muß; alle deutschen Philistereien, Schlafmützen und Tabakspfeifen sind mir noch lieber, aber freilich will ich auch denen nicht so sehr das Wort reden, namentlich seit den Ereignissen in Hannover, an denen ich vielen Antheil nehme, und die uns unser Vaterland leider nicht von einer schönen Seite kennen lehren. So ist weder

hier noch dort viel erfreuliches Leben, und da kann man Gott doppelt danken, daß es ein Leben in der Kunst giebt, in welchem es so entfernt von allem Anderen, so einsam und doch lebendig zugeht, in das man sich flüchten und bei dem man sich wohl befinden kann.

Chorley scheint an unsern Concerten rechtes Vergnügen gehabt zu haben. Wie herrlich wären die auch auf den Fuß zu bringen, wenn ein ganz klein bischen Geld da wäre! Aber an dem verwünschten Geld stößt und hakt sich's überall, und wir kommen lange nicht so vorwärts wie wir möchten; auf der einen Seite stehen die Philister und denken, Leipzig sei Paris und Alles sei vortrefflich, und wenn die Musiker im Orchester nicht hungerten, so wär's nicht Leipzig mehr, und auf der anderen stehen die Musiker, oder vielmehr sie gehen, sobald sie irgend können, und ich gebe ihnen noch obendrein Briefe mit, damit sie aus dem Elend kommen!

Pott habe ich zu seinem Unternehmen keinen musikalischen Beitrag geliefert. Wenn Du sähest, wie häßlich sie's in Deutschland jetzt mit den Monumenten treiben, Du hättest es auch nicht gethan. Sie speculiren auf die großen Männer, um sich von ihrem Namen einen Namen zu machen, posaunen in den Zeitungen und machen mit den wirklichen Posaunen schlechte Musik. „Unerquicklich wie der Nebelwind.“ Wenn sie in Halle für Händel, in Salzburg für Mozart, in Bonn für Beethoven u. s. w. ordentliche Orchester bilden wollen, die die Werke gut spielen und verstehen können, da bin ich dabei, — aber nicht bei ihren Steinen, wo die Orchester noch ärgere Steine sind, und nicht bei ihren Conservatorien, wo nichts zu conserviren ist. Mein Steckenpferd ist jetzt unser

armes Orchester und seine Verbesserung. Ich habe ihnen mit unsäglicher Lauferei, Schreiberei und Quälerei eine Zulage von 500 Thaler ausgewirkt, und ehe ich von hier weggehe, müssen sie mehr als das Doppelte haben. Wenn das die Stadt thut, so kann sie auch Sebastian Bach ein Monument vor die Thomasschule setzen. Aber erst die Zulage. Du siehst, ich bin ein ganz rabiater Leipziger. Es würde Dich aber auch rühren, wenn Du's in der Nähe sähest und dabei hörtest, wie die Leute alle ihre Kräfte anspannen, um was Gutes zu leisten.

Hat Onslow nichts Neues geschrieben? Und der alte Cherubini? Das ist doch ein einziger Kerl! Ich habe da seine Abenceragen und kann nicht aufhören, mich an diesem petillanten Feuer, an den geistreichen, eigenthümlichen Wendungen, an der außerordentlichen Zierlichkeit und Feinheit, mit der Alles geschrieben ist, zu erfreuen und dem alten Prachtmann dafür zu danken. Dabei ist Alles so frei und keck, und so höchst lebendig!

— — — — — —

An Fanny Hensel in Rom.

Leipzig, den 4. Januar 1840.

Dies Blättlein soll nach Roma gehn,
Und wünschen Glück zu Neujahr schön!

Im Bänkelsängerstyl fängt der Brief an; wenn Du gerade auf dem Colosseum stehst, indem Du ihn empfängst, so werde ich mich grotesk damit ausnehmen. Wo wohnst Du in Rom? Hast Du schon Broccoli mit Schinken gegessen? Auch Zuppa inglese? Steht das Kloster San Giovanni e Paolo noch? Und scheint Dir auch die Sonne immer Morgens auf die Buttersemmel? Eben habe ich dem Ferdinand Hiller Deine Capricen aus B dur, G dur, E dur und F dur vorgespielt, und wir haben uns beide gewundert und durchaus den Pferdefuß darin entdecken wollen, aber es war nichts. Es blieb beim reinen Vergnügen. Da schwur ich, jetzt müßte ich mein hartnäckiges Stillschweigen brechen. Verzeih' es mir! Es ging damit so zu: Erst kam die Taufe, und mit ihr Mutter und Pauls. Inzwischen hatten die Abonnement-Concerte angefangen. Dann reis'te Mutter; nach vierzehn Tagen Pauls. Dann kam Hiller

wohnte auch bei uns, wollte acht Tage bleiben, hörte ein paar Proben, und entschloß sich, den ganzen Winter zu bleiben, sein Oratorium Jeremias zu beendigen und im März hier aufzuführen. Dann kam ein abscheulicher Catarrh, der hielt mich drei Wochen theils im Bett, theils im Zimmer, immer in sehr übler Laune. — Dann kamen Breitkopf und Härtel und verlangten das Manuscript meines zweiten Hefts vierstimmiger Lieder, das sie nun haben, und des Trios, das sie noch nicht haben; dann kam der Copist, der verlangte die Partitur des neuen Psalms, den wir vorgestern zu Anfang des Neujahr-Concerts sehr glorios aufgeführt haben; dann kamen 116 Freunde; inzwischen war auch Madame Pleyel gekommen, die zählt für 216, und spielte sehr gut Clavier; dann kam Weihnachten, wozu ich vierzehn theils musikalische, theils malerische, theils praktische, theils kindische Geschenke machen mußte; jetzt kommt das Benefiz-Concert von Demoiselle Meerti — so, nun hast Du ein abrégé meiner histoire universelle seit dem letzten Briefe. — Aber um Gotteswillen, was treibst Du in Rom? „Das Schönste ist die Lage von des olle Loch", sagte General Lepel einst; aber er irrt sich, — es hat auch inwendig mehrere Reize. Was sagst Du z. B. zum Pifferarigeschnarr, das die Maler so lieblich malen, und das unaussprechliche Gefühle in jeder Nase hervorbringt, indem es durch sie klingt? Und zur Kirchenmusik, etwa in S. Luigi dei Francesi oder dergl.? Darüber möchte ich Dich wohl hören! Kennst Du auch schon alle Cardinäle bei Namen, wenn Du nur ihre Kappe und den Schweif siehst? Ich konnte das. Und wenn Du bei einer gewissen Madam von Tizian im Palast Sciarra, und zwei gewissen Madamen

von ihm (eine nackt und die andere leider nicht) im Palast Borghese*, und etwa bei der Galatea oder sonst einem andern Rafaello nicht an mich denkst und mich nach Rom wünschest, so wollte ich, Du wärst die Marchese Muti Papazurri, die breiter als hoch ist und 5 Fuß 6 Zoll hoch ist. Ich will Dir einige Rathschläge geben: Geh' auf Monte Testaccio, und in einer von den dortigen Kneipen laß Dich häuslich nieder, da wird Einem genau so zu Muthe, als ob man in Rom wäre. Wenn Du die Aurora von Guido gesehen hast, so sieh' sie noch einmal an. — Paß auf, was die päpstlichen Sänger für horrende Quinten machen, wenn sie alle vier Stimmen zugleich mit Coloraturen ausschmücken. Lauf' an einem schönen Sonnentag den ganzen Tag spazieren, bis die Sonne sinkt und es kühl wird; dann geh' vom Monte Pincio, oder wer es sonst ist, herunter und speise zu Mittag. — Componire sehr viel, es fleckt in Rom herrlich. — Schreibe mir nächstens einen langen Brief. Sieh' aus den Fenstern irgend eines Klosters in der Nähe des Laterans nach den Albaner Gebirgen, zähl' die Häuser in Frascati beim Sonnenschein; es ist da viel schöner als in ganz Preußen und Polen. — Verzeih' den tollen Brief, er wollte einmal nicht besser werden. Lebe wohl, liebste Fanny, Gott segne Euch, Eure Reise, Euer ganzes Jahr, und bleibt gut

Eurem

Felix.

---

* Die irdische und die himmlische Liebe.

An J. Fürst in Berlin.

(Ueber einen von demselben zu schreibenden Operntext.)

Leipzig, den 4. Januar 1840.

Lieber Fürst!

Sie schelten mich im Anfange Ihres lieben Briefes ganz fabelhaft, aber am Ende ziehen Sie eine so schöne Moral daraus, daß ich Ihnen für Alles nur auf's Neue danken kann. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, ich wünsche ein Scenarium nur darum vorher zu sehen, um gleich von vorn herein recht viel Schwierigkeiten zu erheben, — um das Kind gleich mit dem Krankheitsstoffe auf die Welt zu bringen. — Gerade aus dem entgegengesetzten Grunde wünsche ich es, um den spätern Schwierigkeiten und den ausgebildeten Krankheiten entgegen zu arbeiten. Sind sie ihm, wie Sie sagen, angeboren, so ist's am besten, von dem ganzen Kinde zu abstrahiren, welches dann aber noch möglich ist, ohne Unannehmlichkeit für alle Theile; sind die Schäden heilbar, so können sie dann noch curirt werden, ohne den ganzen Organismus anzugreifen. —

Unbildlich zu sprechen, was mich von der Composition

eines Textes abhalten kann und bis jetzt immer abgehalten hat, sind niemals die Verse, die einzelnen Worte, der Ausdruck der Behandlung (wie Sie's auch nennen wollen) gewesen, sondern immer der Gang der Handlung, das dramatische Wesen, die Vorgänge, — das Scenarium. Halte ich das nicht für in sich gut und fest bestehend, so wird es nach meiner vollkommenen Ueberzeugung die Musik auch nicht, und das Ganze erfüllt die Ansprüche nicht, die ich nun einmal an ein solches Werk machen muß, obwohl diese freilich von den allgemeinen und denen des Publikums ganz abweichend sein mögen. Indessen nach denen mich zu richten, habe ich doch ein- für allemal aufgegeben, schon deswegen, weil's unmöglich ist; also muß ich meinem eigenen Gewissen folgen, nach wie vor. Aus dem Planché'schen Texte wird, bei dem besten Willen von beiden Theilen, nicht ein Werk, wie ich mir's wünsche; ich stehe im Begriff, diesen Versuch ebenfalls für einen der vergeblichen zu halten. Ich will lieber gar keine Oper componiren, als eine, die ich vom Anfang an selbst für ein mittelmäßiges Ding halte; nebenbei könnte ich das auch gar nicht, und wenn Sie mir das ganze Königreich Preußen dafür gäben. Alles dieses und die vielen Unannehmlichkeiten, die nach Beendigung eines Textes entstehen, wenn ich mich wieder nicht dazu getrieben fühle, machen mir's zur Pflicht, lieber Schritt vor Schritt, lieber zu langsam als zu schnell zu gehen, und deshalb habe ich mir's vorgesetzt, ohne über das Scenarium einig zu sein, nicht wieder einen Dichter zu einer so großen und am Ende vergeblichen Arbeit zu verleiten. Dies Scenarium mag nun ausführlich oder kurz, detaillirt oder angedeutet sein, darüber maße ich

mir keine Entscheidung an. Und ebenso wenig darüber, ob die Oper in 3, 4 oder 5 Acten sein soll; ist sie gut so, wie sie ist, so sind mir 8 nicht zu viel und einer nicht zu wenig. Und ebenso wenig über das Ballet und nicht Ballet. Nur darüber, ob sie meinem musikalischen und sonstigen Wesen zusagt oder nicht; und das glaube ich eben aus dem Scenarium so gut wie aus dem vollendeten Texte sehen zu können, und auch das ist allerdings für keinen Menschen eine Entscheidung als für mich persönlich. —

So habe ich Ihnen denn die ganze Wahrheit vorerzählt, und gebe der Himmel, daß Sie sich durch alle diese Dinge nicht abschrecken lassen, eine Oper zu schreiben, daß Sie sie mir zur Composition anvertrauen, und daß ich durch Sie endlich einen längst geliebten Wunsch erfüllt sähe! Daß ich Ihre Entscheidung sehr sehnlich erwarte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 7. Februar 1840.

Lieber Bruder!

Leider stimmt jedes Wort, das Du über Berlin und das dortige Wesen schreibst, nur allzu sehr mit meiner Ansicht überein; es ist kein erfreuliches Treiben, und eben daß es so allgemein von den Bessern gefühlt wird, daß alle Einheimischen darüber so einig sind, und daß aus diesem allgemeinen Gefühl doch keine Veränderung zum Guten und Frischen hervorgehen kann, ist, was mir am unangenehmsten dabei auffällt. Indeß wo kann der Einzelne nicht leben und gedeihen? Und gar in Deutschland, wo wir alle auf die Vereinzelung angewiesen sind, und wo von vorne herein auf's Zusammenwirken Verzicht gethan werden muß. — Es hat sein Schönes und sein Einziges darum doch! — Wann kommst Du aber wieder und spielst Billard mit uns? — Ich lebe doch eigentlich ein tolles Leben hier, einen solchen Winter über. Denke Dir, daß ich in der vorigen Woche viermal öffentlich spielen mußte, und jedesmal zwei Stücke, nämlich Sonnabend vor acht Tagen war die erste Quartett-Soirée, bei der jetzt auch Pianoforte-Musik mit vor-

kommen soll; da spielte ich mit David erst die A dur Sonate von Mozart, dann das B dur Trio von Beethoven; Sonntag Abend spielte Ernst bei Hiller vier Quartetten, darunter E moll von Beethoven und mein Es dur. — Montag früh war die Probe seines Concertes und Abends die Aufführung, wo ich ihm seine Elegie zu begleiten hatte und außerdem drei Lieder; hierauf am Donnerstag spielten Hiller und ich das Mozart'sche Concert für zwei Flügel, in das wir zwei große Cadenzen hineincomponirt hatten, und zum Schluß des zweiten Theils das Moscheles'sche Duett aus G dur, und am folgenden Sonnabend spielte ich wieder in der Quartett-Soirée mit David ein neues Rondo von Spohr, und zum Schluß mein Trio. Dazu kommt noch eine musikalische Soirée bei D**, eine Liedertafel, ein Ball u. s. w. — Und dabei klagen alle Leute, daß ich mich so entsetzlich zurückziehe. — Ich bin in diesen Tagen ordentlich musikmüde und muß wieder anfangen, etwas zu malen; aber meine Schweizer Skizzen gehen mir nach und nach aus, und ich möcht' gar zu gern hin, mir neue zu holen, und doch sehe ich schon wieder voraus, daß diesen Sommer nichts daraus wird. — Der Hiller sagte neulich, ich sei wie einer von den alten Barbaren, denen die süßen Früchte und die warme Sonne da unten so gut geschmeckt hätten, und der sich nun immer wieder dahin sehne, — und es ist wirklich etwas daran. —

Hätte nur unser Orchester nicht auch so viel Reize! Gestern spielten sie die B dur Symphonie von Beethoven wieder nicht bitter! —

In den nächsten Tagen sollen nun die Proben der fertigen Chöre von Hiller's Oratorium beginnen; ich habe eine Sorge dabei, als wär's mein eigenes Stück; oder noch schlimmer.

In der letzten Woche hatte ich eine angenehme Arbeit, nämlich die 500 Thlr., die als Zulage dem Orchester bewilligt sind, auf die verschiedenen Gehalte zu vertheilen, und so wenig es auch ist, so gering die Abhülfe, so machte mir es doch viel Vergnügen, daß ich's wenigstens so weit durchgesetzt. Im nächsten Jahre will ich wieder von vorn damit anfangen, und dann hoffe ich, ist den Musikern ein reeller Dienst geschehen. Der Dank oder Nichtdank ist am Ende einerlei.

Lies doch ein kleines Werkchen, worin die schönsten, herrlichsten Sachen stehen, die ich seit lange gelesen. Es sind orientalische Uebersetzungen von Rückert, und heißt „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande". Wenn Dir das nicht über die Maßen gefällt, so empfehle ich Dir nie ein Buch mehr. Du mußt aber oft hineingucken. Es ist gar zu besonders!

Dein

Felix.

An Joseph Mendelssohn in Berlin.

Leipzig, den 20. Februar 1840.

Lieber Onkel!

Die erste Veranlassung meines heutigen Briefes ist Brockhaus, der mich vorige Woche fragte, warum nicht eine ordentliche Gesammtausgabe der Werke des Großvaters erschiene, da die Wiener Ausgabe erstlich nur ein Nachdruck, in einem Bande, voll Druckfehler, und dann auch, wie er meinte, nicht ordentlich zusammengestellt sei, und in Hinsicht der Correspondenz und namentlich der angehängten Lebensbeschreibung sehr viel zu wünschen übrig lasse. Er meinte, es werde nicht schwer sein, sich mit den rechtmäßigen Verlegern der einzelnen Werke darüber zu verständigen. Da ich nun die näheren Verhältnisse gar nicht kenne, so sagte ich ihm, ich würde Dir darüber schreiben und ihm seiner Zeit Deine Antwort mittheilen. Jedenfalls wird es Dich freuen, aus seiner Anfrage den lebhaften und gesteigerten Antheil zu ersehen, den die Menschen jetzt an den Werken des Großvaters nehmen; und wenn eine ordentliche schöne Ausgabe davon, in mehreren Bänden, etwa (wie Brockhaus

hinwarf) von Lachmann herausgegeben, vor Allem aber recht genau und ächt zu Stande käme, so wäre es wohl für uns Alle ein Vergnügen. Wenn Du auch so denkst, so sagst Du mir wohl bald Deine Meinung, und ich habe dann noch öfter Gelegenheit, Dir darüber zu schreiben.

Dann aber wollte ich Dir gern durch die Beilagen beweisen, daß ich Deine Aufträge und Bestellungen, wenn zwar nicht schnell, doch so weit ich es kann genau ausführe. Ich hatte früher einen Versuch gemacht, die bewußten Sonette zu übersetzen, aber eine solche Menge Haare darin gefunden, daß ich mit dem ersten nicht einmal zu Stande kam, und von einer Uebersetzung in Prosa konnte natürlich nicht die Rede sein, da Du sie in einer halben Stunde hättest machen, und zehnmal besser machen können, als ich. So hatte ich eine ordentliche Scheu, die Papiere wieder vorzunehmen, bis ich in den vorigen Wochen, wo ich so entsetzlich viel öffentlich zu spielen, zu dirigiren und zu probiren hatte, daß ich zu Hause keine Musik machen konnte und mochte, mich wieder dran begab, und mir vornahm, ich wollte ein Sonett machen lernen, und wär's auch noch so schwer. So habe ich denn wirklich am Ende gesehen, daß es keine Hexerei ist, und daß auch darin, wie in den anderen Dingen, die eigentliche Schwierigkeit nicht in dem Machen, was man mit der Zeit lernen könnte, sondern im Gutmachen liegt, das eben nicht zu üben und nicht zu lernen ist. Wegen einiger schweren Stellen fragte ich Keil, der mir über Einiges hinweghalf, wie Du aus beiliegendem Zettel sehen wirst (den ich Dir im Original schicke, da Du Dich für Keil interessirst), von dessen Meinung ich indeß an andern Stellen

geradezu abgewichen bin, und wie ich glaube mit Recht. So scheint mir, daß in seiner Uebersetzung des Bocaccio'schen „Ho messo in galea“ es nicht heißen muß: „obwohl er im Schwimmen erfahren ist“, sondern „wenn er auch im Schwimmen“ ꝛc.; ferner scheint mir in dem des Cino seine Uebersetzung: „entfernt von der höchsten Wonne, die je ein unendliches Vergnügen gewährte“ unrichtig, und piacere hier mehr Belieben als Vergnügen zu heißen, so daß es den Sinn gäbe: „entfernt von der höchsten Wonne, die je der unendliche Wille (d. h. die Gottheit) gewährte“. Ebenso oder ähnlich scheint mir piacere am Ende zu nehmen: nicht Wonne, sondern Belieben. Auch scheint mir son mosso durch „ich entziehe mich“ wenigstens nicht ganz treu. Ebenso im Gedicht des Angiolieri „che par fiorino d'oro ed è“ kann doch nicht heißen: „denn was ein Goldgulden scheint, ist“, sondern „denn er scheint ein Gulden und ist“. Er glaubt, daß sich das ganze Gedicht gegen die Becchina richte, deren Beginnen er mit dem Goldgulden ꝛc. vergleicht. Mir scheint, es gehen auf den Marschall alle die Invectiven. Auch kann ich mir's mit der Italienischen Grammatik nicht vereinbar denken, daß „le donne, di ch'il suo fatto è solo di parrenza“ heißen sollte: „die Frauen, deren Beginnen bloßer Schein ist“, sondern „die Frauen, von denen sein Beginnen allein Schein ist“, — ob das nun heißt: denen sein Beginnen gut scheint, oder nur ein Schein scheint, weiß ich freilich nicht. In den ersten Versen des Sonetts bin ich Keil aber ganz gefolgt, obwohl ich seine Auslegung ziemlich gewagt finde, er glaubt, daß dà statt dar (oder da mit einem Apo-

stroph statt des r) stehe, was ich mir kaum denken kann. Du sagst mir hierüber wohl ein belehrendes Wort.

Da ich die eigentliche Bedeutung von keinem Gedichte wußte, so habe ich nach Möglichkeit wörtlich übersetzt. Findest Du grobe Fehler, die den Sinn entstellen, so möchte ich das Ding mit Aenderungen oder noch einmal versuchen, z. B. im Sonett des Alfani, kann da „ora a Natale“ blos heißen: „zur Heimath“, oder muß es „bis zu Weihnachten“ heißen? Mir schien das Erstere natürlicher, aber freilich nicht ganz richtig. Dann „Sonetto II. von Bocaccio“ geht da „lettura“ und das ganze Sonett auf die Vorlesung, die Bocaccio, wenn ich nicht irre, über den Dante gehalten hat? Mir schien es sehr wahrscheinlich.

Cécile ruft sich Eurem freundlichen Andenken zurück, und ist mit den Kindern wohl. Immer Dein

Felix.

Sonette von Bocaccio.

1.

Zog ich die Musen einst durch mein Vergehen
Hinab bis in des Pöbels Schandgemächer,
Und ließ ihn ihre keuschen Reize sehen,
Zur schnöden Lust für die gemeinen Schächer:

So solltet ihr mich doch nicht ferner schmähen,
Denn grausam hat Apollo schon, der Rächer,
Sich meinen Leib zum Ziele auserseher,
Und straft mit bittern Schmerzen den Verbrecher;

Mein Wesen hat er gänzlich umgewendet,
Daß ich, mit schwerem Blei statt Luft erfüllet,
Kaum noch im Stande bin ein Glied zu rühren.

Ich hoffe nicht mehr, daß mein Leiden endet,
Längst ist ja jeder Rettungsweg verhüllet:
Allein ich weiß, Gott kann zum Heile führen.

2.

Wird Dante, wo er sei, darüber weinen,
Daß die Bedeutung seiner Hochgesänge
Eröffnet worden ist der niedern Menge,
Wie dir's bei meinem Vortrag wollte scheinen:

So müßt' ich selbst den Tadlern mich vereinen,
Ganz triebe mich dein Vorwurf in die Enge,
Wenn die Entschuldigung mir nicht gelänge,
Daß es die Fehler Andrer, nicht die meinen.

Leichtsinnig Hoffen, schwere Armuth hießen
Mich der verfehlten Ansicht meiner Freunde
Und ihren Bitten endlich mich bequemen.

Doch lang' soll diese Freude nicht genießen
Die Schaar elender, undankbarer Feinde
Von jedem guten, schönen Unternehmen.

3.

Ich ließ das böse Volk im Meerestoben
Ohn' alle Nahrung, ohne Lootsen schiffen
Auf einem Wege, den sie nicht begriffen,
Obschon sie sich als Meistersteurer loben.

Wie bald, sein Unterstes gekehrt nach Oben,
Zerschellt das schwache Fahrzeug an den Riffen!
Und, könnten sie auch schwimmen, in den Tiefen
Der Fluth seh' ich sie elend bald zerstoben.

Dann schau' ich von der Höhe zu, im Innern
Hohnlachend, und zum Theil werd' ich empfinden
Für Schmach und Täuschung der Vergeltung Freuden;

Und öfters will ich an des Geizes Sünden,
An den verhöhnten Lorbeer sie erinnern;
So mehr' ich ihre Qualen, ihre Leiden.

Epigramm von Dante.

Der du das neunte Zeichen wagst zu schmähen,
Und mußt an Werth dem Vorhergeh'nden weichen,
Geh'! doppelt mache du das nächste Zeichen, —
Natur hat zu nichts Anderm dich ersehen.

Cecco Angiolieri.

Becchina's Lob ermüdet auf die Dauer;
Heut', Dante, gilt es drum des Marschalls Feier;
Der scheint ein Goldstück, und ist nur ein Dreier,
Scheint Kaffeezucker, und ist garstig sauer,

Scheint Weißbrod, und ist eßbar keinem Bauer,
Ein Falke scheint er, und ist nur ein Geier,
Und scheint ein Hahn, und legt doch faule Eier,
Ist Fachwerk, und scheint eine feste Mauer.

Auf, mein Sonett! Dich nach Florenz zu richten,
Da siehst du, wo die Frau'n und Mädchen hausen,
Die nur zu achten scheinen seine Thaten.

Ich aber will die herrlichen Geschichten
Schon König Carl, Graf von Provence, verrathen,
Und ihnen dann dafür den Pelz zerzausen.

Dante an Cino.

Mit Euern Versen nicht mehr zu verkehren,
Hatt' ich beschlossen, Messer Cino, lange;
Ich wandle jetzt auf neuem Lebensgange,
Mein Schiff, es treibt auf weitentfernten Meeren;

Doch da ich öfters von Euch mußte hören,
Daß man Euch leicht mit jedem Köder fange,
So hoff' ich, Ihr erfüllt was ich verlange,
Und wollt ein kurz Gehör mir noch gewähren:

Wer sich verliebt, wie Ihr, in alle Schönen,
Und sich nach Willkür binden kann und lösen,
Zeigt, daß die rechte Liebe ihm gebräche.

Ist Euer Herz solch' wankelmüthig Wesen,
Dann fleh' ich Euch, es besser zu gewöhnen,
Damit die That der schönen Red' entspreche.

Antwort des Cino an Dante.

Seit ich, von meinem Vaterland geschieden,
O Dante, der Verbannung Last empfunden,
Und seit die höchste Wonne mir entschwunden,
Die uns die ew'ge Gnade gab hinieden:

Irr' ich umher, vom Tode selbst gemieden,
Wie ein Verworf'ner, nährend meine Wunden;
Und wen ich nur aus seiner Näh' gefunden,
Dem klagt' ich es: mein Herz verlor den Frieden.

Die ersten Arme nicht, mit ihrer Strenge
Auch nicht die Hoffnung, die mir Heil verkündet,
Bewegen mich, weil sie nicht Hülfe reichen;

Die Willkür, die mich immer lös't und bindet,
Erheischet meinen Dienst für eine Menge
Von Damen, die sich all' an Schönheit gleichen.

Gianni Alfani.

Wenn jene Dame, der geweiht mein Leben,
Mir Hülfe wollte geben,
Bald dürft' ich meinen Schritt zur Heimath lenken;
Allein ich weiß, sie mag daran nicht denken.
Doch Lieder ihr, die Seufzen nur erzeugte,
Erzählt vielleicht, wie tief der Gram mich beugte,
An jene Damen, die mein Loos beklagen,
Daß sie demüthig wagen
Die anzufleh'n, die allen Huld mag schenken.

Uebersetzung von Keil.

Bocaccio.

Ohne Zwieback und ohne Steuermann habe ich den undankbaren Pöbel in ein Schiff gesetzt; in einem ihm unbekannten Meere habe ich ihn gelassen, obwohl er darin geschickt und erfahren zu seyen glaubt. So hoffe ich, das Oberste des schwachen Fahrzeuges als Unterstes zu sehen und von allem Heile entblößt. Und es wird nicht fehlen, daß, obwohl er im Schwimmen erfahren ist, er voll Betrübniß und zerschellt dabei unterliegen wird. Und ich werde auf einem hohen Orte lachend zuschauend zum Theil Vergeltung finden für den empfangenen Schimpf und Betrug; und indem ich diesmal ihm den filzigen Sinn und den verspotteten Lorbeer vorwerfe, werde ich ihm den Schmerz und Kummer steigern.

Cino.

Seit ich, o Dante, dem Orte meiner Geburt durch harte Verbannung fremd geworden bin, und entfernt von der höchsten Wonne, die je ein unendliches Vergnügen gewährte, bin ich die Welt weinend durchzogen, verschmäht von dem Tode gleich einem Elenden, und wenn ich einen Landsmann gefunden, habe ich gesagt, daß dies mir das Herz verwundet hat. Nicht jenen ersten mitleidslosen (Liebes)armen, nicht jener festen Hoffnung, die mich losspricht, entzieh' ich mich, weil Hülfe ich nicht erwarte. Eine Wonne bindet und entbindet mich, nach welcher es sich ziemt, daß bei gleicher Schönheit ich mit vielen einzelnen Frauen mich ergötze.

---

di lui alcun ricino: lui scheint sich am besten auf natal sito zu beziehen.

Cecco Angiolieri.

Lassen will ich das Dichten von Becchina, o Dante Alighieri, und dem Marschall mich widmen. Denn was ein Goldgulden scheint, ist nur ein Nachdruck, was Kaffeezucker (?) nur Salz, was Weizenbrod nur Hirsebrod, was ein Thurm nur ein schlechtes Gerüst, was nur ein Geier ist, scheint ein Edelfalke, was ein Hahn scheint, ist nur eine Henne.

Auf! mein Sonett, geh' hin nach Florenz, wo du die Frauen und

Jungfrauen sehen wirst, deren Beginnen bloßer Schein ist. Was mich betrifft, ich werde dem guten König Carl, Grafen von Provence, davon Geschichten erzählen, und somit ihnen den Pelz zerzausen.

* * *

Solche einzelne, aus größeren Folgen herausgerissene, alte Gedichte sind sehr schwer zu verstehen. Denn da man nur sehr spärliche Nachrichten über jene kaum dem Namen nach bekannten Dichter hat, so lassen sich ihre Gedichte nur aus der Verbindung mit mehreren unter einander, und auch dann nicht immer, erklären.

Der Dichter des obigen Sonetts, Cecco Angiolieri, ein Edelmann aus Siena, der zu Dante's Zeit gelebt haben muß, hat seine übrigens völlig unbekannte Geliebte Bechina oder Bichina (nach obigem Gedicht wahrscheinlich eine Florentinerin) in vielen Sonetten besungen, die jedoch, gleich dem obigen, burlesker Art und deshalb um so schwieriger zu verstehen sind.

Wer der Herr Mariscalco ist, weiß ich nicht zu sagen.

An seine Mutter.

Leipzig, den 30. März 1840.

Das Hin und Her der letzten Wochen war zu groß. Liszt war 14 Tage hier und hat einen Heiden=Scandal verursacht, im guten und schlechten Sinn. — Ich halte ihn für einen guten, herzlichen Menschen im Grunde, und für einen vortrefflichen Künstler. Daß er von Allen am meisten spielt, ist gar kein Zweifel; doch ist Thalberg mit seiner Gelassenheit und Beschränkung vollkommener, als eigentlicher Virtuose genommen, und das ist doch der Maßstab, den man auch bei Liszt anlegen muß, da seine Compositionen unter seinem Spiel stehen und eben auch nur auf Virtuosität berechnet sind. Eine Phantasie z. B. von Thalberg (namentlich die auf die Donna del Lago) ist eine Anhäufung der ausgesuchtesten, feinsten Effecte, und eine Steigerung von Schwierigkeiten und Zierlichkeiten, daß man staunen muß. Alles so speculirt und raffinirt, und mit solcher Sicherheit und Kenntniß, und voll des allerfeinsten Geschmackes. Dabei hat der Mensch eine unglaubliche Kraft in der Faust und wieder so ausgespielte leichte Finger, wie

nur Einer. Hingegen besitzt Liszt eine gewisse Gelenkigkeit und Verschiedenheit der Finger und ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wohl nirgend seines Gleichen finden möchte. Mit einem Worte, ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe und da unmittelbar ausströmte, und bei dieser Unmittelbarkeit und der enormen Technik und Uebung würde er alle Andern weit hinter sich zurücklassen, wenn eigene Gedanken nicht bei alledem die Hauptsache wären und diese ihm von der Natur — wenigstens bis jetzt — wie versagt schienen, so daß in dieser Beziehung die meisten andern großen Virtuosen ihm gleich oder gar über ihn zu stellen sind. Daß er übrigens mit Thalberg allein die erste Classe unter den jetzigen Clavierspielern bildet, ist mir ganz unbezweifelt. Leider hat aber die Art, wie sich Liszt gegen das Publikum hier verhalten hat, nicht gefallen. Die ganze Streitigkeit ist übrigens wieder so, als ob man zwei Leute peroriren hört, die beide Unrecht haben und denen man immer in's Wort fallen möchte. Die Philister, denen es am meisten um die theuren Preise und darum zu thun ist, daß es einem tüchtigen Kerl nicht gar zu wohl in seiner Haut werden möchte, und deshalb raisonniren, — die können mir gar gestohlen werden. — Aber nun auf der andern Seite das Zeitungsschreiben! — Da hat's Erklärungen und Gegenerklärungen, und Recensionen und Verklagen, und dies und jenes geregnet, was alles nicht zur Musik gehört, so daß man fast ebenso viel Aerger als Freude von seinem Aufenthalt hatte.] Doch war die letzte zuweilen freilich übergroß. —

Nun fiel mir ein, daß die schlechte Stimmung vielleicht am besten zu beseitigen sein würde, wenn die Leute ihn einmal in der Nähe besähen und behörten, entschloß mich kurz, und gab ihm eine soirée auf dem Gewandhause von 350 Personen, mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Psalm, Tripel-Concert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und seine Großmutter, und da waren alle so vergnügt, und sangen und spielten mit solchem Enthusiasmus, daß sie schwuren, sie hätten noch keinen lustigern Abend erlebt, und mein Zweck wurde dadurch glücklich und auf eine sehr angenehme Art erreicht. —

Dieser Tage habe ich einen Entschluß gefaßt, über welchen ich seelenvergnügt bin, nämlich niemals mehr an irgend einer musikalischen Preisbewerbung als Preisrichter Theil zu nehmen. Es kamen mehrere Zumuthungen der Art, und ich wußte gar nicht, was mich so verstimmte, bis mir klar wurde, daß es doch im Grunde eine bloße Arroganz sei, die ich an Andern nicht dulden möchte und daher am wenigsten selbst begehen soll, sich so als Meister aufzuwerfen und seinen Geschmack voraufzustellen, und die armen Bewerber in einer müßigen Stunde sämmtlich Revue passiren zu lassen und abzukanzeln, und, will's Gott, dabei auch einmal die schreiendste Ungerechtigkeit zu begehen. So hab' ich's denn ein- und für allemal abgesagt und bin nun seitdem ganz froh.

An den Kreisdirector von Falkenstein in Dresden.

Leipzig, den 8. April 1840.

Hochzuverehrender Herr Kreisdirector!

Gestützt auf Ihre in unsrer neulichen Unterredung geäußerten freundlichen Gesinnungen, und in der Ueberzeugung, daß Ihnen das hiesige Kunstleben und seine weitere Fortbildung am Herzen liegt, wovon Sie uns schon so manchen Beweis gaben, erlaube ich mir, Ihnen eine Frage vorzulegen, die mir für das Interesse der Tonkunst von der höchsten Wichtigkeit zu sein scheint.

Sollte es nämlich nicht möglich sein, des Königs Majestät zu bitten, diejenige Summe, welche der verstorbene Herr Hofkriegsrath Blümner für ein der Kunst oder Wissenschaft gewidmetes Institut in seinem Testament ausgesetzt, und deren Verwendung er des Königs Weisheit anheimgestellt hat, zur Errichtung und Erhaltung einer gründlichen Musikschule in Leipzig zu bestimmen?

Erlauben Sie mir über die Wichtigkeit eines solchen Institutes, über die Ansprüche, die gerade Leipzig darauf haben

dürfte, es in seiner Mitte zu besitzen, und über die ungefähren Grundlinien seiner Einrichtung einige Bemerkungen hier beizufügen.

Schon lange ist die Musik vorzugsweise einheimisch in diesem Lande, und gerade die Richtung in derselben, welche jedem denkenden und fühlenden Kunstfreunde zunächst am Herzen liegt, der Sinn für das Wahre und Ernste hat von jeher feste Wurzeln hier zu fassen gewußt. Eine so verbreitete Theilnahme ist auch gewiß weder zufällig, noch ohne bedeutende Folgen für die allgemeine Bildung gewesen, und die Musik dadurch ein wichtiges Moment — nicht blos augenblicklichen Vergnügens, sondern höheren, geistigen Bedürfnisses geworden. Wer sich für diese Kunst wahrhaft interessirt, dem muß sich der Wunsch aufdrängen, auch ihre Zukunft in diesem Lande auf möglichst festem Grunde ruhen zu sehen.

Aber bei der vorherrschend positiven, technisch-materiellen Richtung der jetzigen Zeit wird die Erhaltung ächten Kunstsinnes und seine Fortpflanzung zwar eine doppelt wichtige, aber auch doppelt schwere Aufgabe. Nur von Grund auf scheint die Erreichung dieses Zweckes erzielt werden zu können, und wie für jede Art geistiger Bildung die Verbreitung gründlichen Unterrichts das beste Erhaltungsmittel ist, so auch gewiß für die Musik. — Durch eine gute Musikschule, die alle verschiedenen Zweige der Kunst umfassen könnte und sie alle nur aus einem einzigen Gesichtspunkte als Mittel zu einem höheren Zwecke lehrte, auf diesen Zweck alle ihre Schüler möglichst hinführte, wäre jener praktisch-materiellen Tendenz, die ja leider auch unter den Künstlern selbst viele und einflußreiche Anhänger zählt, jetzt noch mit sicherem Erfolg vorzubauen.

Der bloße Privatunterricht, der früher so manche schöne Früchte, auch für's Allgemeine getragen hat, ist aus manchen Gründen dafür jetzt nicht mehr zureichend. Während sich sonst Schüler der Musik für die verschiedenen Instrumente in allen Classen der Gesellschaft fanden, hat diese Liebhaberei jetzt mehr und mehr abgenommen und sich vorzugsweise auf Ein Instrument (das Pianoforte) beschränkt.

Die Schüler, welche anderweitigen Unterricht verlangen, sind fast durchgängig nur solche, die sich dem Fache selbst widmen wollen, denen es aber meist an Mitteln fehlt, gute Privatstunden zu bezahlen. Freilich finden sich gerade unter solchen oft die bedeutendsten Talente, aber selten sind dann andererseits die Lehrenden durch glückliche Verhältnisse in den Stand gesetzt, ihre Zeit unentgeltlich auf die Ausbildung selbst des schönsten Talents verwenden zu können, und so entbehren meist beide Theile, erstere den ersehnten Unterricht, letztere die Gelegenheit, ihre Kenntnisse fortzupflanzen und wirksam zu erhalten. Eine öffentliche Unterrichtsanstalt wäre daher für Lehrer wie für Lernende in diesem Augenblicke wichtig; den letzteren gäbe sie die Mittel an die Hand, Fähigkeiten auszubilden, die ohnedies oft unbenutzt zu Grunde gehen müssen; für die lehrenden Musiker aber wäre ein solcher Vereinigungspunkt, ein solches Wirken aus e i n e m Gesichtspunkte und zu e i n e m Zwecke ebenfalls wichtig, als die beste Abhülfe gegen Gleichgültigkeit und Isolirung, deren Unfruchtbarkeit heutigen Tages gar zu schnell verderblich eingreifen.

Hier in Leipzig ist das Bedürfniß einer Musikschule, in welcher die Kunst mit gewissenhaftem Studium und ernstem Sinne getrieben würde, gewiß ein lebhaft gefühltes, und aus

mehrfachen Gründen scheint Leipzig ein wohlgeeigneter Platz dafür zu sein. Schon ist durch die Universität ein Mittelpunkt für bildsame, emporstrebende junge Leute gegeben, und der Schule der Wissenschaften würde sich die der Tonkunst in mannigfaltiger Beziehung anschließen. — An den meisten anderen größeren Orten Deutschlands wirken öffentliche Vergnügungen für junge Leute nachtheilig und zerstreuend; hier aber, wo die meisten dieser Vergnügungen mehr oder weniger mit Musik zusammenhängen oder daraus bestehen, und wo außer den musikalischen wenig allgemein zugängliche Genüsse geboten werden, könnten diese die Sache und jeden Einzelnen nur noch mehr fördern. — Ferner hat Leipzig gerade für den Zweig der Kunst, der immer eine Hauptgrundlage des musikalischen Studiums bleiben wird, für höhere Instrumental- und geistliche Compositionen in seinen sehr zahlreichen Concerten und Kirchenmusiken ein Bildungsmittel für angehende Tonkünstler, wie es wenig andere deutsche Städte in dem Maße aufzuweisen haben. Durch die rege Theilnahme, mit welcher Hauptwerke der großen Meister seit den letzten fünfzig Jahren hier (oft zuerst in Deutschland) anerkannt und aufgenommen, durch die Sorgsamkeit, womit dieselben stets zu Gehör gebracht wurden, hat Leipzig einen bedeutenden Platz unter den musikalischen Städten des Vaterlandes eingenommen. — Endlich dürfte zur Unterstützung dieses Gesuchs wohl noch anzuführen sein, daß Herr Hofkriegsrath Blümner, der sich mit so großer Liebe der Poesie und dem Poetischen in allen Künsten hinneigte, den hiesigen musikalischen Verhältnissen stets eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, an der Direction der Concerte sogar thätigen Antheil genommen und sich dafür mit

Wärme interessirt hat, daß also eine derartige Verwendung dem künstlerischen Sinne des Stifters ohne Zweifel entsprechend sein würde.

Während andere gemeinnützige Anstalten vielfältig gefördert, zum Theil reichlich dotirt werden, hat man gerade dem hiesigen Musikleben bis jetzt von keiner Seite her die geringste Hülfe angedeihen lassen. Da nun die musikalischen Institute der Residenz von Seiten des Staates unterstützt sind, sollte nicht die Verwendung einer von einem hiesigen Einwohner ausgeworfenen Summe für die hiesige Stadt doppelt erwünscht sein, würde nicht mit doppelter Dankbarkeit eine solche Gnade von allen Seiten anerkannt werden?

Möchte aus diesen Gründen des Königs Majestät sich bewogen fühlen, einem so vielfach gehegten Wunsch die Erfüllung nicht zu versagen und der Kunst eine neue Anregung, eine neue Belebung zu gewähren. Es würde dem hiesigen musikalischen Treiben dadurch ein Aufschwung verliehen, dessen Wirkungen sich sehr bald und für immer auf's Wohlthätigste verbreiten müßten.

Erlauben Sie mir, in der Anlage noch einige allgemeine Grundlinien zur Einrichtung einer solchen Musikschule beizufügen, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr stets ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Leipzig, den 10. August 1840.

— — — — — — — Am Donnerstag habe ich hier in der Thomaskirche ein Orgelconcert gegeben, von dessen Ertrag der alte Sebastian Bach einen Denkstein hier vor der Thomasschule bekommen soll. Ich gab's solissimo und spielte neun Stücke, und zum Schluß eine freie Phantasie. Das war das ganze Programm. Obwohl ich ziemlich bedeutende Kosten hatte, sind mir doch über 300 Thlr. rein übrig geblieben. Nun werde ich im Herbst oder Frühjahr noch einmal solchen Spaß machen, und dann kann schon ein zierlicher Stein gesetzt werden*. Ich habe mich aber auch acht Tage lang vorher geübt, daß ich kaum mehr auf meinen Füßen gerade stehen konnte und nichts als Orgel-Passagen auf der Straße ging. — — —

* Ist geschehen. Das Monument befindet sich auf der Promenade unter den Fenstern von Sebastian Bach's Zimmer in der Thomasschule.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 24. October 1840.

Liebe Fanny!

Den ersten freien Morgen, den ich seit meiner englischen Reise habe, muß ich dazu brauchen, Dir für Deinen prächtigen gar zu liebenswürdigen Brief zu danken, der mich hier bei meiner Rückkehr empfing. — Ich hatte eigentlich ein bischen Furcht, als ich ihn zuerst liegen sah und aufbrach, es möchte irgend was Böses (ich meine was Ernsthaftes) darin stehen, — ich weiß selbst nicht warum, — aber gleich bei den ersten Zeilen verstand ich das Ding besser und las weiter und weiter mit der größten Wonne. Was das für ein Vergnügen ist, so einen Brief zu empfangen, der so nach Lust und Leben und allem Guten schmeckt! Denn das einzige Molltönchen drin, daß Euch's in Berlin nach Rom nicht recht behagen wolle, nehme ich nur als ein sehr vorübergehendes an; wo soll's Einem auch nach einem so langen Aufenthalt in Italien gefallen? Da ist Alles so glühend, und gerade unser deutsches schönes Hausleben hat mit allem Deutschen und Schönen, was ich recht liebe, das gemein, daß es gar nicht glänzend und brillant ist, sondern sich mit

seiner Stille und Ruhe desto sicherer einzuschmeicheln weiß. Ist mir's doch immer nach jeder Abwesenheit so gegangen, wenn die Freude der ersten Tage des Wiedersehns vorüber war, daß ich die Abwechselung, die Aufregung der Reisetage vermißte, daß mir's ganz einförmig zu Hause vorkam, daß ich eine Menge Fehlendes bemerkte, während auf der Reise nur alle Vorzüge und alles Gute. Habe ich doch in diesen Tagen ein ähnliches Gefühl sehr oft gehabt, bei der Leipziger Liedertafel, bei den unzähligen Anforderungen und Ueberlaufungen u. s. w. — Aber das Gefühl hielt nicht an, und ist gewiß nur falsch; — all' das Gute, was man auf Reisen liebt, ist Einem hier schon ein gewohntes Eigenthum geworden, und nun möchte man noch mehr haben. — Könnte man sich nur die frische, genügsame, hohe Stimmung durch's ganze Leben erhalten, mit der man von der Reise in den ersten Tagen ankommt und Alles so vergnügt betrachtet, — mit der man auf der Reise sich über Alles hinwegsetzt; — bliebe man nur in seinem Innern so recht reisefroh, während man in der Heimath ruhig fortlebt; — überhaupt wäre man nur so recht vollkommen! —

Statt dessen habe ich mich gestern Abend über das 25jährige Stiftungsfest der Liedertafel erbos't, als ob ich ein ganz kleiner Junge wäre. Es wurde so falsch gesungen und noch falscher gesprochen, und wenn's recht langweilig war, so war's im Namen des „deutschen Vaterlandes", oder in der „alten deutschen Weise". Und als ich von England wiederkam, nahm ich mir so bestimmt vor, ich wollte mich an nichts kehren und gar nicht Partei nehmen! * —

* Für beide Theile ist es bezeichnend, daß die Schwester alsbald folgendes Gedicht von Goethe componirte:

Ich war nur acht Tage in London und ebenso lange in Birmingham; mir ist die Sache wie ein turbulenter Traum vorübergegangen, — aber ungemein wohlthätig waren mir die vielen, ganz unveränderten Freunde, und wenn ich sie auch nur auf kurze Zeit sehen konnte; — der Blick in eine so befreundete Existenz, von der man jahrelang nichts hört und die doch verkettet mit der unsern bleibt und bleiben wird, giebt ein gar zu angenehmes Gefühl. Bei Klingemann und den Moscheles verstand sich's wohl von selbst, aber auch bei Alexander's, wo ich im allereleganteſten roccoco Visitenzimmer unter den allerfashionabelsten neuen Sachen doch Vaters Portrait von Hensel am alten Lieblingsplatze, auf seinem eigenen Tischchen stehend, wiederfand, und bei Horsley's, und bei so vielen andern, war mir's sehr wohlthuend, sehr heimisch. Und wenn ich überlege, wie entsetzlich bange mir's vor der ganzen Reise war, wie wir zusammen hier auf- und abgingen und uns darüber besprachen, und im Grund uns alle beide davor ängstigten, wie sie nun so glücklich vorüber ist, und ich wieder so glücklich bei den Meinigen, so sollte ich eigentlich den ganzen Tag weiter nichts thun, als mich freuen und dankbar sein. — Und statt dessen ärgere ich mich über die Liedertafel, und Du Dich über die Kunstausstellung!

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus;
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler still die frohen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kömmt es her, da kehrt es wieder hin,
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Du hast mich mal gefragt, ob Krieg oder Frieden würde? Wie komme ich zu solcher Kannegießerreputation? Nicht, als ob ich sie nicht verdiente, denn ich behaupte durch dick und dünn, wir behalten Frieden mit dem meisten Kriegsungemach verknüpft, aber wenn ein Politicus von Metier in der Familie ist, wie Paul, so muß der gefragt werden. Er mag sagen was er wolle, es giebt keinen Krieg. —

Wenn ich aber an die gestrige Liedertafel denke, so möchte ich doch, es gäbe welchen.

Ich bitte Dich, schreib' mir bald wieder, und viel, Du liebes Schwesterlein!

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Leipzig, den 27. October 1840.

Liebe Mutter!

Habe tausend Dank für Deinen gestern erhaltenen lieben Brief, der mir gar zu wohl that. Ungeachtet des kleinen wohlverdienten Stichs im Anfang. Freilich hätte ich längst schreiben sollen, aber Du glaubst gar nicht, wie sehr ich in den hiesigen Wintermonaten der Hans in allen Ecken sein muß. — Die kleinen unmerklichen Geschäftsarbeiten, Billetchen u. s. w., die jeden Tag wiederkehren und mir so lästig und unnütz auf der Existenz vorkommen, wie der Staub auf den Büchern, und sich auch am Ende so häufen und so dick und schädlich werden, wenn man sie nicht jeden Tag frisch wegwischt, und dazu der Drang, irgend was von meinen ordentlichen Arbeiten zu fördern, den ich lebhaft fühle, sobald mir's gesund zu Muthe ist, die machen die Wochen und Monate verfliegen wie der Wind. —

Aus den Zeitungen wirst Du schon wissen, daß wir für den König von Sachsen neulich eine zweite Aufführung des Lobgesanges in einem außerordentlichen Abonnement-Concert veranstaltet haben, und daß Alles sich prächtig machte. Sämmtliche Musik klappte, daß es eine Freude war. Der König hatte schon während der Pause mich holen lassen, wobei ich durch die

doppelte Damenreihe durchzupassiren hatte (Du kennst die Einrichtung unseres Saales), um zu der Stelle zu gelangen, wo er mit seinem Hofstaat saß. — Er hatte sich da ziemlich lange und sehr gemüthlich und freundlich mit mir unterhalten, und recht gut über Musik gesprochen. Im zweiten Theile war nun der Lobgesang, und beim Schluß, wie ich schon vom Pulte fort bin, sagen sie auf einmal um mich herum, „jetzt kommt aber der König zu ihm", und da war er richtig durch die Damenreihe durchgegangen, kam an mein Pult (Du kannst Dir denken, was es für ein allgemeiner Jubel war) und sprach so höchst lebendig und herzlich, und mit so vieler Wärme zu mir, daß mir's wahrlich eine große Freude und Ehre war, citirte mir die einzelnen Stellen, die ihm am besten gefallen hatten, dankte den Sängerinnen und Sängern, und ging dann fort, während das ganze Orchester und der ganze Saal die besten Knixe und Diener machten, die sie nur irgend auftreiben konnten. Hierauf war ein Lärm und ein Durcheinander, wie in der Arche Noäh. Vielleicht giebt er nun die 20000 Thaler, um die ich längst für das hiesige Musikwesen gebeten habe; dann könnte ich wirklich sagen, daß ich der Leipziger Musik einen Dienst geleistet hätte*.

Der Eckert ist ja als ein wahrer preußischer Patriot zurückgekommen und geht beinahe so weit wie die preußische Staatszeitung, welche behauptet, der Regen, welcher dem König in's Gesicht geschlagen, habe sein Feuer nur noch mehr angefacht. Aber auf meine ungläubigen Grimassen antwortete Eckert, Du sei'st ganz seiner Meinung und hättest ihm aufgetragen, mir das zu bestellen. — Das ist eben so fatal, daß eine Entfernung

---

* Siehe den Brief vom 8. April 1840 an Hrn. v. Falkenstein, S. 236.

von 20 Meilen doch so unwiderstehlich einwirkt, und daß wir uns trotz aller genauen Zeitungsbeschreibungen und Details keinen rechten Begriff von den Sachen machen können, die in Eurer Gegenwart vorgehen, und vice versa. Es gehören eben alle die tausend Kleinigkeiten dazu, die unbedeutend scheinen, an die kein Beschreiber denkt und die am Ende doch zu Allem die Verbindung, von Vielem die Hauptsache sind. — So weit ich mir diese nun und den eigentlichen Sinn, der ihnen zu Grunde liegt, habe herauslesen können, so weit mißfällt er mir, und das ist vielleicht die Ursache, daß mir alle andern schönen Accidenzien, bis auf den feurigen Regen der Staatszeitung, auch nicht zusagen wollen. Einstweilen geht die Zeit ihren gleichgültigen Trab sehr unaufhaltsam. Herr Thiers ist nicht mehr Minister, — in Frankfurt sind wieder eine Menge Verhaftungen vorgenommen worden, und die Königin Christine kann mein Eckzimmer bekommen; — bei Gott, ich möchte jetzt statt eines souverain viel lieber ein Musikus sein. —

Von der silbernen Hochzeit der Leipziger Liedertafel, von der ich mich noch nicht ganz erholen kann, sage ich nichts. Gott sei bei uns, was ist das deutsche Vaterland für ein langweiliges Ding, wenn es von dieser Seite betrachtet wird. Ich erinnere mich lebhaft an Vaters ungeheuern Grimm gegen die Liedertafeln und überhaupt gegen Alles, was in einiger Verwandtschaft mit Vetter Michel steht, und fühle so etwas Aehnliches in mir.

Lebe wohl, liebste Mutter.

Immer Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 14. November 1840.

Liebe Fanny!
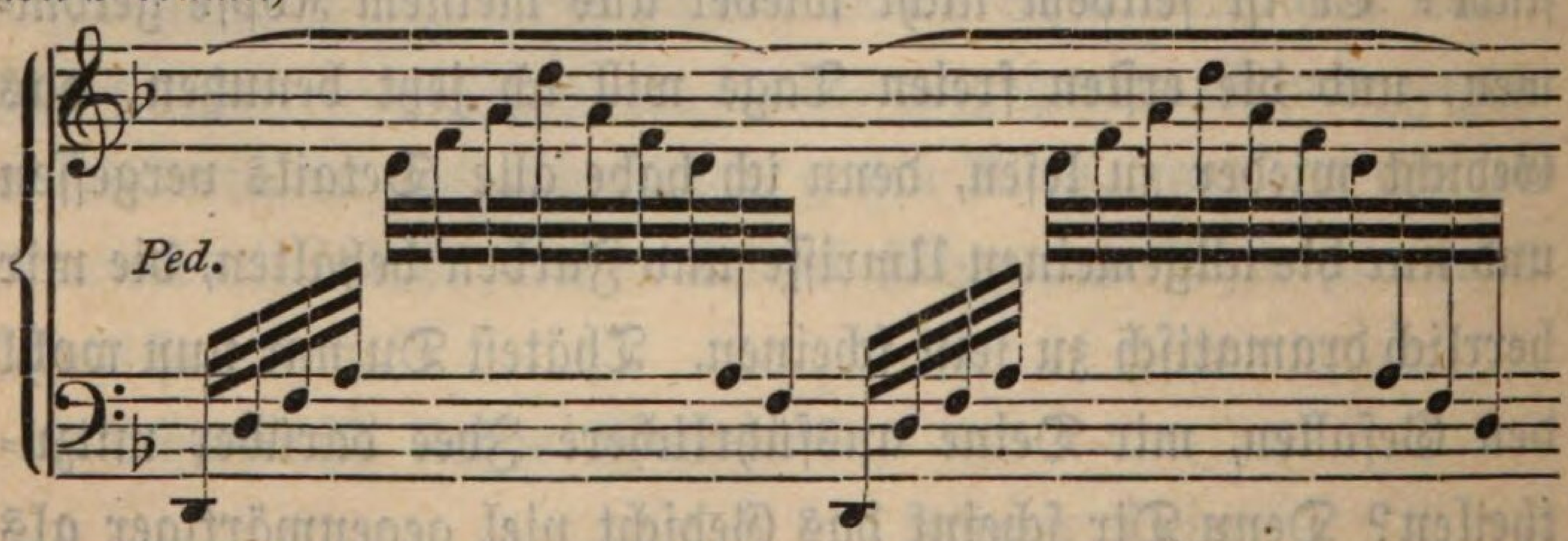
Meinen schönsten, besten, herzlichsten Glückwunsch zum heutigen Tage; sonst pflegte ich Dir irgend ein neues Manuscript, grün eingebunden, an dem Tage zu verehren, jetzt muß ich es beim magern Briefschreiben bewenden lassen, und die alte Gewohnheit gefällt mir doch so sehr viel besser. Du denkst wohl auch einmal im Laufe des Geburtstags zu uns her, aber das hilft mir nichts; ich muß heut' Abend zur Eröffnung der Quartett-Soiréen den Leipzigern das Mozart'sche Quartett aus G moll und das Beethoven'sche Trio aus D dur vorspielen und, wie gesagt, diese Art Geburtstagsfeier gefällt mir nicht. Ihr werdet dort wohl eine bessere machen, — wären wir nur dabei! Schönsten Dank auch für Deinen letzten Brief; weißt Du wohl, daß ich Deinen Gedanken mit den Nibelungen luminös finde? Er ist seitdem nicht wieder aus meinem Kopfe gekommen, und die ersten freien Tage will ich jetzt benutzen, das Gedicht wieder zu lesen, denn ich habe alle Details vergessen und nur die allgemeinen Umrisse und Farben behalten, die mir herrlich dramatisch zu sein scheinen. Thätest Du mir nun wohl den Gefallen, mir Deine ausführlichere Idee darüber mitzutheilen? Denn Dir scheint das Gedicht viel gegenwärtiger als mir; weiß ich doch kaum mehr, was es mit dem Versenken in

den Rhein für eine Bewandtniß hat. Kannst Du mir die verschiedenen Momente angeben, die Dir besonders dramatisch vorschwebten, als Du die Idee faßtest, und mir überhaupt nun etwas Specielleres noch sagen, da mir das Allgemeine, die ganze Färbung und Charakteristik sehr einleuchtet, so bitte ich Dich, thue es, und thue es bald: Du leistest mir einen wesentlichen Dienst. Bezieh' Dich nur auf das Gedicht; denn bis Dein Brief kommt, habe ich es gewiß gelesen, doch werde ich Deine Meinung nicht minder sehnlich erwarten. Habe Dank für den Gedanken, wie für Alles. —
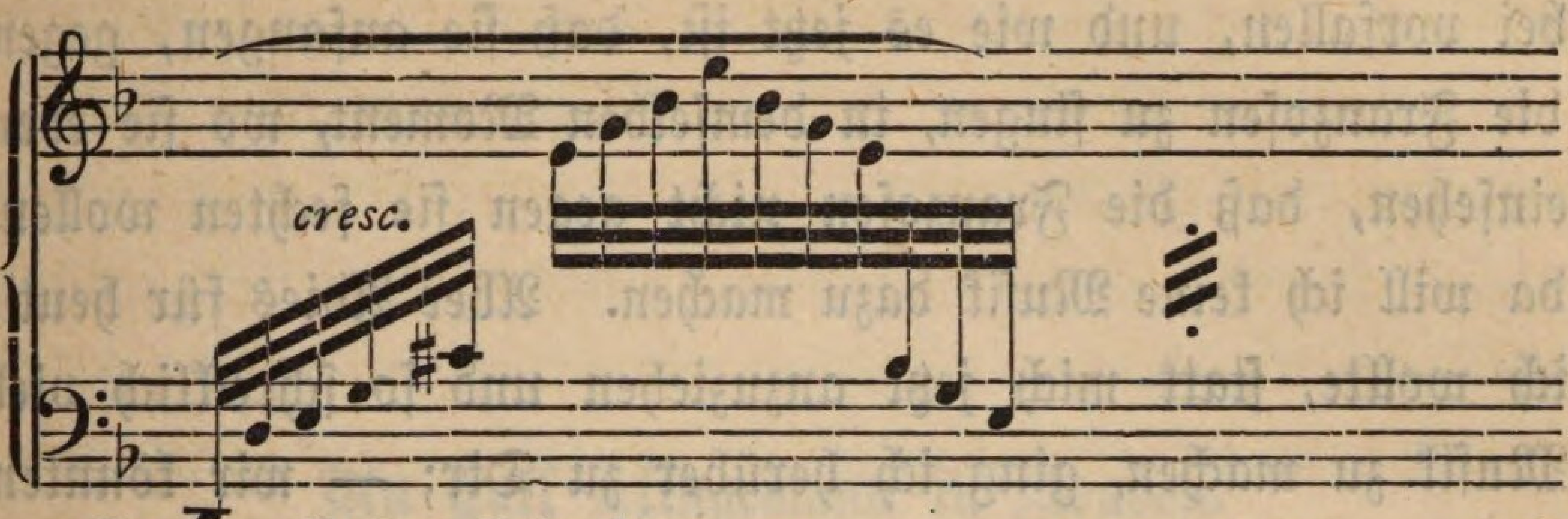
Ja, die Arpeggien in der chromatischen Phantasie* sind ja eben der Haupteffect. Ich erlaube mir die nämliche Freiheit, sie mit allen möglichen Crescendo's und Piano's und ff's zu machen, Pedal versteht sich, und dazu die Baßnoten zu verdoppeln. Ferner die kleinen durchgehenden Noten (die Viertel in den Mittelstimmen u. s. w.) zu Anfang des Arpeggio's zu markiren, ebenso die Melodie-Note, wie es gerade kommt, und dann thun die einzigen Harmoniefolgen auf den dicken neueren Flügeln prächtig wohl.

Z. B. den Anfang blos so:
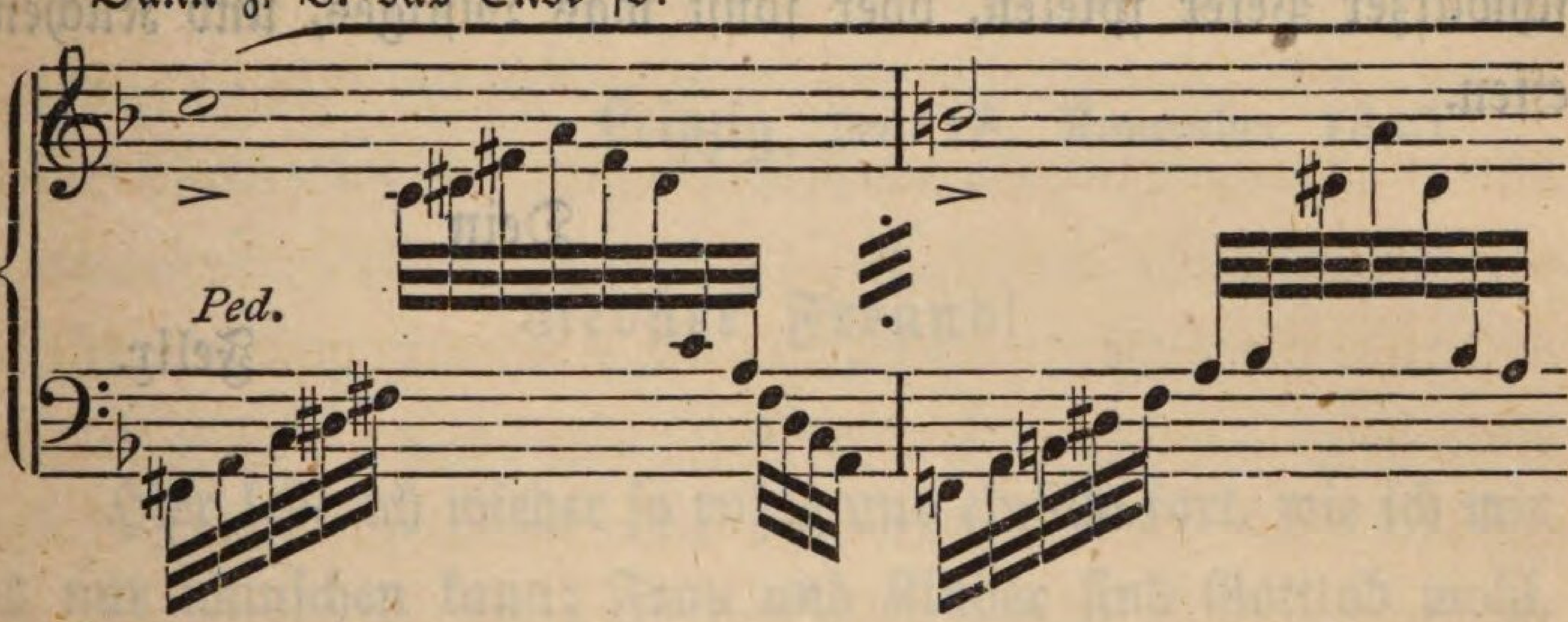
(NB. jeden Accord zweimal gebrochen, nachher auch nur einmal, wie's kommt)
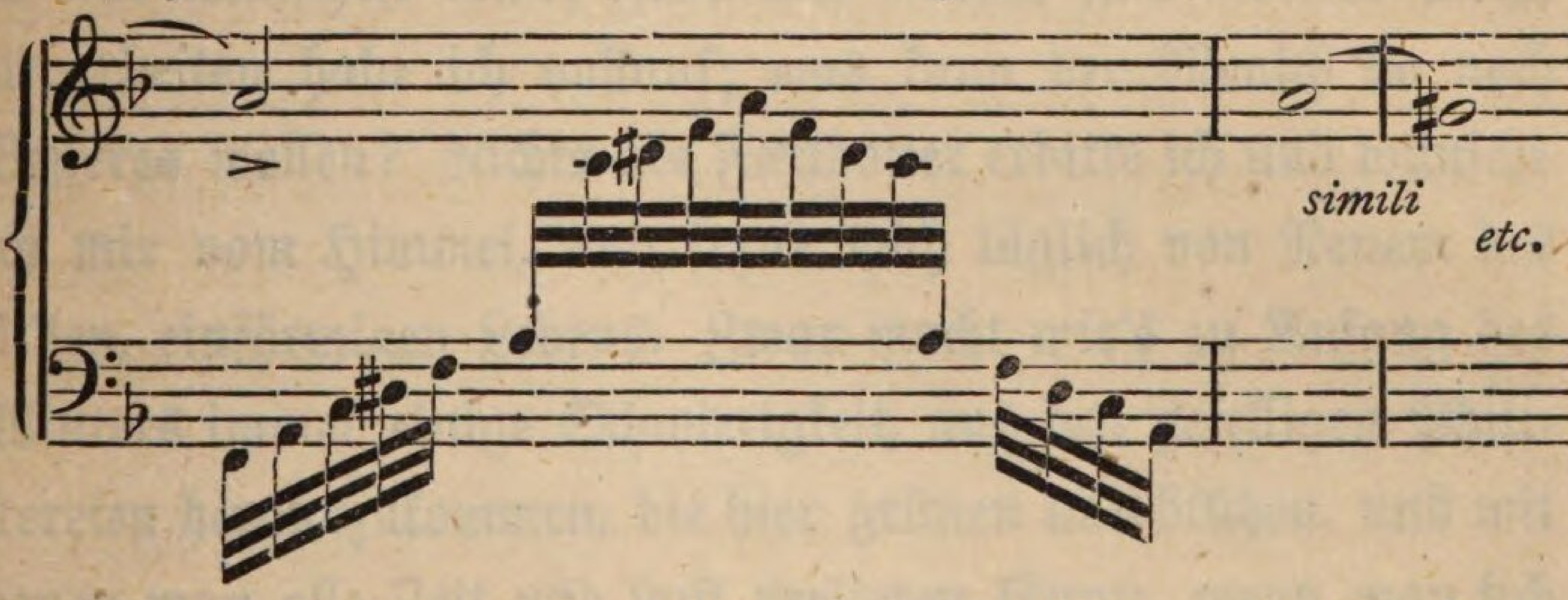


* Von Sebastian Bach.



Dann z. B. das Ende so:





Die Leute schwören, das sei gerade so schön wie Thalberg, oder noch besser. — Zeig' aber dies Recept Niemand; es ist ein Geheimniß wie alle Hausmittelchen.

Wenn Du Herrn v. Zuccalmaglio siehst, so danke ihm doch für die Sendung und den Brief, den ich von ihm erhalten habe. Doch kann ich (ganz unter uns gesagt) die Lieder nicht componiren, die er mir geschickt hat; — sie waren patriotisch, und mir will's jetzt gar nicht nach patriotischen Liedern zu Muthe werden. Es können gar zu viele Mißverständnisse da-

bei vorfallen, und wie es jetzt ist, daß sie anfangen, gegen die Franzosen zu singen, in demselben Moment, wo sie eben einsehen, daß die Franzosen nicht gegen sie fechten wollen, da will ich keine Musik dazu machen. Aber Adies für heut'; ich wollte, statt mich jetzt anzuziehen und so schrecklich viel Musik zu machen, ging ich herüber zu Dir; — wir könnten schwarzer Peter spielen, oder sonst was Lustiges, und Kuchen essen.

Dein

Felix.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 18. November 1840.

Liebster Freund!

Hier lebe ich wieder so ruhig und einsam fort, wie ich mir es nur wünschen kann; Frau und Kinder sind Gottlob wohl, zu arbeiten habe ich vollauf; was kann der Mensch da noch Besseres wollen? Nichts als Fortdauer erbitte ich und wünsche ich mir vom Himmel, und freue mich täglich von Neuem des stillen, einförmigen Lebens. Zwar macht mir's zu Anfang des Winters immer einige Schwierigkeit, aus den geselligen Philistereien herauszukommen, die hier grünen und blühen, und mit denen man alle Zeit und Lust verlieren könnte, wenn man sich darauf einließe; aber jetzt ist mir's damit so ziemlich gelungen; noch dazu ist diese Woche ein Bußtag, da haben wir kein Abonnement-Concert, und das giebt denn eine behagliche, häusliche Zeit. Zum Concert für die alten und kranken Musiker hier soll am Ende des Monats mein Lobgesang aufgeführt werden; da hab' ich mir nun vorgenommen, ihn nicht noch einmal in der unvollkommenen Gestalt zu geben, wie er in Birmingham aufgeführt werden mußte, meiner Krankheit wegen; und das

giebt mir tüchtig zu thun. Vier neue Stücke kommen noch hinein, und auch in den drei Symphoniesätzen, die schon beim Abschreiber sind, ist Vieles verbessert. Zur Einleitung des Chors „die Nacht ist vergangen" habe ich Worte in der Bibel gefunden, die sind schöner gar nicht denkbar und passen, als wären sie für diese Musik gedichtet. Du hast übrigens mit Deinem vortrefflich gefundenen Titel viel zu verantworten; denn nicht allein schick' ich das Stück nun als Symphonie-Cantate in die Welt, sondern ich denke auch stark daran, die erste Walpurgisnacht, welche mir seit Langem da liegt, unter dieser Benennung wieder aufzunehmen, fertig zu machen und los zu werden. Sonderbar, daß ich bei der ersten Idee dazu nach Berlin schrieb, ich wolle eine Symphonie mit Chor machen; nachher keine Courage dazu hatte, weil die drei Sätze zu lang als Einleitung wären, und doch immer das Gefühl behielt, als fehlte etwas bei der bloßen Einleitung. Jetzt sollen die Symphoniesätze nach dem alten Plan hinein, und dann das Stück heraus. Kennst Du es denn? Ich glaube nicht, daß es viel für Aufführungen taugt, und habe es doch so gerne. —

Die ganze Stadt hier ist von einem Liede erfüllt, das eine politische Tendenz gegen die Franzosen haben soll, und das die Journale mit allen Kräften populär machen wollen. Bei dem Mangel an aller öffentlichen Beschäftigung gelingt es ihnen auch sehr leicht, und alle Leute sprechen vom „Rheinlied" oder von der „Colognaise", wie sie es recht bezeichnend nennen. Charakteristisch ist das Ding; denn die Verse fangen an: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", und zu Anfang jeder Strophe wiederholt sich „Sie sollen ihn nicht haben". Als ob damit das Geringste gesagt wäre! Hieße es nur

wenigstens: „Wir wollen ihn behalten!“ Aber „sie sollen ihn nicht haben“ scheint mir doch gar zu unfruchtbar, zu unnütz; es ist eigentlich was Jungenhaftes darin, denn was ich fest und sicher besitze, von dem brauche ich doch wohl nicht erst viel zu sagen oder zu singen, daß es keinem Andern gehören soll. Das wird nun in Berlin bei Hofe gesungen, und hier in den Casinos und Clubs, und natürlich fallen die Musiker wie toll darüber her und componiren sich unsterblich daran. Nicht weniger als drei Melodien haben Leipziger Componisten dazu gemacht, und alle Tage steht irgend was von dem Lied in der Zeitung. Gestern unter andern, daß nun auch von mir eine Composition dieses Liedes bekannt sei, während ich nie im Traum daran gedacht habe, solche defensive Begeisterung in Musik zu setzen; — so lügen die Leute wie gedruckt, hier wie bei Euch und überall.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 20. November 1840.

Lieber Paul!

Ich wünsche gar sehr, daß Du Dein Versprechen hieltest und zum Lobgesang herüber kämst, denn ich möchte gerne wissen, was Du dazu sagtest und, weil mir bis jetzt das Stück an's Herz gewachsen ist, hören, ob Dir's auch gefiele. Auch glaube ich, wird es eine gute Aufführung von unserm Orchester. Aber trotz alledem, wenn Du zur Zeit dieser Aufführung nur ein bischen kürzer hier bleiben könntest, als zu irgend einer andern, so würde ich Dich doch bitten, komm zu einer andern. Denn unser schönes ruhiges Zusammenleben bleibt doch bei unsern Leipziger Tagen die Hauptsache, und einer davon mehr ist immer reiner Gewinn. — Läßt sich freilich Beides vereinigen, ein ordentlicher Aufenthalt und das Concert, dann ist's am allerschönsten. — Der Lobgesang soll darin den zweiten Theil bilden; im ersten wird wahrscheinlich die Weber'sche Jubelouvertüre, dann das Rheinlied von Kreutzer „Sie sollen ihn nicht haben" und einige andere Sachen executirt. Ueber besagtes Rheinlied könnte ich Dir eine lange Klage schreiben.

Du hast keinen Begriff, was für einen Halloh sie hier davon machen, und wie ein Zeitungsenthusiasmus mir so etwas Widriges hat. Dazu die ganze Gesinnung, einen Lärm darüber zu erheben, daß die Andern nicht kriegen sollen, was wir haben! Das ist rechten Lärmens und rechter Musik werth! Dabei muß nicht ein Ton gesungen werden, wenn es sich von nichts handelt, als das nicht zu verlieren, was man hat. Davon schreien kleine Jungen und furchtsame Leute, aber rechte Männer machen kein Wesen von dem, was sie besitzen, sondern haben es, und damit gut. Mich ärgert's, daß sie unter andern in diesen Tagen in den Zeitungen haben drucken lassen, außer den vier Compositionen dieser herrlichen Worte, die Leipzig geliefert hat, wäre nun noch eine von mir bekannt geworden, meinen ganzen ausgedruckten Namen, und ich kann so Jemand nicht Lügen strafen, weil ich eben öffentlich stumm bin. Zugleich haben mir Härtel's sagen lassen, wenn ich's für sie componiren wollte, so getrauten sie sich 6000 Exemplare in zwei Monaten abzusetzen. Nein Paul, — das thu' ich nicht!

Auf baldiges frohes Wiedersehen.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 7. December 1840.

Lieber Bruder!

Als ich Dir gestern diese Zeilen schreiben und Dir nochmals auf's Herzlichste wieder und wieder danken wollte für die neuen Beweise von ächt brüderlicher Liebe, die Du mir gegeben hast*, da kam Dein Brief, und nun kann ich's abermals nur als Erwiederung thun. Und wenn auch die Sache zu weiter

---

* Der Bruder war auf Veranlassung des Wirklichen Geheimen Raths Herrn von Massow nach Leipzig gereist, um mit Mendelssohn wegen Uebernahme einer Stellung in Berlin zu verhandeln. Es wurde beabsichtigt, die Akademie der Künste in vier Classen einzutheilen, nämlich: eine Malerei-, Sculptur-, Architectur- und Musik-Classe, und jeder Classe einen Director vorzusetzen, welchen, nach einer bestimmten Reihefolge abwechselnd, die Oberleitung der Akademie zugedacht war. Die musikalische Classe, zu deren Director man Mendelssohn ausersehen hatte, sollte im Wesentlichen aus einem großen Conservatorium bestehen, und es wurde in Aussicht genommen, daß dieses einst, in Verbindung mit den Mitteln des Königlichen Theaters, öffentliche Concerte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts geben solle. So schön Mendelssohn den Plan auch fand, so äußerte er doch starke Zweifel, nicht sowohl daran, daß derselbe ausgeführt werden **könnte**, als daß er ausgeführt werden **würde**, und der Erfolg hat bewiesen, wie richtig er die Verhältnisse beurtheilt hat.

nichts führte, als daß ich gesehen hätte, wie es nun der Fall ist, daß auch Ihr mit mir den Wunsch theilt, wieder einmal ein Stück Leben zusammen zuzubringen, — daß auch Euch etwas mangelt, wenn wir nicht Alle an demselben Orte vereinigt sind, so wäre sie mir doch unschätzbar und lieber als ich sagen kann. So mag's nun zu einem Resultat führen, wie es wolle, — ich gebe schon jetzt das Bewußtsein davon für nichts wieder hin.

Eigentlich erfordert Dein Brief eine reiflichere Ueberlegung; ich will ihn aber doch lieber gleich beantworten, da das Zusammentreffen mit Herrn von Massow's Reise sich so günstig macht, und Du noch vor der Unterredung mit ihm meine Meinung hören kannst. —

Allerdings erkenne ich im vollsten Maße die große Ehre an, die mir geschieht, und die Vortrefflichkeit der Stellung, die man mir bieten will. Eben deswegen aber möchte ich zwischen ihnen und mir unnütze Schwierigkeiten vermeiden und die Sache möglichst klar halten, und da fällt mir in den Vorschlägen eins auf, das Du vielleicht in Deinem Gespräch mit Massow noch hindern kannst, das aber brieflich zwischen uns sich schwerer entwickeln, jedenfalls lange Zeit kosten und uns wenig fördern würde. — Du erinnerst Dich der allgemeinen Vorschläge mit der Akademie und Musikschule, die Du mir brachtest, und weißt, daß ich die Concerte als eine **Bedingung** hinstellte; andererseits sagte ich Dir, daß ich auch **ohne** bestimmten Wirkungskreis (als angestellter Componist, in der Art der Grimms, wie Du es nennen magst) denkbarer Weise kommen würde. — Jede dieser beiden Stellungen würde mir nun zusagen können, aber nicht eine Verschmelzung der beiden. Eine solche würde ich, so leid es mir thäte und so

vollkommen zusagend mir andere Punkte erscheinen, rund abschlagen müssen. Wenn es also in Deinem § 2 heißt, ich solle Director der musikalischen Classe, ohne bestimmten Wirkungskreis, bis u. s. w. sein, und dann § 4, ich solle jährlich einige Concerte geben, so ist das eine solche Verschmelzung, mit der ich nicht einverstanden sein kann. Soll ich nämlich mich verpflichten, in Berlin jährlich Concerte zu geben (und eine Verpflichtung wäre mir die Annahme der Propositionen, selbst gegen Dich), so müßte ich zum Orchester in einem andern Verhältnisse stehen, als ich das als bloßer Director der musikalischen Classe könnte. — Ich müßte ebenso gut sein wirklicher Chef sein, wie ich es hier bin und wie es jeder ordentliche Dirigent sein muß, und das wäre eben wieder nur durch die Errichtung der Musikschule, als eines königlichen Instituts, und ihre Verbindung mit der Capelle in Berlin denkbar. Auch dürfte die Zahl solcher Concerte nicht sehr beschränkt sein, wie Du schreibst, sonst verlohnte sich's nicht der Mühe zu den großen Anstalten. Mit einem Wort, ich kann denkbarer Weise nur Propositionen annehmen, die entweder Alles bestimmen, oder sich nur auf meine persönliche, nicht öffentliche Stellung beschränken; ist beides vermengt, so kann ich nicht darauf eingehen. —

Da ich nun nach reiflicher Ueberlegung gefunden habe (nach Deiner Abreise), daß eine Stellung als bloßer Componist nicht möglich ist und sich niemals findet, so habe ich mir es denken können, daß man auf einen öffentlichen Wirkungskreis zurückkommen würde, und das ist mir auch ganz recht; der müßte aber bestimmt, den Musikern gegenüber despotisch und daher auch in der äußern Stellung zu ihnen mächtig (nicht blos

pecuniär brillant) sein, sonst wäre es bei meinen Ansichten nach der ersten Probe verdorben. — Dies Alles sage ich Dir blos, um Dir ungefähr die Himmelsgegend anzugeben, nach welcher Du im Gespräch mit Massow steuern mußt, damit die Sache möglichst klar ihren Lauf nehme.

Immer

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 20. December 1840.

Lieber Bruder!

Du wolltest von mir über unsere Angelegenheit (ich kann sie wohl so nennen) Bericht haben. Der Brief von Massow traf heute vor acht Tagen ein, und ich hab' ihn am Mittwoch beantwortet, so beantwortet, wie ich mit Dir gesprochen oder Dir geschrieben haben würde, ohne Rückhalt und Hinterhalt, aber freilich auch ohne das bereitwillige Zugreifen, das vielleicht erwartet sein mag. Ich glaube, Du wärst mit meinem Schreiben zufrieden gewesen, und hoffe und wünsche, M. möge es ebenfalls sein. Er schrieb über den Fonds der Sache noch weniger bestimmt, als Du in Deinem früheren Briefe, erwähnte das Gehalt, die Direction der Classe, und die auf Königlichen Befehl zu gebenden Concerte ohne alle weiteren Details. Ich erwiederte, daß ich das Vortheilhafte und Ehrenvolle dieses Anerbietens so einsähe, daß ich fürchten müsse, er werde sich wundern, daß ich's nicht gleich annähme. Dem stände nun das Eine hauptsächlich im Wege, daß ich nicht genau wüßte, was man für so viel Gebotenes nun von mir erwarte.

Ich machte ihm dann die Schwierigkeiten bemerklich, die einer wirklichen Direction der jetzigen Classe entgegenständen; und da er erwähnt hatte, dieselbe werde mir zwar jetzt sehr wenig zu thun geben, aber man erwarte auch, daß ich bei der künftigen Umbildung vermehrte Geschäfte übernehmen werde, so verlangte ich wenigstens die Grenzen dieser Umbildung und dieser Geschäfte zu kennen, da ich zwar gerne arbeiten, aber dennoch nicht unbestimmte Verpflichtungen dazu übernehmen wollte. Hinsichtlich der Concerte gab ich ihm an, wie dergleichen nach meiner Meinung jetzt in Berlin allein anzugreifen seien; — wie aus vereinzelten Aufführungen, selbst bei den speciellsten Befehlen nichts zu machen sein werde, weil alle möglichen Gegenwirkungen (die ich ihm namhaft machte) allen möglichen Spielraum haben würden; wie ein- für allemal ein Institut für dergleichen Concerte gegründet werden müßte, d. h. ein- für allemal Tag und Probetag bestimmt, die Capelle angewiesen u. s. w.; — wie ich auch nur in dem Falle mit der Capelle zu thun haben möchte, wenn ich ein- für allemal als ihr Chef für diese Concerte dastände u. s. w. Kurz, ich ließ merken, daß ich zu dieser Stelle zwar sehr geneigt sei, aber durchaus des kräftigsten Rückhaltes bedürfe und ohne denselben das Amt, da es doch einmal ein öffentliches sein solle, nicht würde durchführen können. — Und ich hoffe, darin giebst Du mir Recht; denn Geld und augenblickliche Bereitwilligkeit sind zwar sehr viel werth, aber beide helfen nichts ohne die vollkommene Beruhigung und Sicherheit für die Zukunft, die jetzt gegeben werden kann, wenn's Ernst damit ist. Daß in meinem Briefe nicht die geringste Wortklauberei zu bemerken war, bin ich gewiß; aber daß ich

sicher gehen will, ehe ich einer Stelle wie der hiesigen entsage, verargst Du mir nicht. — So erschien es mir auch als Pflicht, während ich den Brief an Massow schrieb, meinen hiesigen Freunden Schleinitz und David die Sache als strenges Geheimniß vorläufig mitzutheilen, und sie sind ganz Deiner Meinung, daß ich gehen müßte, wenn meine Wünsche in Beziehung auf sichere Stellung erfüllt würden, so leid es ihnen thut, wie sie sagen. Zugleich hatte ich mir aber auch vorgenommen, dem Herrn von Falkenstein, unserm Concert-Director und Regierungs-Präsidenten, in den nächsten Tagen anzuzeigen, daß ich einen Ruf hätte (ohne den Ort zu nennen), den ich auch wohl annehmen würde. Vielleicht bist Du hiermit nicht einverstanden; aber ich finde, ich kann nicht anders. Beendige ich die Unterhandlung mit M. durch eine Zusage, ohne hier etwas davon angezeigt zu haben, so ist es eine Unfreundlichkeit und, bei meiner hiesigen Stellung, sogar ein Undank. Es ist übrigens wohl mehr eine Sache der Form; denn es ist kein Zweifel, daß sie nicht daran denken können, mit den dortigen Anerbietungen etwa in Concurrenz zu treten; dennoch verschiebe ich aber dies Gespräch von Tag zu Tag, weil der Schritt neuerdings schon ein entscheidender wäre. —

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 2. Januar 1841.

Lieber Paul!

Meinen herzlichen Glückwunsch vorauf, und ein frohes neues Jahr mög' Gott uns allen geben! Nun gleich eine Bitte: Laß uns in unserem schönen vollkommenen Einklang, der mich erfreut und beglückt, nicht durch irgend eine Meinungsverschiedenheit zwischen Massow und mir gegen einander — ich will nicht sagen mißtrauischer, sondern auch nur vorsichtiger werden! Ich gestehe Dir, daß ich seit der großen Aufopferung, die Du mir durch Deine Herreise gleich Anfangs bewiesen hast, davor eine wahre Angst habe, — daß es mich ordentlich befangen macht, wenn ich denke, Du möchtest mir böse sein, wenn ich nicht bereitwillig genug, nicht schnell genug nach Deiner Meinung bin. Böse wirst Du mir nun zwar wohl nicht, aber wie gesagt, laß sich auch gar nichts zwischen uns ändern. Versprich mir das. Du weißt, wie sehr mir unser künftiges Zusammenleben am Herzen liegt; wenn wir aber nur einige un-

gestörte Jahre mit einander lebten, und ich dann verdrießlich wieder weiter zöge, das wäre schlimmer als es so ist, und das will ich vermeiden. Ich sage Dir das, weil Du in Deinem Briefe so drängst, mich auszusprechen, als hätte ich mich nicht in meiner Antwort an Massow schon über mehr ausgesprochen, als ich wohl gesollt. Dann, weil auch Du mir zuzureden scheinst, jetzt nach Berlin zu kommen, der Du doch überzeugt sein kannst, daß mir das im Winter unmöglich ist. — Ich habe fünf Abonnement-Concerte und drei Extra-Concerte im Januar zu dirigiren, Anfangs März die Bach'sche Passion, von der hier noch keine Note bekannt ist, und kann überhaupt, ohne der Sache Schaden zu thun, von hier nicht in der Concertzeit abkommen. Aber auch ohne das, was sollte ich in Berlin? Die Statuten einer neuen Akademie werden besser schriftlich als mündlich berathen, und nach Massow's Briefen scheint mir die Sache noch nicht so weit zu sein, daß sie in zwei Tagen definitiv abzumachen wäre, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem wir's gemeinschaftlich wünschen. Also, wie gesagt, lieber Paul, auf keinen Fall laß Dich durch mich verstimmen, das versprich mir. —

Ich habe Massow in einem heutigen Briefe gesagt, daß ich mich über die Umbildung der musikalischen Akademie, sei es gegen ihn oder gegen Eichhorn, mit Freuden erklären wolle, daß er mir nur hierzu die bisherigen Statuten und die Verfassung der Classe, die ich durchaus nicht kenne, senden und mir sagen solle, wie weit man bei der Umbildung zu gehen gedenke, ob zu einer gänzlichen Veränderung von Grund auf, oder nur zu einer Reform. Dies muß ich natürlich wissen, sonst rede ich in's Blaue. Ich will gern

meine Zeit und Mühe der bloßen Möglichkeit widmen, daß wir einmal wieder zusammenkommen. Aber ich gestehe Dir auch, daß diese Möglichkeit mir seit Massow's letztem Briefe weiter entfernt zu sein scheint, als ich selbst gedacht hatte. Das klingt Alles so anders als das, was sie Dir mündlich hierher aufgetragen hatten, und wenn's schon im Anfang so geht, so geht es in der Folge wohl noch schlimmer. Das Gehalt, was sie bieten, ist freilich schön und liberal, aber wenn sie sich dafür eine unbegrenzte Verpflichtung zum Arbeiten gedacht haben, so würde auch das verändert und kein Ersatz für mich sein. Dies Gehalt ist das Einzige, worüber sich eigentlich Massow gegen mich entschieden ausgesprochen hat, und meine Lage ist glücklich genug, daß mich das bloße Geld nicht bestimmen kann. Alles was Du mir hier sagtest, von einem turnus zwischen den verschiedenen Directoren, von der Hofcapellmeisterschaft, von der Hinzuziehung anderer, fremder Musiker, — das ist mit keinem Wort wieder vorgekommen, und Massow schreibt mir im Gegentheil, er freue sich, daß ich mich mit Titel und Gehalt zufrieden erklärt hätte, was gerade der entgegengesetzte Sinn meines vorigen Briefes ist, in welchem ich meine Verpflichtungen zu kennen wünschte, ehe ich mich erklären könnte. Ja, selbst wenn die Umbildung der musikalischen Classe ganz nach meinen Wünschen erfolgen und durchgehen sollte, so weiß ich nicht (da doch einmal von Titel die Rede sein soll), ob ich als „Director der musikalischen Classe", die bei allen Musikern jetzt in keinem guten Rufe steht, gern nach Berlin gehen würde. Ich kann Dir das wohl sagen, ohne in den Verdacht von Titelsucht zu kommen, denn, wie gesagt, das Zurückgehen

in allen diesen Propositionen ist es, was mich nicht erfreut. — Vielleicht irre ich mich, und jedenfalls hoffe ich, Du wirst in meinem Briefe an Massow keine Spur von der Verstimmung finden, von der ich Dir hier aufrichtig sage. — Ich will dazu beitragen, die neue Verfassung möglichst gut festzusetzen; damit geschieht jedenfalls auch der Sache ein Dienst, so gut ich ihn eben leisten kann, und diese Frage muß, wenn was Rechtes daraus werden, ja auch wenn ich mir persönlich einmal dort gefallen soll, nicht blos in Rücksicht auf mein persönliches Kommen, sondern so wie es gut und wünschenswerth für die Sache ist, und so, daß sich ein jeder gute Musiker (nicht blos ich) dafür später interessiren kann, zuvor erledigt sein. Dann erst tritt wieder die Frage auf, ob ich oder ein anderer brauchbarer Musiker an die Spitze treten soll, und alle die übrigen Fragen, die jetzt bloße Nebensachen geworden sind. —

Ja, sag' mir um Gotteswillen, wie kommst Du dazu, jenes sehr abscheuliche Ding von Diderot zu lesen? Er hat sich dessen auch später geschämt, aber die Spuren seines Geistes sind doch selbst in diesem Mistpfuhl zu erkennen. Es kann auch sein, daß ich eben besonders mild gegen dergleichen gestimmt bin, weil mir gestern aus Berlin zwei pietistische Schriften, aber so dunkel, so ganz aus der bösesten Pfaffenzeit zugeschickt worden sind, daß ich die Franzosen mit ihrer Frechheit und Voltaire mit seinem Besen wieder lieb haben könnte. Kennst Du vielleicht das eine davon? Es heißt: „die Passion, ein kirchliches Festspiel", ist in Knittelversen und das elendeste Machwerk, das ich in neuer Zeit gelesen, sogar Heine inclusive. Und das andere ist eine

Recension, die Einer über sein eigenes Oratorium geschrieben hat, wo er die Leute zur Frömmigkeit und zum fleißigen Communiciren ermahnt, und worin er sagt, es möge nur Keiner über seine Musik urtheilen wollen, der sie nicht mit wahrer Andacht und im Glauben angehört. Weh' uns! Weh' uns!

Beherzige meine erste Bitte im neuen Jahre, und bleib' mir gut.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 9. Januar 1841.

Lieber Paul!

Dein gestriger Brief hat mich außerordentlich gefreut; weiß Gott, warum ich mir es nicht aus dem Kopfe bringen konnte, Du würdest mir böse, wenn ich eine Sache verzögerte, die Du beschleunigen wolltest und auf eine so liebenswürdige Art beschleunigt hast. Nun, aus Deinem Briefe sehe ich aber, daß ich mich darin für jetzt und für alle Zeiten geirrt habe, und dafür danke ich Dir sehr viel und unterschreibe Alles, was Du darüber sagst. — Nur einen Gedanken mußt Du jetzt ebenso aus Deinem Kopfe herausbringen, wie ich jenen aus dem meinigen; und das ist die Furcht vor fremdem Einfluß, wie Du es nennst, die Du in Deinem Briefe aussprichst. Das mußt Du mir nicht zutrauen, daß ich in irgend einer Sache aus einem anderen als dem eigenen gewissenhaften Antriebe handle, geschweige denn in einer Sache, die mich selbst und mein Glück auf's Allergenaueste implicirt. Im Allgemeinen glaube mir, daß ich mich jederzeit bestrebe, nichts Anderes zu sagen und zu thun, als was ich aus eigenem Gewissen oder Instinct für recht halte, und es zeigt eben, daß wir leider lange von

einander entfernt und nur in Tagen des Genusses, nicht der Arbeit zusammen waren, wenn Du fürchtest, ich sei, wie im Gespräch, auch im Thun leicht hier- oder dorthin zu bestimmen. Nein, es geht Alles bei mir sehr langsam, aber wenn ich endlich einen dummen Streich mache, habe ich wenigstens das Verdienst dabei, ihn selbst erfunden zu haben. Und was das Specielle dieses Falles nun angeht, so habe ich allerdings vielleicht Ursache zu Deinem Verdacht gegeben, indem ich Dir schrieb, daß ich meinen hiesigen Freunden David und Schleinitz den Antrag mitgetheilt hätte, und dann im letzten Briefe deren weiter keine Erwähnung that. Beide haben aber, das kann ich Dir versichern, mir schon längst zu viel Beweise von wirklicher Freundschaft gegeben, als daß ich ihnen die Sache hätte verschweigen dürfen, und Beide haben mir nur zureden und sie von einer vortheilhaften Seite ansehen können. —

Und damit in der ganzen Angelegenheit nicht der kleinste Schritt von mir geschehen sei, den ich Dir nicht mitgetheilt hätte, so muß ich hinzusetzen, daß ich gezwungen war, vor einigen Tagen dem Kreisdirector Herrn von Falkenstein die Sache aufrichtig zu sagen. In diesem Monat wird nämlich das Geld fällig, über das der König zu bestimmen hat, und das ich im vorigen Winter zu einer hiesigen Musikschule verlangt hatte, wie Du weißt. Nun schien der König, der sich hier im Abonnement-Concerte gegen mich sehr freundlich äußerte, sich gern darauf einlassen zu wollen, und so kam Falkenstein, um mich zu fragen, ob ich mich anheischig machte, wie ich damals die Idee gehabt hätte, diese Musikschule jetzt hier in den nächsten Jahren in's Leben zu rufen. Das konnte und wollte ich nun nicht mehr, und so hielt ich's für's Beste, ihm Alles zu sagen. Er gab mir

seine Hand und sein Wort darauf, streng zu schweigen, wogegen ich ihm versprach, es ihm anzuzeigen, wenn ich in Berlin annehmen sollte, weil das, wie er sagte, den Plan mit der Musikschule noch rückgängig machen könnte; und so steht es nun. —

Den Statuten sehe ich entgegen; jedenfalls kann daraus eine Gelegenheit entstehen, dem dortigen Wesen hie und da einen Dienst zu leisten, Manches auf einen bessern Fuß, vielleicht die ganze Classe in eine bessere Verfassung zu bringen; und damit wäre immer etwas Gutes erreicht.

Die Beispiele, die Du mir von der Bildung einer öffentlichen Meinung anführst, haben mich sehr interessirt, aber, ich gestehe es Dir, wenig erfreut. Ich nenne das nicht eine öffentliche Meinung, was sich durch anonyme Zusendung von Schmähgedichten, durch Auspochen eines alten Meisterwerks u. s. w. kund giebt*; — Du wirst vielleicht sagen, es sei nur ein Anfang dazu, aber das ist es eben: wird ein Ding nicht beim rechten Anfang angefangen, so kommt es nicht zu einem guten Ende, und ich glaube nicht, daß öffentliche Tracasserien zur öffentlichen Meinung auch nur den Weg bahnen können, ja ich glaube, daß dergleichen immer existirt hat und existiren wird, unabhängig von der vox populi, die die vox dei ist. Wichtiger wäre es mir, wenn Du mir über die Curiosa, die man vom Minister Schön erzählt, etwas Näheres angeben wolltest; thu' es doch, wenn Du irgend kannst; der scheint ein tüchtiger Mann zu sein!

Dein

Felix.

---

* Die Aufführung der Athalia (mit der Schulz'schen Musik) hatte einigen Lärm im Theater zu Berlin verursacht.

An Herrn Silphin vom Walde in Rudolstadt.

Leipzig, den 22. Januar 1841.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen Dank für das Zutrauen, das Sie mir durch Ihren freundlichen Brief und Zusendung bewiesen haben. Ihre Ouvertüre habe ich mit vielem Vergnügen durchgelesen, und viele unverkennbare Spuren von Talent darin gefunden, so daß es mich freuen würde, mehrere und neuere Werke von Ihnen ebenfalls kennen zu lernen, und Ihre musikalische Bekanntschaft dadurch noch genauer und vertrauter zu machen. Die Instrumentirung an den meisten Stellen und namentlich der melodiöse Satz, der das eigentliche Thema bildet, haben mir sehr wohl gefallen. — Wenn ich auch einen Tadel aussprechen sollte, so wäre es ein solcher, den ich bei meinen eigenen Sachen, und auch bei den Ouvertüren, deren Sie erwähnen, zuweilen in höherem, zuweilen in geringerem Grade mir selbst gemacht habe. Es ist nämlich bei solchen phantastischen, luftigen Gegenständen oft so schwer, das rechte Maß zu treffen. Tappt man zu, so wird es geformt und sehr prosaisch, und greift man gar zu zart an, so zerfährt es in Luft und Tonspiel, und bekommt

keine rechte Gestalt. Die letztere Klippe scheint mir die Ihrige gewesen zu sein; an vielen Stellen, namentlich im ersten Anfange, aber auch sonst hier und da, und gegen den Schluß hin wieder, vermisse ich eine musikalische, ausgesprochene Gestalt, deren Umrisse, sie seien so duftig sie wollen, ich bestimmt erkennen, fassen und daran mich freuen kann. Ich wünschte außer dem meno allegro noch irgend eine anders geformte musikalische Idee in verschiedener Behandlung hier und dort durchgeführt zu sehen; — freilich taucht dann leicht wieder die andere Klippe auf, und es erscheint Durchführung, wo der Mondschein erscheinen sollte. — Aber eben um sich diesen poetischen Gedanken hingeben zu können, müßte der Geist der eigentlichen Meisterschaft über dem Ganzen schweben (damit das Unding nicht zerfährt oder das Ding nicht vertrocknet), und nur bei dieser Meisterschaft über Form, Gedanken und Anordnung mag dann der Phantasie der Zügel schießen wie er will. Das ist ja eben die Sache, an der wir alle mehr oder minder zu beißen und zu kauen haben, — verargen Sie mir's darum nicht, wenn ich auch in Ihrem Werke die Aufgabe noch nicht ganz gelöst gefunden habe; in ferneren, die ich kennen zu lernen hoffe, wird gewiß der Zusammenhang inniger und meiner Kritikaster-Bemerkung von selbst schon abgeholfen sein*. —

Mit vollkommener Hochachtung

ergebenst

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

* Diese Ouvertüre wurde vom Componisten nach den gemachten Andeutungen und Hinweisungen frisch durchgearbeitet, erhielt darauf vom Musikverein in Mannheim 1847 den zweiten Preis, und ist unter dem Titel: Dramatische Ouvertüre (Gnomen und Elfen) für Orchester im Druck erschienen.

An seine Mutter.

Leipzig, den 25. Januar 1841.

— — — — — — — —

Dies ist der 35ste Brief, den ich seit vorgestern geschrieben habe, es wird mir angst und bange, wenn ich sehe, wie die Fluth anwächst, sobald ich einmal ein paar Tage mich nicht dagegen wehren und sie eindämmen kann. Variationen aus der Lausitz und Mainz, — Ouvertüren aus Hannover, Kopenhagen, Braunschweig und Rudolstadt, — deutsche Vaterlandslieder aus Weimar, Braunschweig und Berlin, von denen ich die letzteren componiren, die ersteren durchsehen und an einen Verleger bringen soll, und dazu meist so gute, freundliche Briefe, daß ich mich schämen würde, wenn ich sie nicht auch nach Kräften gut und freundlich beantwortete. Aber wer giebt mir die schönen Tage zurück, die darüber hingehen! Dann die Leute, die geprüft sein wollen und für ihre besorgten Angehörigen Bescheid erwarten, ob sie Musiker werden sollen oder nicht, — wie eben zwei Rheinländer hier sind, — und das soll man nun in ein paar Stunden entscheiden; es ist wirklich eine arge Verantwortlichkeit, und ich denke oft an Lafontaine's Ratte, die sich in den Käse zurückzog und von da aus Orakelsprüche ertönen ließ. — — — —

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 13. Februar 1841.

Mein lieber Bruder!

Curios ist's, wie Jahre vergehen, wo die Zeit und die Leute ganz ruhig still zu stehen scheinen, und dann wieder Wochen, wo Alles durcheinander läuft wie die Billardkugeln, carambolirt, sich verläuft, gewinnt u. s. w. (ein Gleichniß aus der Wasserschenke in Gohlis). — So ist mir's in den letzten Monaten gegangen; seit Deinem Hiersein hat Alles so geruckt und sich verändert, daß ich Dir acht Tage und Spaziergänge vollauf zu erzählen hätte, ohne Dich zu Worte kommen zu lassen, dem es ja vielleicht ebenso gegangen sein mag. —

Die Berliner Angelegenheit liegt mir sehr im Kopfe und giebt Mancherlei zu denken. — Ich bezweifle noch immer, daß sie zu dem Resultate führen wird, welches wir beide (wie ich denke) am liebsten hätten, weil ich immer noch bezweifle, daß Berlin ein Boden sei, wo sich gerade Einer von meiner Kunst nur leiblich heimisch fühlen kann, trotz aller Ehren und Gelder; — aber die bloße Anerbietung davon giebt mir einen gewissen

innern Ruck, eine gewisse Satisfaction, die mir viel werth ist, wenn ich auch niemals mit einem Menschen davon sprechen könnte, — mit einem Wort, ich fühle, daß man mir eine Ehre angethan hat, und freue mich dessen. — Massow schreibt in seinem letzten Briefe, den ich schon vor dem Deinigen erhielt, der König wolle die definitive Bildung der Akademie verschieben, bis ich im Frühjahr nach Berlin käme; ob ich bis dahin schriftliche Anträge machen wolle zur Veränderung der Statuten, die er mir beilegt, müsse er mir ganz anheim stellen. Da ich nun dergleichen Schriften, sobald man mir's anheim stellt, viel lieber nicht mache, so werde ich's unterlassen, bis ich gewiß weiß, ob ich nach Berlin im Frühjahr reise oder nicht, und es nur im letztern Falle thun. — Merkwürdig, aber gar zu merkwürdig sind diese Statuten, namentlich die der bisherigen Compositionsschule. Denk' Dir, daß von elf Lehrfächern, die sie aufgestellt haben, sieben geradezu unbrauchbar, ja widersinnig sind. — Was hältst Du unter andern von Folgendem, das Nr. 8 ist: „Beziehung der Musik auf die anderen Künste, insbesondere auf bildende, und auf Bühnenkunst", und dabei Nr. 11 „Anleitung zum geistlichen und weltlichen Drama". Ich habe diese Dinge früher zuweilen in der Staatszeitung gelesen und darüber gelacht; schickt sie Einem aber ein ernsthafter Minister oder Marschall zu, da wird's weinerlich. Ich bitte Dich, schlag' an irgend einem öffentlichen Ort, wo die Zeitungen gesammelt werden, nach, und schicke mir das Blatt, wo dieser Cursus angekündigt und zugleich die Lehrer der einzelnen Branchen genannt werden. Ich brauche auch diese Data, wenn ich recht genau in der Sache Bescheid wissen will. Es liegt Alles im Allerärgsten; — gerade deswegen, wirst Du sagen,

ist die Aufgabe es heraus zu reißen; — da gäb' es freilich genug zu thun dabei, hielt' ich mich selbst nur für den Mann dazu. — Was Gutes besser machen, oder was Neues gut, das sind Dinge, die mir lächeln und die man lernen möchte, wenn man sie nicht von vorn herein zu machen weiß, aber was Schlechtes in Besseres verwandeln, ist ein böses Ding und undankbar dazu.

Eine wichtige Veränderung ist hier seit dem sogenannten Königsconcerte eingetreten; Du glaubst nicht, was der bloße Besuch dieses Königs und sein wirklich herzliches, menschliches Wohlgefallen der Sache unserer Concerte für einen guten Schwung gegeben haben; man möchte fast so Einen beneiden, der durch ein rein menschliches und natürliches Gefühl, und eben solche Worte, gleich solch' einen Anstoß geben kann, wär' es nicht am Ende in dessen Stellung ebenso schwer, sich dies Gefühl, das die Hauptsache ist, zu erhalten, als manche Nebensachen in der unsrigen. — Genug, er hat sowohl durch sein Benehmen hier, wie durch die Lobposaunen, die er in Dresden darüber losgeblasen haben muß, uns eine Menge Dinge erleichtert, an die sonst nicht gedacht worden wäre. Zu jedem Concert haben wir seitdem neue Fremde von Dresden, die dortigen Sängerinnen beeifern sich um die Wette, hier aufzutreten, — sogar die Dotation mit dem hier vor zwei Jahren ausgesetzten Legate wird nun ganz wahrscheinlich für musikalische Zwecke verwendet, und in diesem Monat vielleicht schon bestimmt. Alles dies sind eben nur Grundzüge, — aber wie vielerlei Details hätte ich Dir eben auf den bewußten Spaziergängen dazu nachzuliefern! Nur zu einem, freilich der Hauptsache, komme ich in diesen Wintermonaten nicht, — zum Componiren;

meinen Lobgesang habe ich seitdem zum Druck gegeben, und ein paar Lieder gemacht, das ist aber noch alles und wenig genug. —

Nun zur Litteratur. Da sieht es abermals kläglich mit mir aus. In der letzten Woche habe ich kaum Zeit gehabt zu essen und mein pensum zu schlafen, ohne das ich verloren bin; zum Lesen komme ich da gar nicht. Immermann's Münchhausen habe ich früher, doch nur den ersten Band gelesen; da gestehe ich Dir aber, daß mich die erste Hälfte desselben, die Du auch nicht lobst, so verdroß, daß ich auch in der zweiten verstimmt blieb, obwohl ich das viele Schöne nicht verkenne, das die zweite Westphälische Hälfte enthält, wie jedes seiner mir bekannten Werke. Aehnlich geht mir's mit der Recension von X. Wenn ich da einen Gesellen mit allen guten Fähigkeiten vom lieben Gott ausgerüstet Jahre lang herum spazieren und seine wirklich schönen Fähigkeiten dazu brauchen sehe, in Zeitungen zu schreiben und eine Recension über ein Buch, das seinerseits wieder vielleicht besser ungeschrieben geblieben wäre, wenn der Buchhändler nicht Geld dafür bezahlte, — und außerdem nichts in der Welt weiter bringen, nichts befördern, nichts hinstellen, da meine ich zuweilen, das sei die einzige Gotteslästerung, die es auf der Welt gebe, und mag auch von der guten Recension nichts wissen, und achte jeden ordentlichen Buchbinder und Schuster höher. Das ist wohl einseitig, auch wohl zu streng, — aber ich weiß einmal nichts Schlimmeres, als den Mißbrauch oder den Nichtgebrauch der Gottesgaben, und habe keine Theilnahme an Spielerei damit. —

Pfui, wie ich in's Schimpfen gekommen bin! Und hab' Dir noch nicht gedankt für das Gute, Liebe, Freundliche, was

Du von meiner Musik sagst! Im Gegensatz zu Andern mußt Du sie aber nicht so hoch stellen; und damit sie nur allein für sich das Gute verdient, das Du von ihr denkst, dazu müßte sie erst noch viel besser werden. Aber ich hoffe, das wird sie auch. Wenigstens meine ich, das Recitativ und die Mitte meines Lobgesanges sei wärmer und lebendiger, als das Andere, was ich bis dahin gemacht. Wann singen wir Dir es erst vor! —

Damit schließe ich die Epistel. Schreib' auch Du mir bald wieder eine.

Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 14. Februar 1841.

Salut et fraternité!

Hast Du den zornigen Brief gelesen, den der chinesische Kaiser an Lin mit dem carmoisinrothen Pinsel geschrieben hat? Wäre dergleichen bei uns Mode, so schriebe ich Dir heute mit dem grasgrünen Pinsel, oder mit dem himmelblauen, oder wie sonst der vergnügte Pinsel gefärbt sein möchte, als Dank für Deine vortreffliche Epistel zu meinem Geburtstage. — Auch für Dein gutes freundliches Interesse am getreuen Eckert habe noch nachträglichen Dank; wohl ist er schon jetzt ein braver brauchbarer Musiker, und weiter sollte sich eigentlich nach meiner Meinung (die ich zuweilen 24 Stunden lang behalte) kein Mensch um den andern kümmern; — ob einer außerordentlich, einzig und dergl. wird, ist eine reine Privatangelegenheit. Brav und brauchbar soll aber ein Jeder in der Welt sein, und wer's nicht ist, auf den soll und muß geschimpft werden, vom Schuster bis zum Hofmarschall. Von allen jungen Leuten, die ich hier gehabt

und gesehen habe, ist er der gutmüthigste und durchaus argloseste, — das sind zwei herrliche Eigenschaften. —

Ja, von Deinen Sonntagsmusiken schreib' mir nur gar nichts mehr, es ist ja eine Sünde und eine Schande, daß ich sie nicht gehört habe! — Wenn ich mich aber darüber ärgere, so ist's auch ärgerlich, daß Du keins unserer recht brillanten Abonnement-Concerte hörst. Ich sage Dir, wir glänzen unendlich, — in bengalischem Feuer. Neulich im letzten historischen Concerte, Beethoven, wurde plötzlich Herr Schmidt krank und konnte den Liederkreis an die ferne Geliebte nicht singen; mitten im ersten Theil sagt David: „da oben sitzt die Devrient," — die war den Morgen auf der Eisenbahn gekommen und reiste den nächsten Morgen wieder zurück. Ich geh' also in der Pause hinauf, mache mich niedlich, und sie will die Adelaide singen. Hierauf wurde ein altes Clavier aus dem Vorzimmer auf's Orchester gebracht, — das wurde viermal applaudirt, weil die Leute die Devrient ahnten. Hierauf kam sie in einem schabigen Reisecostüm, und Leipzig jubelte wie toll und brüllte unendlich; — sie nahm ihren Hut vor publico ab und wies verschämt auf den schwarzen Ueberrock; — ich glaube, sie applaudiren noch. Dann sang sie schön, und man blies Tusch und klatschte, bis vom Oberrock keine Schleife mehr zu sehen war. Das nächste Mal würfeln wir wieder Molique, Kalliwoda und Lipinski durch einander, und sind also, nach Frank's gutem Witz, von Adam bis Holtei gelangt.

Ueber die Tempi in meinem Psalm habe ich Dir nur zu sagen, daß die Stelle vom Jordan recht wässerig gehalten werden muß; wäre es gut, wenn der Chor dabei hin und

her schwankte, damit man die Wogen zu schauen glaubte; hier haben wir diesen Effect erreicht. Weißt Du nicht, wie Du die übrigen Tempi vergreifen sollst, so frage nur G. darum; der versteht das in meinen Psalmen recht gut zu machen. Unmaßgeblich schlage ich vor, das letzte Stück ganz langsam zu nehmen, weil es heißt: „Singet dem Herrn in Ewigkeit". Das muß recht lange dauern!

O Gott verzeih' die schlechtesten aller Witze — am Ende nimmst Du sie übel als ächter „Paterjot" — aber nein!

Adies, liebe Fanny! Dein

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 27. Februar 1841.

Lieber Schubring!

Hab' tausend Dank für Deinen lieben freundlichen Brief, der mir eine große Freude gemacht hat und ein gar sehr willkommenes Geburtstagsgeschenk war. Allerdings war unsere Correspondenz etwas schimmelig geworden, aber laß Dich doch nur ja nicht von den kleinen Empfehlungsbriefchen abbringen; große wären freilich besser, allein in deren Ermangelung thun es kleine auch, und daß ich sie immer mit Freuden empfangen werde und die Ueberbringer auch, so gut ich kann, das weißt Du wohl. —

Jetzt eine kritische Brille auf die Nase, und zur Beantwortung Deines Becker'schen Rheinliedes. Es gefällt mir ganz wohl und ist gut geschrieben, und muß auch lustig und voll genug klingen, aber — (denn ein Aber muß natürlich bei jedem Kritikus kommen) — das ganze Gedicht ist ja eigentlich gar nicht zu componiren, ist ganz unmusikalisch. — Ich weiß wohl, hiermit tappe ich Dir und sämmtlichen meiner Herren Collegen in Deutschland auf's Unverschämteste in's Gesicht; aber meine

Meinung ist's einmal, und was das Schlimmste ist, sie wird mir durch die meisten Compositionen, die ich kenne, bestätigt. (Laß es um Gotteswillen unter uns; die Journalisten drucken ohnedies jeden Bettel darüber, und ich werde am Ende als Frankreicher über die Grenze gebracht.) Aber ohne Spaß, ich kann mir nur dann Musik denken, wenn ich mir eine Stimmung denken kann, aus der sie hervorgeht; bloße kunstgerechte Töne, die gut zu dem Wortfall passen, und die auch bei starken Worten forte und bei sanften piano gehen und hübsch klingen, aber nicht was aussprechen, die habe ich von jeher eigentlich nicht verstehen können. Und doch kann ich nur solche Musik mir zu diesem Gedichte denken; solche nicht eindringende, nicht durchdrungene, nicht poetische, sondern begleitende, nebenhergehende, musikalische Musik; — letztere mag ich aber nicht. Mir fällt dann oft die Fabel von den beiden Töpfen ein, die zusammen auf die Reise gehen und wackeln, bis einer den andern zerschlägt, weil der eine von Thon, der andere von Eisen war. Dazu finde ich das Gedicht weder lustig noch traurig, weder tapfer noch vorsichtig, weder begeistert noch vernünftig, sondern sehr positiv, sehr praktisch, sehr gut passend für viele Leute im jetzigen Moment. — Aber nicht einmal momentan kann ich mich für eine Sache interessiren, der ich das Momentane ansehe, von der ich mir nichts Bleibendes erwarten kann, — ich werde hier philosophisch — verzeih' mir. Und verzeih' die ganze Diatribe, die noch dazu unartig ist, weil Du das Lied componirt hast; aber da Du die unermeßliche Majorität der Musiker für Dich hast, so nimmst Du mir meine dissentient protestation gewiß nicht übel, sondern lachst hoffentlich mehr darüber. Es ist nun einmal herausgeplatzt. — Wie mir's geht, willst Du wissen: ganz vor-

trefflich. Doch könnte es sein, wenn wir uns in den nächsten Wochen sähen, Du hörtest wieder dieselben Klagen von mir, wie im vorigen Jahr; — ich dachte oft seitdem daran und lachte darüber, weil mir so frisch und lustig zu Muthe war; aber seit acht Tagen ist wieder solch' eine Mattigkeit über mich gekommen, daß ich, wie gesagt, das alte Lied singen würde, gerade wie vor einem Jahr. Ich weiß nicht, ist es das Frühlingsherannahen, oder die entsetzlich viele Musik, die ich hier den Winter über machen muß und die mich abspannt; seit mehreren Jahren fällt immer Beides zusammen. — Aber ich glaube, es ist das Letztere. Seit Januar habe ich fünfzehn öffentliche Aufführungen gehabt, das bringt den Menschen herunter.

Leb' wohl, lieber Freund.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 3. März 1841.

Lieber Paul!

Eine außerordentliche Freude hast Du mir durch die gestern empfangene Broschüre* gemacht, und nachdem ich über ihren Inhalt förmlich gejauchzt habe, muß ich Dir vor Allem für die Zusendung danken. Ich hatte in der Allgemeinen Zeitung darüber gelesen, aber ohne Deine Vorsorge hätte sich die vortreffliche Schrift selbst noch lange nicht in meine Stube verstiegen. Ich habe sie nun zweimal mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen und stimme mit Dir überein, daß es ein höchst merkwürdiges Zeichen der jetzigen Zeit in Preußen ist, daß man nichts Wahreres, Aufrichtigeres und Ruhigeres in Haltung und Fassung wünschen kann, und daß dergleichen noch vor einem Jahre nicht hätte vorkommen können. Indeß ist die Schrift verboten, und wir werden nun bald sehen, inwiefern es ein

* Die vier Fragen von Jacobi, — eine Flugschrift, deren Inhalt und Form jetzt schwerlich bei irgend einer Partei auch nur den geringsten Anstoß mehr erregen würde.

einzelner hoher Geist ist, der seine Ansichten ausspricht, oder inwiefern dieser Geist wirklich schon das Ganze ergriffen und durchwärmt hat, denn das Hauptleiden ist bei uns von jeher Mangel an Einstimmigkeit gewesen, an esprit de corps. — Wieder hat mich ein wehmüthiges Gefühl ergriffen, wenn man so gewiß sieht oder zu sehen glaubt, daß der Weg offen, gebahnt, deutlich daliegt, auf dem das ganze Deutschland einen Umschwung bekäme, wie es ihn vielleicht nie gehabt hat, außer in den Kriegsjahren, und auch da nicht, weil es Kriegsjahre, gewaltsame, waren, — auf dem eigentlich Niemand verlöre und Alle gewönnen an Leben, Kraft, Bewegung und Thätigkeit, und wenn dieser Weg noch dazu der der Wahrheit und der Ehrlichkeit, des Worthaltens ist, und er wird dennoch immer und immer nicht betreten, und aus immer neuen Gründen vermieden, — das ist betrübt! Einstweilen ist es aber gut, daß Leute kommen, die das auszusprechen wissen, was die so überwiegende Mehrzahl fühlt, ohne es sagen zu können; ich müßte die ganze Broschüre anführen, um Dir alle einzelnen Stellen zu nennen, die mir so recht aus dem Herzen geschrieben sind; aber aufgesprungen bin ich vor Freuden bei den beiden kleinen Stellen über den Danziger Brief und über Hannover, wie die so natürlich und so ganz als Nebensache hineinkommen, und dann der herrliche Schluß. Wie gesagt, es ist an den nächsten 14 Tagen zu beweisen, daß solcher Geist nicht blos in Theorie, sondern auch in Praxis jetzt, heut' Recht hat, und gebe Gott, sie mögen es thun.

Wenn Du in der Folge über Euern Staatsmann* (von

* Unmittelbar nach dem Erscheinen der vier Fragen hielt man im Publikum den Minister Schön für deren Verfasser.

dem ich jedoch die Broschüre gewiß nicht glaube, obgleich sie wohl ganz in seinem Geiste ist) etwas Näheres, mir Mittheilbares erfährst, so bitte ich Dich, es nicht zu unterlassen. Ich fange an, mich für diesen Mann sehr zu interessiren! Welchen herrlichen Gegensatz bildet nebenbei diese Schrift zu allen französischen der letzten Jahre, die ich kenne! Hier ist doch wirklicher, nicht blos spitzfindiger Inhalt, kräftige Wahrheit und angeborener Anstand, nicht blos anerzogene Höflichkeit oder Umgehung der Gesetze.

Aber die Schrift ist verboten! Das demüthigt Einen wieder in aller Freude.

Lebe wohl, und habe nochmals und allerherzlichsten Dank für Deine Güte.

Immer

Dein

Felix.

An den Musikdirector Julius Rietz in Düsseldorf

(jetzt Capellmeister in Dresden).

Leipzig, den 23. April 1841.

Lieber Rietz!

Gestern Abend haben wir Ihre Ouvertüre zu Hero und Leander und den Schlachtgesang, beide mit allgemeinem, lautem Beifall, mit einstimmiger Anerkennung der Musiker und des Publikums aufgeführt. Schon in der Probe sah ich bei der Ouvertüre, gegen das Ende zu in D dur, im Orchester diejenigen lächelnden Gesichter und wiegenden Köpfe, die ich bei einem neuen Stück von Ihnen gern unter den Geigern und Bläsern sehe; es hatte ihnen allen ungemein gefallen, und die Zuhörer, die gestern mäuschenstill da saßen und nicht muckSten, und am Schluß in sehr lebhaftes Klatschen ausbrachen, bestätigten jenes Urtheil vollkommen. — Ich habe sehr große Freude in allen Proben und der Aufführung davon gehabt; es ist etwas so ächt Künstlerisches, so ächt Musikalisches in Ihren Orchesterwerken, daß mir beim ersten Tacte wohlig wird, und daß mich's fesselt und interessirt bis zum letzten.

Da Sie aber durchaus eine kritische Brille auf meiner Nase haben wollen, so ist mir ein Wunsch bei beiden Stücken aufgefallen: Sie möchten recht viel und jetzt nach einander schreiben. Den Hauptgrund brauche ich nicht zu sagen, — der liegt oben auf. Aber noch ein anderer. Es ist mir, namentlich in der Ouvertüre, ein gewisser Geist, den ich selbst allzu gut kenne, weil er nach meiner Meinung die Reformationssymphonie* hat mißlingen lassen, und der sicher und unfehlbar durch vieles und verschiedenartiges Schaffen hinweggebannt werden kann. Wie nämlich die Franzosen durch Kartenkunststücke und Selbstquälerei ihre Gedanken hoch hinaufschrauben und interessant machen möchten, so glaube ich, man kann durch den natürlichen Abscheu vor diesem Wesen auch wieder in's andere Extrem gelangen, sich vor allem Piquanten und Ueppigen so sehr zu fürchten, daß am Ende der musikalische Gedanke in sich nicht keck und interessant genug bleibt, — daß statt jener Geschwüre eine Magerkeit entsteht; — es ist der Gegensatz von den Jesuitenkirchen mit tausend Flittern zu den Calvinischen mit den vier weißen Wänden; die rechte Frömmigkeit kann in beiden sein, aber der rechte Weg ist doch zwischen beiden. O Gott, verzeihen Sie den Predigerton, aber wie macht man sich über solche Sachen verständlich? Die Grundgedanken in Ihrer Ouvertüre und meiner Reformationssymphonie (beide haben darin ganz gleiche Eigenschaften, finde ich) sind mehr durch das, was sie bedeuten, als an und für sich interessant; natürlich rede ich dem letzteren allein nicht das Wort (denn das führt in die

* Eine erst im Jahre 1868 veröffentlichte Composition Mendelssohn's.

Franzosen), aber auch nicht dem ersten allein, sondern Beides muß sich verbinden und verschmelzen. Ein Thema, oder all' dergleichen, auch an und für sich musikalisch recht interessant zu machen, wie Sie es in der Instrumentirung mit jeder zweiten Hoboe und Trompete zu machen wissen, das, meine ich, ist die Hauptwichtigkeit, und nach der Richtung möchte ich Sie in Ihren nächsten Werken recht entschieden steuern sehen, ohne daß Ihre vortrefflichen Grundstimmungen sowohl, als Ihre meisterhaften herrlichen Detailsausführungen der Instrumentirung u. s. w. im Geringsten unter dieser größeren Feile und Schärfe der musikalischen Gedanken leiden dürften.

Und da sich Gedanken weder feilen noch schärfen lassen, sondern man sie nehmen und verbrauchen muß, wie sie kommen und wie der liebe Gott sie schickt, so ist eben Arbeiten das Einzige, was mir und jedem Andern zu wünschen bleiben kann bei einem Künstler wie Sie und Kunstwerken wie die Ihrigen, wo sich's nur noch von der Richtung ein wenig mehr hier- oder dorthin handeln kann.

Bericht an Seine Majestät den König

von dem wirklichen Geheimen Rath Herrn von Massow*.

Berlin, den 20. Mai 1841.

Ew. K. M. haben mir mündlich den Befehl zu ertheilen geruht, mit dem Dr. und Componisten Felix Mendelssohn Bartholdy in Leipzig in Unterhandlung zu treten, um denselben nach Berlin zu berufen und hier durch Anstellung zu fixiren, ich habe namentlich am 11. Dec. v. J. in Ew. K. M. Allerhöchstem Auftrage dem Herrn Mendelssohn geschrieben und ihm angeboten,

daß er als Director der musikalischen Classe der Akademie der Künste mit einem Gehalt von 3000 Thlrn. angestellt werden könne,

dabei habe ich erwähnt, daß es die Absicht Ew. K. M. sei, die musikalische Classe der Akademie umzugestalten, sie mit anderen, theils bestehenden, theils zu errichtenden musikalischen

---

* In diesem Bericht findet sich das Resultat der Verhandlungen mit Mendelssohn, zu denen er schließlich persönlich nach Berlin gekommen war, vollständig dargelegt, und man hat daher geglaubt, demselben hier eine Stelle einräumen zu müssen.

Bildungs-Anstalten in Verbindung zu setzen, hierbei Sich seines, des p. Mendelssohn Rathes zu bedienen, und ihn künftig an die Spitze dieser Anstalt zu stellen, ferner daß es der Wille Ew. K. M. sei, daß alljährig mit dem Königl. Orchester- und Opernpersonale eine noch zu bestimmende Anzahl von Concerten unter seiner Leitung gegeben würde, in welchen vorzugsweise Oratorien, aber auch andere Werke, als Symphonien u. s. w. aufgeführt würden. Herr Mendelssohn sprach in zwei an mich gerichteten Schreiben vom 15. December und 2. Januar seine Dankbarkeit gegen Ew. K. M. für den ehrenvollen Antrag, so wie seine vollkommenste Zufriedenheit in Betreff des Titels und des Gehaltes aus, er behielt sich aber dennoch seine Erklärung, ob er diesen Antrag annehmen könne oder nicht, vor, bis ihm die Pflichten genau vorgeschrieben würden, die er bei seiner ihm angebotenen Anstellung in Berlin zu übernehmen habe. Die Gewissenhaftigkeit, welche Herr Mendelssohn hierbei bewies, mußte man anerkennen und ehren, zugleich versprach er, in diesem Frühjahr nach Berlin zu kommen.

Die Akademie der Künste ressortirt von dem Ministerio der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, von welchem auch nur die von Mendelssohn verlangte Vorschrift ertheilt werden kann. Diese war aber nicht so schnell zu entwerfen, daher Minister Eichhorn beschloß, die ganze Angelegenheit, betreffend die Umgestaltung der musikalischen Classe, mit Herrn Mendelssohn selbst zu berathen, und Ew. K. M. geruheten zu genehmigen, daß sie bis dahin auf sich beruhen könne. Herr Mendelssohn ist nun kürzlich seinem Versprechen gemäß hier angekommen, und er beharrt bei

seiner Erklärung, nur dann eine fixirte Anstellung in Ew. K. M. Dienst annehmen zu können, wenn er zuvor genau erfahre, was von ihm verlangt würde und welche Pflichten er zu erfüllen haben werde.

Die beabsichtigte Umgestaltung der musikalischen Classe, welche wahrscheinlich in Verbindung mit mancher Aenderung der Akademie der Künste im Allgemeinen statthaben soll, bedingt die Auflösung bestehender und die Bildung ganz neuer Verhältnisse. Bei der Errichtung einer größeren musikalischen Bildungsanstalt würde das Ministerium des Königl. Hauses wegen des Königl. Theaters concurriren, da die bei letztem bestehenden derartigen Anstalten, und gewiß mehrere dabei angestellte Künstler herangezogen werden müßten; die zu allem erforderlichen Geldmittel müssen festgestellt und bewilligt werden; dies Alles sind Ursachen, welche das Königl. Ministerium verhindern, diese viel umfassende Angelegenheit in Kurzem so weit zu bearbeiten, um Ew. K. M. darüber die Vorschläge vorlegen zu können, und welche es ihm daher auch unmöglich machen, dem Herrn Mendelssohn jetzt die Stellung anzuweisen und die Pflichten vorzuschreiben, die er einst als Director der musikalischen Classe der Akademie einnehmen und erfüllen soll.

Herr Mendelssohn muß sich andererseits binnen einigen Wochen erklären, ob er seine Stellung in Leipzig aufgeben werde oder nicht, und dringt auf Entscheidung.

Unter diesen Umständen habe ich, jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalt Ew. K. M. Allerhöchster Genehmigung, dem Herrn Mendelssohn den Vorschlag gemacht,

daß er sich für jetzt nur auf eine bestimmte Zeit, und zwar

auf Ein Jahr in Berlin fixiren, und zu Ew. K. M. Disposition stellen solle, wofür Ew. K. M. ihm den Titel Capellmeister, jedoch ohne ihm die Verpflichtung der Function bei der Königl. Oper aufzulegen, und das schon zugesagte Gehalt von 3000 Thalern pro anno bewilligen würden; er solle für diese Zeit hindurch kein Amt, daher auch keine bestimmten Pflichten übernehmen, insofern nicht im Laufe desselben der Herr Minister Eichhorn ihm die oft erwähnten Vorschriften ertheilen, und er sich damit einverstanden erklären könnte, daher dann die vorbehaltene Einigung über die definitive Anstellung erfolgte.

Herr Mendelssohn hat sich gegen mich bereit erklärt, diesen Vorschlag anzunehmen, und wenn Ew. K. M. die Gnade hätten, denselben zu genehmigen, würde der Herr Minister Eichhorn Zeit gewinnen, diese Angelegenheit mit Herrn Mendelssohn zu berathen und Ew. K. M. ausführliche Vorschläge zu machen, und von dem ehrenwerthen Charakter des Herrn Mendelssohn würde mit höchster Zuversicht zu erwarten sein, daß er auch in diesem interimistischen Verhältnisse alle seine Kräfte Ew. K. M. um so mehr widmen werde, als darüber nichts näher bestimmt werden konnte. Solch' Verhältniß ist aber dennoch nur auf eine bestimmte Zeit zu rechtfertigen, daher auf Ein Jahr verabredet worden.

Sollte nun wider Erwarten die Umgestaltung der musikalischen Classe der Akademie und die Gründung einer musikalischen Bildungs-Anstalt nicht so ausgeführt werden, daß Herr Mendelssohn die Ueberzeugung gewönne, darin ein Feld der Thätigkeit für seinen Beruf und seine Neigung zu finden, oder sollten die Ansprüche, die an ihn gemacht würden, die

Einigung mit ihm verhindern, sollten endlich, wie ich auf Herrn Mendelssohn's ausdrückliches Begehr hinzufüge, Ew. K. M. die Erwartungen nicht ganz erfüllt sehen, welche Allerhöchstdieselben jetzt in ihn setzen, so wäre das jetzt geknüpfte Verhältniß auf vorher bedungene und daher ehrenvolle Weise in bestimmter Frist wieder auflöslich.

Der Herr Minister Eichhorn, den ich von dem durch mich dem Herrn Mendelssohn gemachten, und von dem letzten angenommenen Vorschlag in Kenntniß gesetzt habe, hat seinerseits gar nichts dagegen zu erinnern gefunden.

Ew. K. M. die Beschlußnahme allerunterthänigst anheimstellend, sehe ich den weiteren Befehlen allergehorsamst entgegen und ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. K. M. pp.

v. Massow.

Pro Memoria von Mendelssohn

wegen einer in Berlin zu errichtenden Musikschule.

Berlin, Mai 1841.

Um in Berlin eine deutsche Musikschule in's Leben zu rufen, welche den bis jetzt vereinzelten Bestrebungen im Fache des Kunstunterrichts einen gemeinsamen Mittelpunkt, angehenden Künstlern eine feste, ernstere Richtung, und somit dem Musiksinne der Nation einen neuen, kräftigeren Aufschwung gewähren könnte, scheinen einestheils die schon bestehenden Institute und Personen concentrirt, anderntheils mehrere neue zu Hülfe gerufen werden zu müssen.

Zu den ersteren wären besonders die verschiedenen Königlichen Unterrichtsanstalten für Musik zu rechnen; sie müßten mit der Musikschule vereinigt und als Glieder derselben mit größeren oder geringeren Modificationen in einem Sinne und einer Richtung fortgeführt werden. Hieher gehören z. B.:

das Eleven-Institut für das Königliche Orchester,

das Orgel-Institut,

die dem Theater zugehörigen (und auch hier nur für's Theater insofern zu verwendenden) Unterrichtsmittel für Gesang, Declamation u. s. w.

Ferner müßten die Mitglieder der Königlichen Capelle auf den einzelnen Instrumenten Unterricht zu geben verpflichtet werden.

An einem passenden Local würde es in den Königlichen Gebäuden nicht fehlen, ebenso wenig an einer Bibliothek mit den erforderlichen alten und neueren Musikwerken, Partituren wie Büchern.

Dagegen wären neu hinzuzuziehen:

1) Ein Hauptlehrer für Composition; der beste, der in Deutschland zu finden wäre, der regelmäßigen Unterricht in der Theorie, im Generalbaß, Contrapunkt und Fuge ertheilte.

2) Ein Hauptlehrer für Sologesang, ebenfalls der beste, der in Deutschland zu finden wäre.

3) Ein Hauptlehrer des Chorgesanges, der sich namentlich durch persönliche Anregung der ihm untergebenen Sänger, durch gutes Clavierspiel und sichere Direction auszeichnete.

4) Ein Hauptlehrer des Pianofortespiels, wozu auch nur ein Mann von entschiedenstem Talent und Ruf zu wählen sein dürfte.

Die übrigen Lehrer für diese Fächer würden in Berlin selbst zu finden sein; auch an Lehrern der Aesthetik, Geschichte der Musik u. s. w. würde es daselbst gewiß nicht fehlen.

Der vollständige Cursus müßte drei Jahre dauern, die Schüler nach vorhergegangener Prüfung unentgeltlich unter-

richtet werden; Preisarbeiten fänden nicht Statt, sondern in bestimmten Zeiträumen würden sämmtliche Arbeiten, die die Schüler seit ihrer Aufnahme gemacht, wieder eingefordert, in ihrem Zusammenhange beurtheilt, und hiernach der Preis (etwa in den Mitteln zu einer größeren Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und England bestehend) denselben zuerkannt. Jeden Winter fände eine bestimmte Anzahl Concerte Statt, bei welchen sämmtliche Lehrer (darunter also auch die oben erwähnten Mitglieder der Capelle) mitzuwirken verpflichtet wären, und in denen durch Wahl der Musikstücke wie durch deren Ausführung auch auf das größere Publikum unmittelbar gewirkt werden könnte.

Der ganzen Anstalt möchte der Grundsatz als Basis dienen: daß jede Gattung der Kunst sich erst dann über das Handwerk erhebt, wenn sie sich bei größtmöglicher technischer Vollendung einem rein geistigen Zwecke, dem Ausdrucke eines höheren Gedankens widmet; daß also Gründlichkeit, Richtigkeit und strenge Ordnung im Lehren und Lernen zum ersten Gesetz gemacht würde, um dem Handwerk nichts voraus zu lassen, zugleich aber alle Fächer nur im Hinblick auf jenen Gedanken, den sie aussprechen sollen, und jene höhere Bestimmung, der die technische Vollkommenheit in der Kunst unterzuordnen ist, gelehrt und gelernt werden müßten. —

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 9. Juli 1841.

Lieber Bruder!

Anbei überschicke ich Dir eine Copie des Briefes vom Minister Eichhorn, den ich heute Abend erhalten habe. Es geht daraus hervor, daß der König mich nur dann zum Capellmeister machen will, wenn der Plan mit der Akademie in's Leben tritt; wo nicht, also wahrscheinlich, nicht. Ist dies unwiderruflich seine Meinung, so bleibt mir nur zwischen zwei Alternativen zu wählen, entweder ohne diesen Titel und ohne jede weitere öffentliche Anstellung zum 1. August nach Berlin zu gehen und das bloße Gehalt dort anzunehmen, oder von jetzt ab alle weiteren Unterhandlungen in der Angelegenheit abzubrechen und nicht wieder anzuknüpfen. —

Nun gestehe ich, 1) daß ich nicht ohne unmuthige Gefühle eine neue Stellung antreten würde, bei der man schon von den eigenen Anerbietungen etwas abgedungen hätte, 2) daß ich alle jene Gründe nach wie vor triftig finde, die einen solchen Titel in der Meinung des Herrn von Massow, wie in der meinigen, nothwendig erscheinen ließen, um im Laufe des

Winters die gewünschten Concerte und Aufführungen zu Stande zu bringen, und daß es 3) mir sogar billig erscheint, daß mir von vorne herein ein öffentlicher Beweis des Königlichen Vertrauens gegeben werde, indem ja auch möglicherweise von dortiger Seite nach Ablauf des einen Jahres keine Erneuerung des Verhältnisses gewünscht werden könnte, und ich dann wirklich allein der verlierende Theil sein würde, weil sie eben nur die Möglichkeit auf's Spiel setzen, jenen Titel umsonst zu vergeben, während ich die, meine hiesige Stelle zu verlieren, und Du weißt, daß mir dies kein kleines Opfer kostet. Ich bitte Dich nun, den Inhalt dieses Briefes und des Eichhorn'schen Schreibens Herrn von Massow mitzutheilen. — Es wird ihm nicht entgehen, daß darin seine Propositionen und somit das Resultat meines ganzen Berliner Aufenthalts wieder übergangen sind, und daß ich also in durchaus anderen Verhältnissen nach Berlin kommen müßte, wozu ich mich, wie gesagt, schwerlich entschließen könnte. Sieh', was Massow sagt, und theile mir es mit. — Vergiß nicht dabei hervorzuheben, daß ich es stets für wahrscheinlich hielt, und jetzt natürlich mehr als je, daß jene definitive Bestimmung der Akademie-Verhältnisse nicht in dem einen Jahre erfolgen wird, und zwar nicht durch meine Schuld oder aus Mangel an Bereitwilligkeit von meiner, sondern aus Mangel an bestimmtem Willen von ihrer Seite. Deshalb wünschte ich schon damals und wünsche es noch jetzt, etwas Bestimmtes zu haben, wozu ich nach Berlin gerufen bin; die Direction der Akademie kann ich keinem Menschen als Zweck angeben. Wollen sie mich zum Geheimsecretär machen, statt zum Capellmeister, so ist mir's ganz ebenso recht, aber aus irgend einem ostensiblen Grunde

möchte ich gern hingehen, wenn ich hingehen soll. Wahrscheinlich wird es die Sache noch erschweren, daß ich nun mittlerweile schon den vielbesprochenen Titel (hol' ihn der Teufel!) in Sachsen erhalten habe; man wird sagen, wozu denn noch einmal? Man wird es für Eigensinn ausgeben. Ich berufe mich aber auf meine obigen Gründe und denke im Gegentheil, man könne daraus sehen, daß ich nicht aus Titelsucht oder dergleichen darauf bestanden habe oder bestehe. —

Verzeih', verzeih', lieber Bruder, Du hast die schlimmste Partie dabei; mir fällt doch jedenfalls was Gutes zu, im schlimmsten Falle eine schätzbare Erfahrung; Dir nur viel Langeweile und verlorene Zeit (auch im besten Falle, worunter ich hier mein Bleiben in Berlin verstehe). Verzeih'!*

Immer Dein

Felix.

* Schließlich wurden die Massow'schen Vorschläge angenommen. Mendelssohn kam nach Berlin; man conferirte viel über die Umgestaltung der musikalischen Classe der Akademie und die Organisation des zu schaffenden Conservatoriums, aber wie Mendelssohn richtig vorausgesehen hatte, verlief sich Alles in den Sand, und zwar ohne seine Schuld, was der Anfang des später mitzutheilenden Briefs des Ministers Eichhorn an Mendelssohn (vom 2. März 1845) beweist.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 15. Juli 1841.

Lieber Freund!

Morgen reise ich auf einige Tage in lustiger Gesellschaft nach Dresden, um die Ungher und Moriani singen zu hören, Raphael und Tizian malen zu sehen, und Luft in hübscher Gegend zu schnappen. In wenig Tagen nach der Zurückkunft geht es dann für ein Jahr nach Berlin, einer der sauersten Aepfel, in die man beißen kann, und doch muß es gebissen sein. Sonderbar giebt es sogar zwischen uns Mißverständnisse bei dieser Sache, und sonst haben wir deren doch wenig. Du glaubst, ich frage Dich um Rath, und will nachher darnach handeln. Wahrhaftig, wenn ich Dich über dies und alles Andere frage, wenn ich irgend etwas zu Dir sage, Dir gegenüber thue, sage und thue ich es aus gar keinem andern Grund, als aus Instinct. Ich muß über etwas, das mir wichtig ist, das mich nahe angeht, mit Dir sprechen oder verhandeln, — das ist mal nicht anders, — und das geschieht so wenig wegen des leidigen Rathserholens, daß ich überzeugt bin, hättest Du mir gar nicht geantwortet, und hätten wir uns nach 10 Jahren

wieder gesprochen, so würde ich Dir dieselben Fragen gethan, Deine Antwort ebenso begierig erwartet, so froh erhalten haben, wie jetzt. Noch ein curioses Mißverständniß ist in Hinsicht des Vergleichs der beiden Städte Leipzig und Berlin. Du glaubst, und dasselbe haben mir mehrere Hiesige und Auswärtige gesagt, hier in Leipzig sei die Bequemlichkeit, das Hausvaterleben, die Abgeschlossenheit, dort das öffentliche Wirken in und für Deutschland, die Thätigkeit für Andere u. s. w.

Es ist wahrhaftig gerade umgekehrt. Eben weil ich so ungern schon jetzt eine Sinekur mir aufhängen ließe, eben weil mir jenes öffentliche Wirken, zu dem Du mich damals triebst und das mir selbst nothwendig schien, nach und nach lieb geworden ist, eben weil an dergleichen in Berlin nicht zu denken ist, — deshalb gehe ich ungern dahin. Dort sind alle Bestrebungen Privatbestrebungen, ohne Widerhall im Lande, und den haben sie hier, so klein das Nest auch ist. Wegen des Ruhiglebens habe ich mich nicht hierher nach Leipzig gesetzt, im Gegentheil empfand ich das Bedürfniß darnach, weil es mir gar zu arg und bunt hier wurde. Dafür habe ich Manches erreicht und gelernt, was sich nur so erreichen und lernen ließ, und bin nicht faul dabei gewesen; habe auch, glaube ich, in Deutschland bei meinen Landsleuten bessern Fuß gefaßt und mehr Zutrauen gewonnen, als ich vielleicht mein Lebenlang in Berlin gethan hätte, und das ist doch auch was werth. Daß ich nun also ein Privatleben wieder anfangen soll, aber dabei etwa ein Conservatorienschulmeister werden, dazu kann ich mich nach meinem guten, frischen Orchester nicht verstehen; ich könnte es allenfalls, wenn es eben ein reines Privatleben sein sollte; da würde blos componirt und in Stille gelebt; aber da

kommt ja schon wieder das Berlinische Zwitterwesen: die großen Pläne, die winzige Ausführung; die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten; die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße; das Museum und die Akademie, und der Sand! Ich zweifle, daß länger als das eine Jahr dort meines Bleibens sein wird; indeß werde ich natürlich Alles thun, um dies eine Jahr weder für mich noch für die Anderen ungenützt vergehen zu lassen! Einsamkeit wird es auch dort in der Zeit nicht geben; ich muß mich eben herumtummeln und dabei hinschreiben, was ich hinschreiben kann; kommen auch ein paar frühere Melodieen dabei in's Hintertreffen. Es sind doch auch dafür mancherlei andere seitdem zum Vorschein gekommen, denke ich. Du siehst, ich vertheidige mich grimmig, mit Klauen und Zähnen. Aber daß Berlin für die jetzige Zeit das minder eingreifende und Leipzig das mehr öffentlich wirkende ist, das glaube mir. — Weißt Du, was ich in der vergangenen Zeit mit Passion componirt habe? — Variationen für's Piano. Und zwar gleich achtzehn auf ein Thema in D moll; und hab' mich dabei so himmlisch amüsirt, daß ich gleich wieder neue auf ein Thema in Es dur gemacht habe, und jetzt bei den dritten auf ein Thema aus B dur bin. Mir ist ordentlich, als müßte ich nachholen, daß ich früher gar keine gemacht habe.

An den Concertmeister Ferdinand David in Leipzig.

Berlin, den 9. August 1841.

Lieber Freund!

Du willst Neuigkeiten vom Berliner Conservatorium hören; ich auch, aber es giebt deren keine. Die Sache ist im allerweitesten Felde, wenn sie überhaupt gar in irgend einem Felde schon ist, und nicht blos in der Luft. Der König scheint den Plan zu haben, die Akademie der Künste umzugestalten; das geht doch nun aber einmal nicht gut, ohne aus der jetzt bestehenden Gestalt derselben eine andere zu machen. Hierzu kann man sich aber nicht entschließen, und ich möchte am allerwenigsten dazu rathen, weil ich überhaupt weder von einer gestalteten, noch umgestalteten Akademie viel Heil für Musik erwarten kann. Ein Conservatorium soll, wie ich glaube, der neue musikalische Theil der neuen Akademie werden; einen Theil allein neu organisiren, davon kann unter keinen Umständen die Rede sein, also hängt das wieder von den drei anderen ab; — für das Baufach fehlt es noch an einem Director, und in allen vier Fächern können (oder sollen wenigstens) die einmal vorhandenen Mitglieder nicht abgesetzt und in ihren

Rechten geschmälert werden, also müssen diese Mitglieder erst aussterben. Mit ihnen zugleich werden wir auch aussterben, und ob dann die Umgestaltung in der gewünschten Art erfolgt, ist die Frage. Den Dienst glaube ich hier schon geleistet zu haben, diese Verhältnisse recht klar und ohne Umschweife auseinandergesetzt zu haben, daher man sich mit diesem Plane und den dahin einschlagenden Reden so lange nicht mehr zu tragen braucht, bis die Unmöglichkeit hinweggeräumt ist. —

Du wirst fragen, wozu in aller Welt sie mich denn nun hier in Berlin brauchen? Antwort, einestheils weiß ich's nicht recht, anderntheils glaub' ich, daß sie den Winter über einige große Concerte mit Hinzuziehung aller ihrer besten Mittel geben werden, und daß ich die dann, theils in der Kirche, theils im Saal, dirigiren soll. Auch ob dies zu Stande kommt, scheint mir noch sehr in Frage; jedenfalls aber wird es das Einzige sein, was meiner Meinung nach in dieser Zeit zu Stande kommen kann und wird.

An den Präsidenten Verkenius in Cöln.

Berlin, den 14. August 1841.

Lieber verehrter Herr Präsident!

So sehr ich mich freute, als ich in der Adresse Ihres gestrigen Briefes die liebe, wohlbekannte Handschrift sah, so tief betrübt wurde ich durch den ernsten, wehmüthigen Ton Ihrer Worte, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich die Nachricht von der Fortdauer Ihrer Krankheit erschreckt und bekümmert. Oft ist es freilich der Fall, daß in Augenblicken des Uebelbefindens Einem Alles mit einem schwarzen Schleier zugedeckt erscheint, daß die Krankheit nicht blos den Körper, sondern Geist und Gedanken mit in ihren Bereich zieht (so geht mir's immer, wenn ich unpäßlich oder krank bin) und daß dann mit der eintretenden Genesung auch die trüben Bilder verscheucht sind. Gebe doch Gott, daß dies bei Ihnen der Fall sein möge, und zwar recht, recht bald; doch sind jene trüben Momente darum nicht weniger beängstigend in der Gegenwart, wenn sie auch schnell vergehen und dann vergessen sind. Könnte ich doch nur irgend etwas thun, um sie Ihnen zu erheitern oder zu vertreiben! Da empfindet man erst die Entfernung doppelt schmerz-

lich, wenn so herzlich geliebte und verehrte Freunde zu leiden haben, und wenn man sein Leben abgesondert fortleben muß, statt ihnen nahe zu sein und mitzuleiden, wenn man auch nicht helfen und erleichtern kann.

Sie sagen, daß Ihnen meine Briefe nicht unangenehm sind; ich werde deshalb recht oft schreiben; lassen Sie mich's wissen, wenn es zu oft werden sollte; und der Himmel gebe, daß ich bald erfreuliche Nachrichten über Ihre Genesung von Ihnen selbst oder von einem der Ihrigen als Erwiederung erfahre.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun mit meiner Familie hier und lebe wieder mit der Mutter und den Geschwistern in demselben Hause, aus welchem ich vor zwölf Jahren mit schwerem Herzen zog. Desto sonderbarer ist es mir, daß ich mich trotz der Freude, mit Mutter und Geschwistern zu sein, trotz aller Vorzüge und frohen Erinnerungen kaum an irgend einem Orte Deutschlands so wenig zu Haus fühlen kann, als hier. Der Grund mag darin liegen, daß alle Ursachen, welche mir es damals unmöglich machten, meine Laufbahn hier zu beginnen und zu erweitern, welche mich also von hier forttrieben, nach wie vor noch bestehen und leider auch wohl für ewige Zeiten bestehen werden. Dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe unpoetische Streben nach äußerlichen Resultaten, derselbe Ueberfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel sicherer und gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Ich glaube, daß sich diese Eigenschaften in allen Dingen hier wiederfinden werden;

— in den musikalischen ist es ohne Zweifel der Fall. Der König hat den besten Willen, dies alles zu verändern und zu verbessern; wenn er aber auch diesen Willen unerschütterlich eine Reihe von Jahren festhielte, wenn er lauter Leute fände, die denselben Willen hätten und unermüdlich daran arbeiteten, auch dann wären Resultate, erfreuliche Erscheinungen erst nach dieser Reihe von Jahren zu erwarten, wie mir scheint, und beide verlangt man hier zu *allererst*. Als ob der Boden erst wieder ganz umgeackert und aufgewühlt werden müßte, um Früchte zu tragen, so scheint mir's hier, wenigstens in meinem Fach. Die Musiker sind jeder für sich, nicht je zwei mit einander übereinstimmend; die Liebhaber in tausend kleinen Kreisen vertheilt und verschwunden; dabei ist alle Musik, die man hört, allerhöchstens mittelmäßig, nur die Kritik scharf, genau und wohl ausgebildet; — das scheinen mir für die nächste Zeit keine guten Aussichten, und jenes „von Grund aus aufrichten" ist meine Sache nicht, denn mir fehlt es an Talent und Lust dazu. So erwarte ich, was man von mir verlangt, und das beschränkt sich wahrscheinlich blos auf eine Anzahl Concerte, die die Akademie der Künste im kommenden Winter geben und die ich dann dirigiren soll. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen noch einige musikalische Details schreiben. Gebe nur der Himmel, daß ich bald, bald über Ihr Wohlbefinden beruhigt werden und Sie in Heiterkeit und Gesundheit wiedersehen möge! Gott gebe das! Immer

Ihr treuer

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Präsidenten Verkenius in Cöln.

Berlin, den 23. August 1841.

Lieber Herr Präsident!

Sie sehen, daß ich mir Ihre Erlaubniß zu Nutze mache und fleißig schreiben will; wird es Ihnen zu viel, so lesen Sie es nicht, oder lassen mich es wissen. Gebe nur Gott, daß ich von Ihrer wiederkehrenden Gesundheit bald frohe Nachricht vernehmen möge! Daran denke ich alle Tage, das wünsche ich alle Tage.

In meinem vorigen Briefe versprach ich Ihnen einige Details über das hiesige Musikwesen, so weit es mir bis jetzt bekannt geworden. Leider ist darüber wenig Erfreuliches zu melden. Wie überall, so sind es hier hauptsächlich die Directionen, die dafür verantwortlich sein mögen; indeß gehen diese doch auch wieder mehr oder weniger aus dem Publikum hervor, und so kann ich die Sonderung eigentlich nicht machen, die den Berlinern so geläufig ist, welche auf alle Directionen, musikalische und andere, schimpfen und schelten, und es doch gern beim Alten bleiben sehen. Der ganze Sinn der Musiker wie der Dilettanten ist zu wenig auf's Praktische gerichtet; sie musiciren eigentlich meist, um nachher und vorher darüber reden

zu können, und da kommen die Reden besser und klüger, aber die Musik mangelhafter heraus, als an den meisten anderen deutschen Orten. — Nun ist ja zum Unglück über Musik und deren Mangelhaftigkeit so wenig zu reden; nur fühlen und besser machen giebt es da; also weiß ich auch nicht, wie es je anders damit werden soll. Beim Orchester (so gute Mitglieder die Einzelnen sind) ist das Alles leider zu sehen. Ich habe in Opern und Symphonien solche Schnitzer, solche Tonfehler fortwährend machen hören, daß dergleichen nur bei der größten Gedankenlosigkeit möglich ist. Die Leute sind Königliche Beamte, sind nicht zur Rechenschaft zu ziehen, und kommt es nachher zur Sprache, so beweiset man Ihnen, daß es eigentlich gar keinen Tact giebt, oder geben sollte, was weiß ich; aber item es geht schlecht. Ich habe mein Trio 10—12 mal hier gespielt; jedesmal kamen dergleichen Tactfehler, dergleichen Nachlässigkeitsschnitzer in der Begleitung vor, obgleich es die ersten hiesigen Künstler waren, die mit mir spielten. Die Schuld von diesem Wesen trifft allerdings größtentheils Spontini, der seit so langer Zeit an der Spitze stand und die vielen braven Musiker, die darin sind, eher gedrückt als erhoben und hinaufgeschwungen hat. Nach meiner Ueberzeugung wäre Spohr der Mann, der helfen und alles das wieder in Schick bringen könnte, aber eben deshalb wird er gewiß nicht genommen werden; es sprechen wieder zu Viele mit, und wollen Alles zu idealisch schön haben; daraus folgt die Mittelmäßigkeit.

Noch schlimmer sieht es fast mit dem Dilettantenwesen aus. Ihr Haupt-Organ und -Institut ist die Sing-Akademie, und dort glaubt wieder ein Jeder den Director weit übersehen zu können. Aber wüßten sie wirklich alle recht, wie es sein soll,

so würden sie besser zusammen singen, es möchte dirigirt werden, wie wollte, und es würden die falschen Noten, die Tactfehler verschwinden, und die verschwinden gar nicht. So kommt auch hier wieder das Meiste auf Gespräch hinaus. — Neulich hörte ich die Pasta in der Semiramide. Sie singt jetzt, namentlich in den Mitteltönen, so fürchterlich falsch, daß es eine wahre Qual ist; dabei sind natürlich die herrlichen Spuren ihres großen Talentes, die Züge, die eine Sängerin ersten Ranges verrathen, oft unverkennbar. In einer andern Stadt würde man das schreckliche Detoniren erst empfunden und — nachher überlegt haben, daß dies die große Künstlerin sei; hier sagte sich Jeder vorher, dies sei die Pasta, sie sei alt, sie könne daher nicht mehr rein singen, man müsse also davon abstrahiren. So würde man sie anderswo vielleicht ungerechterweise herabgewürdigt haben; hier war man ungerechterweise entzückt, und zwar mit voller Reflexion, mit Bewußtsein des Drüberstehens entzückt. Das ist ein schlimmes Entzücken! —

O weh! wie hypochondrisch ist der Brief geworden! Ich sollte Ihnen viel mehr Lustiges schreiben, um Sie aufzuheitern. Das nächste Mal will ich denn versuchen, eine etwas rosenfarbigere Seite herauszufinden; verzeihen Sie heut' die schwarzbraune*. Mit den herzlichsten innigsten Wünschen für Ihre Genesung bin ich stets

Ihr Sie liebender

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

* Der Tod des Präsidenten Verkenius beendigte mit diesem Briefe die Correspondenz.

An Franz Hauser

(später Director des Conservatoriums in München).

Berlin, den 12. October 1841.

— — — — Was man Dir von Berlin und den hiesigen Aussichten erzählt haben mag, weiß ich nicht. Betraf es aber die Idee, von der alle Leute und alle Journale sprechen, hier ein musikalisches Conservatorium zu gründen, so bedaure ich sagen zu müssen, daß ich davon nicht mehr weiß, als alle Anderen zu wissen scheinen. Der Wunsch dazu soll da sein, — eine entfernte Aussicht vielleicht, aber viel zu entfernt, als daß sich für die erste Zeit das Mindeste mit Bestimmtheit darüber sagen ließe. Es können Jahre darüber hingehn, — es kann ganz und gar nichts daraus werden (dies ist nicht das Unwahrscheinlichste), — es kann auch wohl nächstens wieder die Rede davon kommen. Von all' solchen Sachen habe ich erst seit den letzten drei Monaten einen Begriff, die ich hier zubrachte, und das Treiben in der Nähe sah. Man kömmt mir von allen Seiten so überaus freund=

lich entgegen, daß ich persönlich es nicht besser wünschen kann und nur Grund zur Erkenntlichkeit habe; aber so leicht für die Person hier Alles sich zu machen scheint, so schwer für die Sache. Und das ist doch am Ende immer das Wichtigste, sollte das Erste sein! Wüßte ich nur, wie es zu bessern wäre. Einstweilen schreibe ich Noten und antworte, wenn man mich frägt.

— — — — —

An den Concertmeister Ferdinand David in Leipzig.

Berlin, den 21. October 1841.

Lieber David!

Hab' Dank, daß Du die Antigone gleich durchgelesen hast; daß sie Dir ungeheuer gefallen würde, wenn Du sie läsest, das wußte ich wohl vorher, und eben dieser Eindruck, den das Durchlesen auf mich machte, ist eigentlich Schuld, daß die ganze Sache zu Stande kommt. Denn Alles sprach hin und her darüber und Keiner wollte anfangen; sie wollten es auf's nächste Spätjahr verschieben und dergl., und wie mich das Herrliche des Stückes so packte, da kriegte ich den alten Tieck an und sagte: jetzt oder niemals! Und der war liebenswürdig und sagte: jetzt! und so componirte ich aus Herzenslust darauf los, und jetzt haben wir täglich zwei Proben davon, und die Chöre knallen, daß es eine wahre Wonne ist. Ganz Berlin glaubt natürlich, wir seien sehr pfiffig, und ich componirte die Chöre, um Hofgünstling zu sein, oder Hofmusikus, oder Hofnarr, und ich gedachte anfänglich gerade im Gegentheil, mich auf die Sache gar nicht einzulassen; aber das Stück mit seiner außerordentlichen Schönheit und Herrlichkeit

trieb mir alles Andere aus dem Kopf und ließ mir nur den Wunsch, es baldmöglichst einmal dargestellt zu sehen. — Die Aufgabe an sich war herrlich, und ich habe mit herzlicher Freude gearbeitet. Mir war's merkwürdig, wie es so viel Unveränderliches in der Kunst giebt; die Stimmungen aller dieser Chöre sind noch heut' so ächt musikalisch und wieder so verschieden unter sich, daß sich's kein Mensch schöner wünschen könnte zur Composition. Wenn es hier nur nicht gar zu schwer wäre, über ein Werk auch nur einigermaßen zur Besinnung zu kommen. Man findet meist nur unverschämte Schmeichler oder ebenso unverschämte Kritiker, und mit beiden ist es nicht gethan, denn beide verleiden Einem Alles von vorne herein. Bis jetzt habe ich nur mit Bewunderung zu thun gehabt; nach der Aufführung werden aber wohl die Gelehrten kommen und mir offenbaren, wie ich hätte componiren müssen, wenn ich ein Berliner gewesen wäre!

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Professor Dehn hier.*

Berlin, den 28. October 1841.

Hochgeehrter Herr!

Die freundlichen wohlwollenden Gesinnungen, welche Sie mir durch Ihr gestriges Schreiben beweisen, haben mir sehr große Freude gemacht, und ich sage Ihnen meinen besten und aufrichtigen Dank dafür. Obwohl ich ganz mit Ihnen darin übereinstimme, daß meine Chöre zur Antigone Gelegenheit zu einer Menge schiefer und schädlicher Urtheile geben werden, so kann ich dennoch dieser Unannehmlichkeit nicht durch das Mittel begegnen, welches Sie mir so freundlich anbieten. — Ich habe mir es nämlich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, niemals etwas Musik Betreffendes selbst in öffentliche Blätter zu schreiben, noch auch direct oder indirect einen Artikel über meine eigenen Leistungen zu veranlassen; und wenn ich auch einsehe, wie oft mir dies zum augenblicklichen und empfindlichen Nachtheil gereichen muß, so kann ich doch von einem Vorsatz nicht abweichen, den ich unter allen

* Antwort auf dessen Aufforderung, in seiner musikalischen Zeitschrift etwas über die Antigone zu schreiben oder schreiben zu lassen.

Umständen auf's Strengste befolgt habe. Bin ich daher auch nicht im Stande, Ihr zuvorkommendes Erbieten anzunehmen, so bitte ich Sie doch zu glauben, daß meine Dankbarkeit für die mir geäußerten freundlichen Absichten ganz dieselbe bleibt, und in der Hoffnung, bald eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen die Versicherung derselben mündlich zu wiederholen, bin ich u. s. w.

An den Professor Köstlin in Tübingen.

Berlin, den 15. December 1841.

Als ich neulich nach einer langen Gesellschaft beim Nachtessen neben eine Dame gesetzt wurde, die Süddeutsch sprach und in Stuttgart zu Hause schien, so dachte ich, ich wollt' doch einmal fragen, ob sie auch was von Tübingen wüßte, und fragte nach dem Professor Köstlin. Den kenne sie nicht, sagte sie, aber eine ihrer Bekannten habe ihr geschrieben, er habe sich kürzlich verlobt; das war die erste frohe Nachricht. Den Namen der Braut wisse sie auch nicht, aber so viel erinnerte sie sich, es sei eine Münchnerin und ein wahres musikalisches Genie. — Mir schwante dabei so Mancherlei; — ich schwur ihr, die müsse Josephine Lang heißen; sie meinte, es sei ein anderer Name gewesen, sie wolle zu Hause im Brief nachsehen. Am nächsten Morgen bekam ich ein Billet, „die Braut des Herrn Köstlin heiße doch Josephine Lang, und er sei kürzlich in München, dann in Stuttgart mit ihr gewesen" u. s. w. Ohne die letzte Nachricht hätte ich wohl gleich an Sie geschrieben und Ihnen meine Freude, meinen Glückwunsch, den aller-allerherzlichsten für Sie beide gebracht. Nun bekomme ich Ihren lieben Brief

und die Details zu dem, was mir die süddeutsche Dame Frohes verkündet hatte. Erstlich also meinen Dank dafür, und dann vor Allem meine wahren Segenswünsche zu dem schönen herrlichen Bunde; meine Wünsche für Ihre und Ihrer Braut Gesundheit (das Glück ist dann ja von selbst da, und alles andere Wohlergehen), und meine herzliche, herzliche Theilnahme an Allem, was Sie beide nun und in Zukunft betrifft. Es geschieht mir mit, was Ihnen geschieht. Wäre ich nicht der elendeste Briefschreiber, so hätte ich Ihrer Braut schon seit einem halben Jahre geschrieben, um ihr für die beiden Liederhefte zu danken, die sie herausgegeben hat. In Gedanken habe ich es wohl zwanzigmal gethan. Seit längster Zeit hat mich keine neue Musik so wohlthuend, so innerlich berührt, wie diese vortrefflichen Lieder, und nicht blos mir, sondern Allen, die mit meinen Neigungen übereinstimmen, die meine Liebe zur Musik theilen und auf ähnliche Weise empfinden, allen denen ist die Erscheinung der Lieder gleich unerwartet, gleich hochwillkommen gewesen. Meiner Schwester wollte ich sie damals von Leipzig aus zusenden, und als das Exemplar ankam, so hatte sie sich schon eins angeschafft, ohne daß wir jemals darüber correspondirt hatten. Ihr Gedicht aus Fis dur steht wohl vor allen oben an, und das Lenau'sche Meer aus C dur, und die Frühlingskinder aus E, und die Goethe'schen geliebten Bäume aus D, und wunderlieblich finde ich das Blumauer'sche aus F dur $^3/_8$, man kann sich ja gar nichts Reizenderes denken, als wie das so selig hingeplaudert wird, immer eins nach dem andern aufgezählt, und alles so zierlich und neckisch, und ein wenig verliebt dabei. An so vielen Stellen in beiden Heften glaubte ich, jetzt hörte ich

Josephine Lang singen, obwohl es eine lange Zeit her ist, daß ich sie nicht gehört habe; es ist da so manche Wendung, die ihr so erbeigenthümlich angehört, von Gottes Gnaden, und zu solcher Wendung in der Musik machte sie auch wohl mit dem Kopfe eine Wendung, und eben die ganze Erscheinung und die Stimme und das Wesen standen bei den Liedern mir wieder gleich vor Augen, — das Alles wollte ich schreiben und mich in meinem und aller meiner Freunde Namen viel tausendmal bedanken; — nun kommt es sehr in den Hintergrund, denn die allerherzlichsten Glückwünsche stehen ganz vorn an und lassen heut' nichts Anderes recht aufkommen. — Doch müssen Sie, wenn Sie ihr diese mittheilen, ihr auch zugleich sagen, wie viel Freude sie uns gemacht hat. —

Und um Gotteswillen halten Sie sie zum fleißigen Componiren an! Es ist wahrhaftig Ihre Pflicht gegen uns alle, die wir nach gutem Neuen immerfort lechzen und umschauen. Sie schickte mir einmal Sammlungen verschiedener Componisten, und einige von ihr dabei, und schrieb, ich möchte ihre Versuche unter den Meisterwerken so berühmter Namen nachsichtsvoll u. s. w. O Jemine, wie sehen die Meisterwerke und die berühmten Namen so winzig aus gegen diese frische Musik! Also wie gesagt, treiben Sie sie erschrecklich zu lauter neuen Compositionen an! —

Und wenn ich noch etwas wünschen soll, so bleibe Ihnen die selige Verlobungsstimmung immerfort in der Ehe, d. h. es gehe Ihnen darin wie mir, der ich keinen Tag Gott genug dafür danken kann. —

Und lassen Sie mich doch nicht meine elende Correspon-

denkenschaft entgelten! Ich kann keinen ordentlichen vernünftigen Brief zusammenbringen; aber Sie sollten mir dennoch so von Zeit zu Zeit schreiben. Wären es Noten, so klagte ich nicht, und die Worte sind ja Ihre Noten; da ist Ihnen also anders zu Muthe dabei.

Und nun leben Sie wohl für heut' und denken Sie jederzeit freundlich

Ihres

ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

London, den 21. Juni 1842.

Liebe Mutter!

Dein gestriger Brief war wieder so schön und freute uns * so sehr, daß ich Dir gleich heute ausführlich danken muß, habe ich's doch kaum für den letzten thun können, der ein wahres Kaleidoskop von Berliner Zuständen enthält, die sich durch die Gläser Deiner Beschreibung immer neu und allerliebst ausnehmen. Könnte ich's nur halb so gut, so bekämst Du heut' den allernettesten Brief, denn wir sehen täglich die schönsten herrlichsten Dinge; aber ich bin von dem allzu tollen Treiben der letzten Woche etwas abgespannt und habe ein paar Tage hauptsächlich auf dem Sopha gelegen, Wilhelm Meister gelesen und mit Klingemann Abends die Felder durchstreift, um mich wieder einigermaßen zurecht zu kriegen. —

Schmeckt also der heutige Brief etwas müde und lendenlahm, so malt er meine Empfindungen treffend. — Sie haben

* Mendelssohn und seine Frau.

es aber auch ein bischen zu toll mit mir getrieben; neulich auf der Orgel in Christchurch, Newgate Street, dachte ich ein paar Augenblicke, ich müßte ersticken, so groß war das Gedränge und Gewühl um die Orgelbank her. — Auch ein paar Tage darauf, wo ich in Exeter Hall vor 3000 Menschen spielen mußte, die mir ein Hurrah zuriefen, und mit den Schnupftüchern wehten, und mit den Füßen stampften, daß der Saal dröhnte, — da merke ich im Augenblicke nichts Schlimmes davon, aber den Morgen darauf ist mir's wüst und übernächtig im Kopf. — Dazu die hübsche allerliebste Königin Victoria, die so mädchenhaft und schüchtern freundlich und höflich ist, und so gut Deutsch spricht, und all' meine Sachen so gut kannte: die vier Hefte Lieder ohne Worte, und die mit Worten, und die Symphonie und den Lobgesang. Gestern Abend war ich nämlich bei der Königin, die mit Prinz Albert fast ganz allein war, und sich neben das Clavier setzte, und sich vorspielen ließ: erst sieben Lieder ohne Worte, dann die Serenade, dann zwei freie Phantasieen auf Rule Britannia, und Lützow's wilde Jagd, und Gaudeamus igitur. Letzteres wollte etwas schwer halten, aber remonstriren ging doch auch nicht an, und da sie die Themas gaben, so konnte ich sie auch spielen. Dazu die schöne prächtige Gallerie in Buckingham Palace, wo sie ihren Thee trank und wo zwei Schweine von Paul Potter hängen und mehrere andere Bilder, die mir auch nicht übel gefielen. Dazu, daß meine A moll Symphonie den Leuten sehr gut zugesagt hat, daß sie uns sammt und sonders mit einer Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit aufnehmen, die Alles übersteigt, was ich je von Gastfreiheit gekannt habe, — das Alles macht mir's zuweilen ganz

verwirrt und toll im Kopfe, und ich muß mich zusammennehmen, um nicht die Fassung zu verlieren. —

Den 22. Juni. Heute kann ich aber munteren Muthes den Brief fortsetzen; die müde Laune ist verschlafen und mir ist wieder wohl und frisch. Gestern Abend spielte ich mein D moll Concert und dirigirte meine Hebriden im Philharmonic, wo sie mich wie einen alten Freund empfangen und mit einer Liebe gespielt haben, die mir gar zu viel Freude verursachte. Die Leute machen diesmal einen solchen Scandal mit mir, daß ich ganz verblüfft davon bin; ich glaube, sie haben zehn Minuten lang geklatscht und getrampelt nach dem Concert, und die Hebriden mußten wiederholt werden. Die Directoren geben mir nächste Woche ein diner in Greenwich, da wollen wir in corpore die Themse herunter fahren und speeches machen; sie sprechen davon, die Antigone in Coventgarden aufzuführen, sobald sie eine ordentliche Uebersetzung kriegen können. — Neulich komme ich in ein Concert in Exeter Hall, wo ich gar nichts zu thun hatte, schlendere ganz pommadig mit Klingemann hinein, — es war schon in der Mitte des ersten Theils, — ein Stücker 3000 Personen gegenwärtig, und wie ich eben in die Thüre trete, fängt ein Lärmen und Klatschen und Rufen und Aufstehen an, daß ich erst gar nicht glaubte, es gälte mir, dann aber merkte ich es, als ich an meinen Platz kam und Sir Robert Peel und Lord Wharncliffe ganz nahe bei mir hatte, und sie mit applaudirten, bis ich Diener machte und mich bedanken mußte. — Ich war höllisch stolz auf meine Popularität in Peel's Gegenwart; als ich nach dem Concerte wegging, brachten sie mir wieder ein Hurrah. —

Ach, und wie schön hat Mrs. Butler neulich bei Chorley

Shakespeare's Antonius und Cleopatra vorgelesen! Wir sind noch immer in einem guten Verhältniß seit unserer Bekanntschaft vor zwölf Jahren (es ist ja Miß Fanny Kemble), und sie las mir zu Ehren, aber gar zu schön! Und Lady Morgan war da, und Winterhalter, und Mrs. Jameson, und Duprez, — der sang nachher eine französische Romanze von einem alten Bettler, der solchen Hunger hat, und eine andere von einem jungen Mann, der eben toll werden will, mit dem Refrain: le vent qui vient à travers la montagne me rendra fou! — Sweet, sagten die Damen, — und Benedict's und Moscheles' und Grote's, — wer zählt sie alle! Heut' Abend um 7 Uhr essen wir bei Bunsen, und weil wir nachher nicht wissen, wie wir unsern Abend zubringen sollen, so werden wir wohl um 11 noch ein wenig zu Charles Kemble fahren, und unter den frühen Gästen sein, die späten kommen nach Mitternacht. — Und das unveränderlich heitere schöne Wetter dazu! Neulich sahen wir Morgens erst den Tower; dann die Katherine Docks; dann den Tunnel, aßen dann in Blackwall Fische; vesperten in Greenwich und kamen so über Peckham nach Hause; wir waren zu Fuß, zu Wagen, zu Dampfwagen, zu Boot und zu Dampfboot gefahren. Uebermorgen wollen wir auf zwei Tage nach Manchester und nächste Woche auf den Rückweg nach Frankfurt; das Musikfest im Haag habe ich aufgegeben, obwohl sie mich sehr quälten, zu meinem Lobgesang hin zu kommen. Ich will jetzt einmal die nächsten Wochen keine Musik machen. —

Ich hätte noch gar zu viel zu plaudern, mit Fanny von der Bridgewater Collection (wo Bilder und Zeichnungen von Hensel hängen), und von Sutherland Haus, und von Grosvenorhouse

u. s. w., und mit Rebecka vom Meeting der scientific men in Manchester, zu dem ich auch geladen war, und leider nicht kommen und Whewell begrüßen konnte. Jacoby und Enke sind auch da; da fehle ich nur. —

Aber ich muß schließen. Auf frohes Wiedersehen, liebste Mutter und liebste Geschwister.

Euer

Felix.

An Carl Eckert in Paris.

Berlin, den 26. Januar 1842.

Lieber Eckert!

Recht lange bin ich Ihnen auf Ihren lieben freundlichen Brief die Antwort schuldig. Verzeihen Sie mir das; ich lebe ein so hin und her bewegtes Leben in diesem Jahre, daß ich noch weniger als sonst zum Correspondiren kommen kann. Daß mir es große Freude gemacht hat, von Ihnen zu hören, und jederzeit machen wird, so oft ich von Ihnen höre, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Sie wissen, wie lieb ich Sie in den Jahren Ihres Leipziger Aufenthalts gewonnen habe, und wie ich Ihr Talent und Ihren Charakter gleich hoch halte und achte. Und man weiß wirklich nicht, welches von beiden man in der jetzigen Zeit für wichtiger halten soll: ohne Talent geht's nicht; aber ohne Charakter auch eben nicht; das sieht man ja Tag für Tag an den schönsten Talenten, die alle Erwartungen erregten und doch nichts zu Stande bringen. Gebe Ihnen der Himmel eine fortdauernde Entwickelung der beiden, wie Sie in den letzten Jahren darin weiter geschritten sind, oder vielmehr geben Sie selbst sich Alles das, denn der

Himmel kann nicht mehr thun, als zu alledem die Keime und Anlagen geben, wie er sie Ihnen so reichlich gegeben hat; das Uebrige ist dann eines Jeden eigene Sache und Verantwortlichkeit. Solch' ein Predigerton wird Ihnen wohl bei Ihrem jetzigen Aufenthalt im lustigen Paris ganz curios klingen; aber daraus besteht ja eben die Welt und das Leben, daß jede Bestie ihren Pelz und ihr Gebrüll für sich hat, also brülle ich meinen alten Ton immer fort. —

Hofrath Förster schickte mir gestern Ihre Lieder ohne Worte und Ihre Ouvertüre, und da habe ich mich denn mit wenig Anderem als mit Ihnen und Ihren Compositionen beschäftigt, und über beide habe ich mich so recht herzlich gefreut: über eins in der Erinnerung, über's andere in der Gegenwart. Ihre lieben Lieder habe ich mir gestern und heute oft und mit großer Freude durchgespielt und durchgesehen; sie gefallen mir alle, und sind alle so recht herzliche, empfundene Musik, — mehr, mehr, und tausendmal mehr in dieser und allen andern Arten. Auch die Ouvertüre in Fis moll hat mir großes Vergnügen gemacht und sagt mir fast durchgängig zu; nur einige wenige Stellen scheinen mir ein klein wenig zu breit; aber darüber müssen wir nicht schreiben, sondern sprechen, wenn wir uns einmal wiedersehen, obwohl ich eigentlich das einzige Wichtige, was ich Ihnen über Ihre Musik zu sagen wüßte, in diesem Brief schon gesagt habe: mehr und immer mehr! Sie haben eine Stufe erreicht, die man in jeder Beziehung die Meisterschaft nennen muß, vor der jeder Musiker und Musikfreund die größte Achtung hat, und über die hinaus nichts wesentliches Aeußerliches (es heiße Gelehrtheit oder Anerkennung, Uebung und

Wissenschaft, oder Ehre und Ruhm) mehr erstrebt zu werden verdient; aber gerade da geht nach meiner Meinung erst die wahre Arbeitszeit an; da handelt sich's nur davon, was aus eigener Brust, aus tiefstem Herzen erlebt und ausgesprochen wird, ernst oder heiter, bitter oder süß; da tritt der Charakter und das Leben ein, und damit das Leben nicht zerstreuend und vereitelnd wirke, wenn es glänzend und glücklich, oder entmuthigend und vernichtend, wenn es das Gegentheil ist, giebt es nur das eine Mittel: Arbeiten und Fortarbeiten. So habe ich auch für Sie nur den einen Wunsch: arbeiten Sie heraus, was in Ihnen, in Ihren Stimmungen und Empfindungen lebt, was kein Anderer kennt und kein Anderer hat, als Sie; gehen Sie bei Ihren Werken nur immer tiefer in Ihr Inneres, und prägen Sie das aus, und lassen Sie bei allen äußeren Fragen und bei der Form die Kritik und den Verstand walten, so viel Sie wollen, aber bei allem Inneren und allen Grundgedanken nur das Herz und nur die gefühlte Stimmung; — so arbeiten Sie nur täglich und stündlich und unabläßig, — darin werden Sie nie Meisterschaft und Vollkommenheit erreichen, und Keiner hat es je, und darum ist es der höchste Lebensberuf.

Neulich war ich auf drei Wochen in Leipzig und habe mich so gut amüsirt, und so viel gute Musik gehört und mitgemacht! Einen Morgen kam ich zu Klengel's; es war der Mittwoch in der Bußtagswoche, Vormittag um elf; der Alte im Schlafrock am Clavier: weil doch die Woche keine Concertprobe sei, habe er Nanni ein wenig singen lassen die Rede kam auf Julius' Lieder; ja wenn nur ein Alt da wäre, hieß es; ich erbot mich zu falsettiren, die Noten wurden

geholt; — guter Rothwein dazu; wir setzten uns um den Tisch und sangen alle seine Lieder, die mich auf's Herzlichste erfreuten, und einige von Ihnen dazu. Ich hatte den Morgen Vielerlei vor, blieb aber doch bis halb zwei da sitzen und konnte nicht fort. — Solchen Morgen suchen Sie einmal in Ihrem Paris! — Und Sie in Ihrem Berlin! werden Sie erwiedern. — Ja freilich. —

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie mir gut, wie ich stets

Ihr Freund

Felix M. B.

An seine Mutter.

Interlaken, den 18. August 1842.

Liebes Mütterchen!

Weißt Du noch, wie wir vor zwanzig Jahren in dem hübschen Wirthshaus hier wohnten, unter den großen Nußbäumen (ich zeichnete einen davon) und bei der jungen, schönen Wirthin? Vor zehn Jahren, als ich hier war, wollten sie mir kein Quartier geben, — ich sah zu ruppig aus von der Fußreise, und ich glaube, das war der einzige Aerger, den ich damals auf dieser Reise hatte. Jetzt wohnen wir wieder hier, als gemachte Leute, — die Jungfrau mit ihren Silberhörnern ist noch gerade so zart und zierlich und zackicht in die Luft gezeichnet, und sieht frisch aus, — die Wirthin ist aber recht alt geworden, und nur an ihrer Haltung erkannte ich sie noch gleich für dieselbe; auch habe ich wieder Nußbäume gezeichnet, viel besser wie damals, viel schlechter als ich weiß, daß es eigentlich sein müßte, und die Post in Unterseen bringt uns aus demselben Hause die Briefe wie damals, und viel neue Häuser sind gebaut, und die Aar schluchzt und schlupft mit derselben Eile und Stille

und Grüne wie damals, — time is, time was, time is passed. Eigentlich habe ich Dir weiter nichts zu schreiben, als daß wir alle wohl sind und Eurer täglich und stündlich eingedenk*. Schweizer Beschreibungen sind ja gar nicht zu machen, und statt eines Tagebuchs, wie das vorige Mal, zeichne ich diesmal ganz wüthig darauf los, sitze tagelang vor einem Berge und suche ihn nachzumachen, — bis das Bild verdorben ist, eher lasse ich nicht ab, und muß täglich wenigstens eine Landschaft im Buch haben. Wer die Gemmi aber nicht gesehen hat, der kennt die Schweiz gar nicht, und so sagt Jeder von jedem Neuen, das er in diesem unbegreiflich schönen Lande zu sehen bekömmt. Sonderbar geht mir es damit wie mit den besten Büchern, die sich mit Einem verändern, in jeder Veränderung eine neue Seite hervorkehren und immer gleich herrlich und gleich hoch dastehen. So habe ich diesmal, wo ich es mit meiner Frau sehe, einen ganz andern Eindruck, als die vorigen Male: da wollte ich auf jeden zackigen Berg und auf jede grüne Wiese gleich hinauflaufen; diesmal dagegen möchte ich überall bleiben und Monate lang wohnen. Ich stehe gar nicht dafür, daß ich irgend einen schönen Frühling einmal hierher aufpacke mit Kind und Kegel, und mich nicht eher wieder im Norden einfinde, als bis alle Blätter herunter sind; das sind wenigstens jetzt meine täglichen Gedanken und Luftschlösser. In den nächsten Tagen wollen wir nun in's Oberland; ich freue mich auf den Vollmond in Lauterbrunnen; dann wieder

* Die Reisegesellschaft bestand aus Mendelssohn, seinem Bruder und deren beiden Frauen.

hierher zurück, dann über Furka und Grimsel nach dem Vierwaldstätter See und Rigi, und dann heraus aus dem Land aller Länder, und nach Deutschland zurück, wo es aber eigentlich auch nicht so übel ist. Ueberhaupt gefällt mir an manchen Tagen die Welt gar so absonderlich. — Ich schreibe schöne Neuigkeiten, liebe Mutter! Verzeih' mir, aber ich habe keine besseren und weiß zudem, daß Paul vor wenig Tagen alles weitläufig geschrieben hat. Mündlich soll es an ein Erzählen gehen, das gar kein Ende nehmen soll. Wüßte ich nur, ob ich dann für immer oder nur für wenige Wochen in Berlin sein werde; wie gern schriebe ich Dir das erste! Aber die ganze Angelegenheit hat sich in der letzten Zeit wieder so seltsam ge- und verdreht, daß ich nicht mehr aus noch ein weiß und ganz verwirrt und wüst werde, wenn ich daran denken will, was ich zu thun habe. Bei meiner Rückkehr wird sich's ja finden; zürne mir nur nicht wegen der langen Unbestimmtheit, — ich kann nichts dafür!

Immer Dein

Felix.

An seine Mutter.

Zürich, den 3. September 1842.

Liebe Mutter!

Solch' ein schwarzes Correspondenten-Herz habe ich doch nicht, daß ich es darüber bringen könnte, Dir nur einmal von der Schweiz aus geschrieben zu haben. Es geht zwar schon mit dieser Schweiz für diesmal ziemlich zu Ende: — Sennhütten kriegen wir nicht mehr viel zu sehen, Gletscher und dergleichen auch nicht, Felsen und so fort ebenso wenig; aber doch sind noch der grün-blaue See, und die reinlichen Häuser, und die bunten Gärten da, und ein Hügelzug, wie er nur in diesem herrlichen Lande am Eingange stehen kann. Also noch einmal meinen Gruß an Euch alle aus der Schweiz! Schön war's wieder da; wir haben es recht von Grund aus genossen. — Frohe Laune, vollkommene Gesundheit, klares Wetter kamen zusammen, um uns die Wunder alle recht eindringlich vor die Seele zu führen. Nur die Partien der letzten Tage mußten wir aufgeben, wegen Regen und Nebel, und bei ungünstigem Wetter. Leider war darunter auch der Rigi und der Schaffhausener Rheinfall, die wir nun beide nicht zu sehen bekommen, denn fortwährend bleibt es wolkig und kalt und unreisemäßig in der Luft. Aber mit den beiden Ausnahmen haben wir es alles schöner gesehen, als man es je wieder wünschen und erwarten kann, und namentlich bin

ich jetzt vergnügt, daß ich am letzten schönen Vormittag noch meine Reise über die Surenen („durch der Surener furchtbar Eisgebirg" vide Wilhelm Tell) ausgeführt habe; an demselben Nachmittage fing es in Engelberg an zu regnen, am nächsten Tage mußte ich durch ganz Unterwalden mit aufgespanntem Regenschirme marschiren, und seitdem ist es nicht wieder gut geworden. — Auch habe ich meinen Führer vom vorigen Mal wieder aufgesucht; wir erkannten uns gegenseitig zu unserer größten Freude*. Er ist Wirth geworden zur Krone in Meiringen. Empfiehl doch allen Deinen Correspondenten den Mann und sein Haus, liebste Mutter. — Ich will nach London (allen Ernstes) schreiben, daß Murray in seinem nächsten rothen Guide to Switzerland die Crown in Meiringen loben soll. Er kann's mit gutem Gewissen. Michel hat ein gutes Haus, eine wunderhübsche Frau, fünf hübsche Kinder, denen ich in Unterseen Putzsachen und Soldaten gekauft habe, und so sahen wir uns nach den elf Jahren froh wieder. — Er trug mir die Worte nach zu dem Liede aus G dur, das er damals sang und dessen Melodie ich behalten, mich aber immer um die Verse gequält hatte. Als ich ihm sagte, wir wollten nach der Grimsel, wurde er ganz roth und sagte: „da muß ich aber mit, da muß ich mit". Und übergab die Gaststube (die sein Departement ist) einem guten Freunde, und war den nächsten Morgen bereit mit dem Bergstock und Staubkittel, und führte die Pferde bei den schweren Stellen, und die Damen bei den allerschwersten, und uns, wo etwas mit

* Siehe Mendelssohn's Briefe vom Jahre 1831.

Fußwegen abzuschneiden war, und die Leute in Guttannen lachten, wie er wieder ankam, „es ist nur für ein klein Weilchen“, sagte er, und einer, der Heu machte, rief ihm zu: „Ei Michel, kannst Du das Führen doch nicht lassen?“ Er vertraute mir auch, es käme ihm zuweilen schwer an, und dächte er nicht an Frau und Kind, wer weiß, was da geschähe. Auf der Grimsel trennten wir uns; hübsch war's. — Mancherlei habe ich gezeichnet und mir rechte Mühe damit gegeben, aber mehr als ein Gekritzel wird es hier zu Lande doch nicht. Indeß kann's immer für eine Art Tagebuch gelten, und als solches habe ich Anhänglichkeit für alle die alten und die jetzigen Blätter. — Eben war Kücken bei mir, der nach Paris reis't, eine Oper componirt, zu der ihm ein Wiener den Text gemacht hat, die er in Berlin gerne zuerst aufführen will. Das Faulhorn, Meyerbeer, Rungenhagen, der Brünig, der Lungernsee, Donizetti, und die Lohnkutscher belebten wechselweise die Conversation, — das Conservatorium in Berlin, und die Grimsel und Furka im Schnee nicht zu vergessen. — Aber was ist das für ein Brief! Jetzt will Paul durchaus Zürich besehen, und ich soll schließen. — Mir ist zu Muth, als würdest Du ungehalten werden über mein Geplapper, in dem nichts steht. Nun denn, wir sind alle vollkommen wohl und munter, haben Euch alle von Herzen lieb, denken Eurer immer und überall, und sagen Euch tausend Grüße, und auf frohes Wiedersehn! Das ist doch am Ende der Hauptinhalt aller erwünschten Briefe, und so sei es dieser auch. Auf Wiedersehen, liebste Mutter!

Immer Dein

Felix.

An N. Simrock in Bonn.

Frankfurt, den 21. September 1842.

Lieber Herr Simrock!

Ich schreibe Ihnen heut' in einer Angelegenheit, bei welcher ich vor Allem auf Ihre vollkommenste Discretion, auf's gänzliche Geheimhalten rechnen muß; indeß kenne ich aus Erfahrung Ihre Freundlichkeit für mich so gut, daß ich auch an Erfüllung dieses meines Wunsches nicht zweifle und im vollen Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit Ihnen die Sache vortrage. — Bei meinem Aufenthalt hier erfuhr ich zufällig, daß mein Freund und Kunstgenosse Herr X . . . an Sie wegen der Publication einiger neuen Werke geschrieben habe, bis jetzt aber noch ohne Antwort geblieben sei. Nun möchte ich im Interesse der Kunst, wie in dem meines Freundes gar zu gerne, daß diese Antwort bejahend ausfallen möge, und weil ich mir einbilde, daß Sie auf mein Wort und meinen Wunsch etwas geben, so fiel mir ein, Ihnen darüber zu schreiben und Sie zu bitten, wenn Sie irgend können, einige Werke meines Freundes dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Das Geheimhalten, um das

ich Sie gegen Jedermann und unter allen Umständen bitte, wünsch' ich deshalb, weil ich gewiß bin, daß Herr X... außer sich sein würde, wenn er im Entferntesten ahnete, daß ich einen solchen Schritt seinetwegen gethan habe. Ich weiß, daß ihm nichts unerträglicher wäre, als nicht durchweg auf eigenen Füßen zu stehen, und deshalb darf er niemals von diesem Briefe etwas erfahren. Aber andererseits ist es doch auch Pflicht und Schuldigkeit eines Künstlers gegen den andern, ihm über Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten so gut als möglich hinweg zu helfen und zu Erreichung seines Strebens nach Kräften beizutragen, wenn das Streben ein edles und die Sache eine gute ist. Und das ist beides hier wahrlich im höchsten Grade der Fall. Darum wollte ich Sie also gebeten haben, Einiges von seinen neuen Compositionen herauszugeben und überhaupt, womöglich, mit ihm in eine Art Verbindung zu treten. Ich weiß zwar recht wohl, daß mit den meisten seiner bisherigen Werke die deutschen Verleger kein brillantes Geschäft (wie man es nennt) gemacht haben, und ob das anders werden wird, das kann ich nicht versichern; aber daß es anders zu werden verdient, daran ist für mich kein Zweifel, und eben darum, und nur darum lege ich Ihnen diese Bitte vor. Sonst möchte er wahrhaftig mein Freund sein, so viel er wollte, ich würde es nicht thun. Aber eben weil doch eigentlich die einzige Rücksicht, die man vernünftiger Weise nehmen sollte, die auf den innern Werth ist, und weil das die einzige ist, die den Erfolg sichern müßte, wenn Alles mit rechten Dingen in der Welt zuginge, und weil es doch gar zu ärgerlich bleibt, wenn sich immer das alte Lied wiederholt von den verdienstvollen, geistreichen Künstlern, die

Anfangs Noth haben, daß nur überhaupt ihre Werke gekauft und bekannt werden, und denen nachher alles zujauchzt, wenn eins davon eingeschlagen und den Leuten auf den Pelz gebrannt hat, denen aber all' das Jauchzen nicht so viel Freude macht, als die vorherige Noth Verdruß, — eben deshalb möchte ich, Sie machten es einmal anders und glaubten mehr dem wahren Werth, als dem zufälligen Erfolge. Am Ende muß er ja doch gebannt werden, und die Frage ist nur in solchen Fällen, wie bald und nach wie viel Verdrießlichkeiten, und da ist eben der Punkt, wo ein Verleger einem Künstler so recht werth und wichtig werden kann. — Nach allgemeinem Applaus sind sie dann wohl alle bei der Hand, — aber eben Sie wären der Mann, es anders zu machen, denke ich, und so, wie es idealisch und doch zugleich praktisch und richtig ist. Verzeihen Sie mir die Freiheit, die ich mir nehme, und, wenn möglich, erfüllen Sie meinen Wunsch. Auf irgend hohes Honorar kommt es, so viel ich gehört habe, durchaus nicht an, aber sehr wesentlich auf einen freundlichen, künstlerischen Ton in der Correspondenz, auf Verbreitung und Bekanntmachung der Werke, und wenn Sie auf die Sache eingehen wollen und können, für mich besonders auf gänzliche Verschweigung meiner Einmischung, meines Namens und meiner Bitte. — Wenn ich in der nächsten Zeit von ihm erführe, daß Sie an ihn geschrieben und auf eine freundliche Weise zu einer Bekanntmachung seiner neuen Gesangs- und Pianoforte-Sachen die Hand geboten haben, — wie wollte ich mich da freuen!

Sie werden am Ende gar sagen: was will der faule Componist und der noch faulere Correspondent? Aber im letzten habe ich mich ja gebessert, wie figura zeigt, und im

erstern will ich's auch mit Allernächstem thun, und Sie ganz bestürmen mit Notenpapier (sobald es ordentlich beschrieben ist), und im eigenen Namen erbitten, was ich hier in dem meines Freundes dringend und herzlich erbeten haben will.

Immer

Ihr

hochachtungsvoll ergebener
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An N. Simrock in Bonn.

Berlin, den 10. October 1842.

Hochgeehrter Herr!

War ich jemals durch einen Brief angenehm überrascht so war es durch Ihren gestern hier empfangenen. Die freundliche, schnelle Erfüllung meiner Bitte und dann das bedeutende Geschenk, das Sie mir für meine Lieder ohne Worte machen, — ich weiß wahrlich nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen genügend zu danken, Ihnen auszudrücken, welch' eine große Freude Sie mir bereitet haben. Gestehe ich es Ihnen, daß ich ein so zartes, so vollständiges Entgegenkommen als sofortige Erwiederung auf meinen letzten Bittbrief nicht erwartet hatte, — daß ich nun doppelt froh bin, einen Schritt gethan zu haben, von dem mich mitten im Schreiben zuweilen falsche Scheu, — zuweilen das fatale, weltkluge „Misch' dich nicht in fremde Angelegenheiten" abzuhalten drohte. Da bin ich nun durch Ihr Benehmen, wie Sie es mir im gestrigen Briefe andeuten, auf's Neue in dem, was ich eigentlich für recht und gut halte, bestärkt, und werde die sogenannte, vielgepriesene Weltklugheit an den Nagel hängen und lieber

nach dem ersten Antrieb und Gefühl geradedurch fahren, — mißlingt's auch hundertmal, so ist ein solches Gelingen reichlicher Ersatz. — Und daß Sie mir gleichzeitig so viel Freundliches über meine Compositionen sagen und erweisen, — ja welchen Künstler sollte denn das nicht hoch erfreuen? Wem wäre das nicht über alle andere Anerkennung lieb und werth? Mir nun gar, der ich eigentlich immer erst durch spätere bessere Werke nachholend verdienen möchte, was mir schon für die jetzigen Gutes und Freundliches erwiesen wird. Hoffentlich gelingt es mir einmal wenigstens theilweise damit; und wenn nicht, — daß es nicht am guten Willen, am ernstlichen Bestreben liegt, wissen Sie ja dann. Also Dank für die Erfüllung meiner Bitte, Dank für das so ehrenvolle, so freundliche Geschenk, und Dank vor allen Dingen für Ihre wohlwollenden Gesinnungen über mich und meine Musik, aus denen beide hervorgehen, und die mich mein Lebelang mit Erkenntlichkeit und mit herzlicher Freude erfüllen werden.

Stets mit vollkommener Hochachtung verbleibe ich

Ihr

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Marc André Souchay in Lübeck.*

Berlin, den 15. October 1842.

Es wird so viel über Musik gesprochen, und so wenig gesagt. Ich glaube überhaupt, die Worte reichen nicht hin dazu, und fände ich, daß sie hinreichten, so würde ich am Ende gar keine Musik mehr machen. — Die Leute beklagen sich gewöhnlich, die Musik sei so vieldeutig; es sei so zweifelhaft, was sie sich dabei zu denken hätten, und die Worte verstände doch ein Jeder. Mir geht es aber gerade umgekehrt. Und nicht blos mit ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten, auch die scheinen mir so vieldeutig, so unbestimmt, so mißverständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, die Einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen, als Worten. Das, was mir eine Musik ausspricht, die ich liebe, sind mir nicht zu unbestimmte Gedanken, um sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte. So finde ich in allen Versuchen, diese Gedanken auszusprechen, etwas Richtiges, aber auch in allen etwas Ungenügendes, und so geht es mir auch mit

---

* Herr Souchay hatte Mendelssohn gefragt, was einige seiner Lieder ohne Worte bedeuteten.

den Ihrigen. Dies ist aber nicht Ihre Schuld, sondern die Schuld der Worte, die es eben nicht besser können: Fragen Sie mich, was ich mir dabei gedacht habe, so sage ich: gerade das Lied wie es dasteht. Und habe ich bei dem einen oder andern ein bestimmtes Wort oder bestimmte Worte im Sinne gehabt, so mag ich die doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort dem Einen nicht heißt, was es dem Andern heißt, weil nur das Lied dem Einen dasselbe sagen, dasselbe Gefühl in ihm erwecken kann, wie im Andern, — ein Gefühl, das sich aber nicht durch dieselben Worte ausspricht*. —

Resignation, Melancholie, Lob Gottes, par force Jagd, — der Eine denkt dabei nicht das, was der Andere; dem Einen ist Resignation, was dem Andern Melancholie; der Dritte kann sich bei beiden gar nichts recht Lebhaftes denken. Ja, wenn Einer von Natur ein recht frischer Jäger wäre, dem könnte die par force Jagd und das Lob Gottes ziemlich auf eins herauskommen, und für den wäre wirklich und wahrhaftig der Hörnerklang auch das rechte Lob Gottes. Wir hörten davon nichts als die par force Jagd, und wenn wir uns mit ihm darüber noch so viel herumstritten, wir kämen nicht weiter. Das Wort bleibt vieldeutig, und die Musik verständen wir beide doch recht.

Wollen Sie das als meine Antwort Ihrer Frage gelten lassen? Es ist wenigstens die einzige, die ich zu geben weiß, obgleich es auch nichts als vieldeutige Worte sind.

---

* Auch Goethe sagt im vierten Theil von Dichtung und Wahrheit: „denn daß Niemand den Andern versteht; daß Keiner bei denselben Worten dasselbe, was der Andere, denkt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen". —

Dem Wirklichen Geheimen Rath Herrn v. Massow hier.

Berlin, den 23. October 1842.

Ew. Excellenz

erlaube ich mir hierdurch ergebenst zu fragen, ob Sie wohl die Güte haben würden, mir zu einer Audienz bei Seiner Majestät zu verhelfen, um den Stand meiner hiesigen Angelegenheiten und meine Wünsche in dieser Beziehung mündlich vorzutragen.

Ew. Excellenz wissen, daß ich nicht im Stande bin, auf den Antrag des Herrn Ministers Eichhorn einzugehen und mich an die Spitze der gesammten evangelischen Kirchenmusik zu stellen. Wie ich dem Herrn Minister bereits sagte, und wie auch Ew. Excellenz in unserem letzten Gespräch damit einverstanden waren, so könnte eine solche Stellung, praktisch genommen, sich nur entweder auf eine Oberaufsicht über die jetzt bestehenden Organisten, Cantoren, Schullehrer u. s. w., oder auf die Errichtung und Einübung von Sing-Chören bei einer oder mehreren Kathedralen beziehen. Beides aber ist nicht die Art Thätigkeit, die ich mir vorzugsweise wünschen würde. Außerdem wäre die erste der beiden Functionen über-

flüssig, sobald alle Stellen gut besetzt wären, und die zweite würde, wenn sie wirksam in's Leben treten sollte, größere und umfassendere Anordnungen und Geldmittel erfordern, als für den Augenblick zu erlangen sein dürften.

Da sich nun den übrigen Plänen, die theils zur Umgestaltung bestehender, theils zur Errichtung neuer Kunstinstitute vorlagen, Schwierigkeiten entgegengestellt haben, welche die Ausführung dieser Pläne nicht gestatten, so tritt der Fall ein, welchen ich, wie Ew. Excellenz sich erinnern werden, vom Anfange unserer Correspondenz im December 1840 an, zu meinem größten Bedauern stets gefürchtet habe: es ist für eine praktisch eingreifende, musikalische Thätigkeit meinerseits keine Gelegenheit in Berlin.

Der Herr Minister Eichhorn versicherte, das werde sich im Lauf der Zeit ändern, — man arbeite daran, eine andere Lage der Dinge herbeizuführen, und er lud mich ein, ruhig abzuwarten bis das Gebäude fertig wäre, das man aufzuführen beabsichtige.

Ich glaube hingegen, es hieße dem Vertrauen, welches der König nun einmal in mich gesetzt hat, nicht entsprechen, wenn ich, statt nach meinen Kräften in's Werk zu setzen, was Ew. Excellenz mir damals, im Namen des Königs, als seine Absicht mittheilten, und statt wenigstens den Versuch zu machen, ob ich zur Belebung und Veredlung meiner Kunst in diesem Lande beitragen könnte (wie sich Ew. Excellenz damals ausdrückte), für mich persönlich fortarbeiten wollte, — wenn ich abwartete, statt zu handeln. Eben meine tiefe Dankbarkeit für ein so ehrenvolles Zutrauen zwingt mich, Seiner Majestät dies Alles aufrichtig zu sagen, — zu sagen, daß

Umstände, deren Beseitigung nicht in meiner Macht liegt, mir die Erfüllung seiner Aufträge jetzt unmöglich machen.

Mein Wunsch wäre, daß Seine Majestät mir gestatteten, an einem andern Orte, wo ich für den Augenblick schon thätig einzugreifen vermag, einstweilen zu leben, zu wirken, und seine Befehle zu erwarten. Sowie das Gebäude fertig wäre, von dem der Minister Eichhorn sprach, oder sowie der König eine Arbeit von mir verlangte, so würde ich es mir zum höchsten Glück anrechnen, herbeizueilen und meine besten Kräfte für einen solchen König anzustrengen, dessen Aufträge schon in sich die schönsten Belohnungen für einen Künstler sind.

Alles das hatte ich früher dem Könige schreiben wollen; aber wenn ich bedachte, unter wie vielen anderen Schreiben das meinige ihm vor Augen kommen würde, so glaubte ich meine Ansichten und die Gesinnungen der aufrichtigsten Dankbarkeit mündlich, und wäre es auch nur durch wenige Worte, besser und deutlicher ausdrücken zu können, und daß Ew. Excellenz nun die Güte haben möchten, mir dazu zu verhelfen, ist heute meine Bitte und der Zweck dieser Zeilen*.

Ew. Excellenz

ergebenster

Felix M. B.

---

*Der nachfolgende Brief enthält das Ergebniß der erbetenen Audienz.

An Seine Majestät den König von Preußen.

Berlin, den 28. October 1842.

Ew. Majestät

haben mir in den unvergeßlichen Worten, welche Ew. Majestät an mich zu richten geruhten, eröffnet, daß es die Absicht sei, zu den schon bestehenden Königlichen Kirchen-Chören eine Anzahl tüchtiger Sänger hinzuzufügen, die für diese Chöre, so wie für die sich später etwa daran schließenden Gesangsliebhaber einen Kern bilden und ihnen zum Anhaltspunkt und zum Muster dienen sollten, um dadurch die Kirchenmusik nach und nach zu erheben und zu veredeln, und größerer Entwickelung entgegenzuführen.

Um ferner den Gesang der Gemeinde auch durch Instrumente unterstützen zu können, woraus eine der höchsten und feierlichsten Wirkungen hervorgeht, wie Ew. Majestät Sich namentlich von der Jubelfeier in der Nicolai-Kirche her erinnerten, solle eine kleine Anzahl Instrumentalisten (wahrscheinlich aus den Mitgliedern des Königl. Orchesters) ebenfalls als ein Kern für spätere große Aufführungen von Oratorien u. s. w. verpflichtet werden.

Die Leitung eines auf solche Weise zu bildenden Musiker-Chors, — einer ächten Königlichen Kapelle, — erklärten Ew.

Majestät mir anvertrauen, bis zu deren Bildung aber mir in Hinsicht meines Aufenthalts vollkommene Freiheit gewähren zu wollen.

Die Ausführung dieses Plans wird alle meine Wünsche hinsichtlich einer öffentlichen musikalischen Thätigkeit auf's Höchste erfüllen; ich würde nie aufhören, Ew. Majestät dankbar dafür zu sein, und ich zweifele nicht, daß die Organisation eines solchen Instituts ohne erhebliche Schwierigkeiten hier zu bewerkstelligen sein wird.

Doch würde ich Ew. Majestät bitten, diese Organisation nicht mir persönlich zu übertragen, sondern mir nur zu erlauben, mit meiner Meinung und meinem Rathe dabei mitzuwirken, wozu ich jederzeit auf's Freudigste bereit sein werde. Bis nun aber, um mich des eigenen Ausdrucks Ew. Majestät zu bedienen, ein solches Instrument fertig wäre, auf welchem ich nachher zu spielen haben soll, würde ich von der Freiheit Gebrauch machen dürfen, welche mir Ew. Majestät so gnädig bewilligten, und würde zunächst zur Direction der Gewandhaus-Concerte nach Leipzig zurückzukehren wünschen. Die Aufträge, welche mir Ew. Majestät zu geben geruhten, werde ich dort mit der größten Liebe und mit meinen besten Kräften ausführen. Zugleich erbitte ich mir von Ew. Majestät, da ich bis zur Organisation jenes Instituts zu keiner öffentlichen hiesigen Thätigkeit verpflichtet sein und völlige Freiheit genießen soll, auf die Hälfte des mir früher bewilligten Gehalts Verzicht leisten zu dürfen, so lange ich diese Freiheit in Anspruch nehme.

Indem ich nochmals meinen innigsten Dank für alle Gnade ausspreche, die mir Ew. Majestät in so reichem Maße erzeigen, ersterbe ich pp. pp.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 23. November 1842.

Wir sind nun wieder in Leipzig eingekehrt und für diesen Winter bis spät in's Frühjahr jedenfalls fest etablirt. Die alten Räume, in denen wir schon manchen frohen Tag dankbar erlebt haben, sind auf's Neue mit möglichster Zierlichkeit in Stand gesetzt, und da wohnt es sich ganz bequem darin. Den Zustand der Ungewißheit in Berlin mochte ich nicht länger ertragen; es war eigentlich nichts dort gewiß, als daß ich so und so viel Geld bekam, und das allein soll denn doch nicht den Beruf von einem Musikanten ausmachen; mich drückte es wenigstens von Tag zu Tag mehr, und ich verlangte, sie möchten entweder aussprechen, ich solle nichts thun (das wär' mir auch recht gewesen, denn alsdann hätte ich unbesorgt arbeiten können, was ich gewollt hätte), oder aussprechen, was ich thun solle. Da es nun wieder darauf hieß, die Folge würde mir gewiß Beschäftigung bringen, so schrieb ich an Herrn v. Massow, bat ihn, mir eine Audienz beim Könige zu erwirken, damit ich ihm mündlich danken und ihn um meine Entlassung aus den und den Gründen ersuchen könne, und bat ihn, den Inhalt des Briefes dem Könige vorzutragen; er that es und zeigte mir den Tag der Audienz an, indem er mir sagte, die Sache sei nun leider abgemacht, der König sei sehr verstimmt über mich und werde in wenig Worten Abschied nehmen (er hatte mir im Namen des Königs einige Vorschläge gemacht, auf die ich

allesammt nicht eingehen konnte, und mit denen ich Dich nicht jetzt aufhalte, da sie eben zu nichts geführt haben und zu nichts führen konnten), — und so war ich darauf gefaßt, mich auch im Bösen von dort loszumachen, so schwer es mir wurde. Denn nun endlich mußte ich mit meiner Mutter davon sprechen, ihr anzeigen, daß ich in acht Tagen wieder in Leipzig sein würde, und ich hatte nicht geglaubt, daß es sie so entsetzlich afficiren würde, wie's der Fall war. Du weißt, wie ruhig Mutter gewöhnlich ist und wie selten sie Einen recht in ihr Inneres blicken läßt, und da war mir's denn doppelt und dreifach schmerzlich, daß ich ihr solch' schlimme Tage bereiten sollte. Und doch konnte ich mir nicht helfen. So ging ich nun den folgenden Tag zum König mit Massow, der mein wohlwollendster Freund in Berlin ist, und der in seinem Hause förmlich Abschied von mir nahm. Der König muß besonders guter Laune gewesen sein, denn statt ihn böse auf mich zu finden, hatte ich ihn nie so liebenswürdig und wirklich vertrauensvoll gesehen. Er sagte mir auf meine Abschiedsrede: er könne mich freilich nicht zum Bleiben zwingen, aber er wolle mir doch sagen, daß es ihm herzlich leid thäte, wenn ich ihn verließe, daß dadurch alle die Pläne scheiterten, die er auf meine Anwesenheit in Berlin gebaut habe, und daß ich ihm eine Lücke risse, die er nicht wieder ersetzen könne. Da ich das nicht zugeben wollte, so sagte er, wenn ich ihm Einen nennen könnte, der ihm die und die Pläne so gut ausführen könnte, wie er glaubte, daß ich es thäte, so wolle er es dem übergeben, aber ich würde Keinen nennen, der ihm recht wäre. Und Folgendes seien die Pläne. Er setzte sie nun weitläufig auseinander; zunächst solle sich's darum handeln, ihm eine Art von wirklicher Capelle zu bilden, d. h. einen kleinen Chor von etwa

dreißig ausgezeichnet guten Sängern, und ein kleines Orchester (aus der Elite des Theaterorchesters bestehend), die die Verpflichtung hätten, Sonn- und Festtags Kirchenmusik, außerdem auch wohl noch Oratorien u. dergl. aufzuführen, und die ich ihm nun dirigiren sollte, Musik dafür componiren u. s. w. — Ja, sagte ich, wenn davon hier die Rede gewesen wäre, wenn das zu Stande gekommen wäre, das wäre ja gerade der streitige Punkt, den ich vermißt hätte. — Darauf erwiederte er wieder, das wisse er wohl, daß ich ein Instrument haben müsse, um drauf Musik zu machen, und ein solches Instrument von Sängern und Spielern anzuschaffen, sei seine Sorge. Aber wenn er es nun angeschafft hätte, so müßte er auch wissen, daß ich bereit sei, darauf zu spielen. Bis dahin möge ich thun, was ich wollte, nach Leipzig zurückgehen, nach Italien reisen, vollkommen unbeschränkt sein, nur müsse er Gewißheit haben, daß er auf mich rechnen könne, wenn er mich brauche, und das wäre nur dann zu machen, wenn ich in seinen Diensten bliebe. — Das war wenigstens im Wesentlichen der Inhalt der ganzen langen Unterredung; darauf trennten wir uns; eine Erklärung solle ich ihm nicht gleich geben, sagte er, weil man sich leicht im Augenblick nicht alle Schwierigkeiten vorhielte; ich möchte mir es überlegen und Massow dann antworten, welcher bei diesem 5/4 Stunden langen Gespräch zugegen war. — Der war ganz roth vor Freude, als wir aus dem Zimmer kamen, und konnte sich gar nicht fassen und wiederholte immer: nein, wenn Sie nun noch an Fortgehen denken! — Und ich dachte, die Wahrheit zu sagen, mehr an mein Mütterchen, als an alles Uebrige. — Kurz, nach zwei Tagen schrieb ich an den König, sagte ihm, nach den Worten, die er an mich gerichtet hätte, könne ich

nicht mehr seine Dienste verlassen, sondern wolle ihm vielmehr mit besten Kräften mein Lebelang zu Diensten stehen. Er habe mir nämlich das und das gesagt (da wiederholte ich ihm den Inhalt des ganzen Gespräches), ich würde die Freiheit, die er mir gelassen, annehmen, und bis ich also zu bestimmten öffentlichen Arbeiten berufen würde, in Leipzig bleiben; deswegen bäte ich ihn aber, auf mein halbes Gehalt Verzicht leisten zu dürfen, so lange ich mit jenen Arbeiten nicht wirklich zu thun hätte. Das hat er angenommen, und da bin ich wieder mit Frau und Kind hier. — Die Anerbietungen des Königs von Sachsen habe ich nun definitiv abschlagen müssen; aber um auch das möglichst freundlich zu machen, reiste ich wenige Tage nach meiner Ankunft hier nach Dresden, dankte dem König noch einmal mündlich und bat ihn, nichtsdestoweniger die 20000 Thlr. (die ein alter Leipziger in seinem Testament dem König zu einem Kunstinstitute zur Verfügung gestellt hat) uns Leipzigern zu einer Musikschule zu geben, und das hat er nun gethan. Vorgestern kam die officielle Bestätigung davon. Diese Musikschule soll nun noch diesen Winter, wenigstens in den Grundzügen, in's Leben gerufen werden; steht sie da, so darf ich mir doch sagen, daß ich dem hiesigen Musikwesen einen bleibenden Nutzen verschafft habe. Fangen sie dann in Berlin etwas Tüchtiges an so kann ich mit gutem Gewissen dorthin ziehen; schieben sie es auf die lange Bank, so kann es auch sein, daß ich das halbe Gehalt und die hiesige Stelle noch länger, als für dies Jahr behalte, und meine dortigen Verpflichtungen sich darauf beschränken wie jetzt, einzelne Arbeiten im besondern Auftrage des Königs zu machen (jetzt habe ich z. B. Musik zum Sommernachtstraum, zum Sturm und zum Oedipus auf Kolonos zu

liefern). Das ist denn nun die erwünschte Beendigung der langen, langen Angelegenheit. Verzeih' alle die Details; Dir wollte ich gern recht genau Alles auseinandersetzen. — Nun fällt mir eine Bitte ein, die ich Dir längst thun wollte. In der Schweiz sah ich meinen vorigen Führer, Michel, wieder, der sich mir auf der ganzen früheren Reise als einen excellenten, braven und liebenswürdigen Kerl bewiesen hatte und den ich jetzt ebenso wieder traf, verheirathet mit einer allerliebsten, hübschen Frau, mit Kindern, und nicht mehr als Führer, sondern als Wirth zur Krone in Meiringen etablirt. Wir hatten bei unserm ersten Aufenthalt diesen Sommer dort im Hôtel du Reichenbach gewohnt, kehrten aber beim zweiten in der Krone ein und waren außerordentlich zufrieden, namentlich mit der Reinlichkeit und Nettigkeit und dem willigen Benehmen aller Leute im Hause. Ein rechtes ächtes Schweizer Dorf-Wirthshaus im besten Sinne. Nun ist sein größester Wunsch, in der neuesten Auflage von Murray's Switzerland unter den Wirthshäusern in Meiringen auch das seinige aufgeführt zu sehen, und ich habe ihm versprochen, zu versuchen, ob ich es dahin bringen könnte*. Bist Du nun im Stande, das zu bewirken? Das erste Wirthshaus dort ist nämlich der wilde Mann, das zweite der Reichenbach, und das dritte ist die Krone unzweifelhaft, und wenn es Murray so empfiehlt, so bin ich überzeugt, daß er Ehre damit einlegt. Noch könnte er erwähnen, daß es wunderschön liegt, mit der vollen Aussicht auf die Engelhörner und gegen den Rosenlauigletscher zu. — Michel

* Vergl. den Brief vom 3. September 1842 an seine Mutter, Seite 338.

sagte, der Redacteur des Reisebuches sei da gewesen und von den andern Wirthen sehr fetirt worden; das erlaubten seine Mittel freilich nicht so, aber ein erklecklich Stück Geld wolle er schon dran wenden, wenn er ihn nur nennen wollte. Ich war indignirt und sagte: ohne Geld oder gar nicht, aber ich dachte an viele musikalische Zeitungen und Componisten, und predigte nicht viel über den Gegenstand, aus Furcht, er möchte von meinen lieben Collegen auch mal erfahren und Revanche nehmen. Es ist jetzt die Klage, daß die großen städtischen Hôtels die kleineren, behaglichen, ächt schweizerischen Häuser verdrängt haben; da wäre denn eins der letzteren Art; nun muß es Murray aber auch empfehlen. Bitte, thu' dafür was Du kannst, und sag' mir, ob es gelingt. Verzeih', daß ich Dich Gesandtschaftsmann mit so was beläftige. Aber kenntest Du Michel, so hättest Du ihn lieb. — Jetzt wollte ich nun viel zeichnen und alle möglichen Allotria gern treiben, componiren nebenher; aber da liegen ungeheuer dicke Correcturstöße von der A moll Symphonie und der Antigone, die fressen alle freie Zeit weg. Und dabei der schreckliche Haufen Briefe!

Mein liebster Freund, mögen Dich diese Zeilen in guter Gesundheit und frohen Sinnes antreffen; mögest Du meiner gedenken, wie ich mein Leben lang Deiner, und mögest Du mir auch bald sagen, daß es so ist, und uns, Deine treuen Freunde, wieder erfreuen. Denn Cécile schreibt solch' einen ganzen Brief mit, und sitzt neben mir, und weiß von Allem, und ist wie ich immer und ewig

Dein Freund

Felix M. B.

An seine Mutter.

Leipzig, den 28. November 1842.

Liebste Mutter!

Da denn doch einmal wieder die Feder und das Papier statt des abendlichen Theestündchens dienen sollen, so beginne ich damit einen Vorschlag zu machen, nämlich ob es Dir Recht ist, wenn ich jeden Sonnabend regelmäßig schreibe (aber freilich oft nur zwei Worte, davon nachher), und ob dafür irgend einer aus der Familie, so oft Du nicht kannst und willst, die regelmäßige Antwort übernehmen will. Nächst der Freude, die es mir machen wird, voraus zu wissen, daß ich dann und wann von Dir höre, ist es mir für mein Schreiben ordentlich nothwendig; denn zu einem wöchentlichen Brief muß sich die Zeit schon finden, während ich ohne das mich schämen würde, nur zwei Zeilen zu schicken, wenn ich zu mehr einmal nicht kommen kann. Du hast keine Idee davon, welche Masse Geschäfte, musikalische, wirkliche und gesellige, seit meinem Hiersein schon wieder über meinen Arbeitstisch gegangen sind. Die wöchentlichen Concerte, die ausnahmsweise gegebenen, — das Geld, welches der König nun endlich auf meine persönliche

Bitte den Leipzigern bestimmt hat und zu dessen zweckmäßigster Verwendung ich bereits gestern den Plan einreichen mußte, die Correctur der Antigone, die Correctur der A moll Symphonie in Partitur und Stimmen, und eine Unmasse von Briefen: — das sind so die Hauptpunkte, die sich aber noch in eine Menge Nebenpunkte verzweigen. Nebenbei hat Raupach den ersten Chor der Athalia schon eingeschickt; den Sommernachtstraum und den Oedipus wälze ich täglich schneller im Kopfe herum; die Walpurgisnacht möcht' ich gern auch nun endlich zu einer Symphonie-Cantate machen, wozu sie ursprünglich bestimmt und aus Mangel an Courage nicht geworden war, und die Violoncellsonate beendigen. —

Vor drei Tagen war das Concert der alten Schröder, in dem ich spielen und die Ruy Blas Ouvertüre dirigiren mußte; die alte Declamatrice hat uns alle durch die große Kraft und Lebendigkeit ihres Organs und ganzen Wesens noch wahrhaft erfreut. Im Einzelnen schien mir wohl ein bischen zu viel auf Wortausdruck gesehen und dem Detail zu viel Recht über die Stimmung eingeräumt; aber im Ganzen war mir doch die Erscheinung höchst merkwürdig! Stand sie denn in ihrer Jugendzeit auch im Ruf, dem Effect mehr Recht einzuräumen als billig, und was waren damals ihre besten Rollen? Die Tochter (jünger aussehend, und wilder und toller als je) sang außerdem, — singt noch heute Abend in Döhler's Concert, wird auch wahrscheinlich noch nächsten Donnerstag im Abonnement-Concert singen, und acht Tage, welche die in einer Stadt zubringt, sind auch nicht die ruhigsten für ihre Bekannten; dazu Tichatschek, Wagner, Döhler, Mühlenfels, das war die vergangene Woche ein fortwährendes Leben und Treiben!

Laß doch am Theetisch einmal die Stelle aus dem letzten der Antiquarischen Briefe von Lessing vorlesen: „Wenn ich Kunstrichter wäre" u. s. w., ob über die auch gestritten wird, oder ob alle mit mir einig sind, daß es das Erschöpfendste ist, was man einem Recensenten vorschreiben kann? Eigentlich Jedem! Jetzt, wo so viel Künstler, alt und jung, gut und schlecht, hierher kommen, fällt mir täglich die Stelle von Neuem ein.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 5. December 1842.

Mein lieber Bruder!

Da es einmal hergebracht ist, und zwar von Rechtswegen, daß ich in meiner Berliner Angelegenheit keinen Schritt geschehen lasse, ohne ihn Dir gleich ausführlich mitzutheilen, so schreibe ich Dir heut' diese Zeilen, obwohl ich in Arbeit stecke bis weit über die Ohren. Vom König bekam ich gestern folgenden Brief:

„Aus der abschriftlichen Anlage gebe ich Ihnen zu ersehen, was ich in Betreff des Instituts zur Verbesserung des Kirchengesanges an die Special-Commissaren W. G. R. v. Massow und W. G. R. General-Intendanten der Hofmusik Gr. v. Redern unter dem heutigen dato erlassen habe. Zugleich habe ich Ihrem Wunsche gemäß den Staats-Minister Eichhorn und den Finanz-Minister v. Bodelschwingh davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie vorläufig bis zum Eintritt in Ihre Functionen nur 1500 Thlr. statt 3000 Thlr. beziehen wollen. Ich ernenne Sie zum General-Musik-Director und vertraue Ihnen die Oberaufsicht und Leitung der kirchlichen und geistlichen

Musik als Wirkungskreis an. Charlottenburg, den 22. November 1842."

Die Anlage enthält eine Cabinets-Ordre, die durchaus in dem Sinne der damaligen Unterredung, durchaus nach meinen Wünschen, sehr klar und zweckmäßig abgefaßt ist, — offenbar unter Mitwirkung des Herrn v. Massow und mit dem Willen, die Sache wirklich und wahrhaftig in's Werk zu setzen. Daß auch gar keine erheblichen Schwierigkeiten obwalten, ist aus der Cabinets-Ordre auf's Neue zu ersehen; ob ich aber dennoch die Ausführung für gewiß annehmen kann, das lasse ich dahingestellt, bis ich's sehe. Die Conservatoriumsgeschichte war noch weiter vorgerückt und schien noch bestimmter. Indeß bleibe ich auch andererseits bei meiner früheren Ansicht und thue, was ich kann, um Alles zu befördern und meinen guten Willen an den Tag zu legen*.

Herr v. Massow schreibt mir (ebenfalls gestern), ich möge nun bald einmal nach Berlin kommen, um mit ihm und Gr. Redern zu sprechen; es bedürfe nur eines oder zweier Tage dazu; ich werde ihm aber antworten, daß ich am 17ten komme und mich bis zum 23sten zum Bleiben einrichte. Leider ist es länger nicht möglich; indessen wir beide kannegießern doch ein bischen und bleiben zusammen, so lange es geht. —

Daß mir der König bei der Gelegenheit wieder einen neuen Titel gegeben hat, macht mich fast verlegen; ich möchte nicht gern zu den Jetzigen gehören, die mehr Ehrenstellen besitzen, als sie gute Noten geschrieben haben, und doch kommt es

* Vergleiche den Brief vom 28. October 1842 an den König, Seite 351.

nun bald so heraus; wenigstens weiß ich noch gar zu wenig, was ich für Alles das in Erwiederung werde leisten können. Indeß habe ich's ja nicht gesucht, und da kann man mir es schon nachsehen; abschlagen läßt sich's ja doch nicht, und freuen thut Einen die Ueberschätzung auch, weil sich's doch bei Gelegenheit durch Unterschätzung wieder einbringen läßt.

Immer

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Leipzig, den 11. December 1842.

Liebste Mutter!

Am 21sten oder 22sten geben wir hier ein Concert für den König, der allen Hasen der Umgegend den Tod geschworen hat, und in welchem wir ihm die Hühner- und Hasenjagd aus den Jahreszeiten (sehr rührend!) vorsingen wollen. Im zweiten Theil soll dann meine Walpurgisnacht wieder auferstehen; freilich in einem etwas anderen Habite als dem vorigen, das allzu warm mit Posaunen gefüttert und für die Singstimmen etwas schabig war; aber dafür habe ich auch die ganze Partitur von A bis Z noch einmal schreiben und zwei neue Arien einsetzen müssen, — der übrigen Schneiderarbeit nicht zu gedenken. Wenn es mir aber jetzt nicht recht ist, so schwöre ich, es für das übrige Leben aufzugeben. Ein Stück vom Sommernachtstraum und vom Oedipus denke ich ebenfalls mit nach Berlin zu bringen, und die Musikschule soll hier auch, will's Gott, bis zum Februar los gehen. Hauptmann, David, Schumann und Frau, Becker, Pohlenz und ich sind für den Anfang die Lehrer; mit zehn Freistellen fängt es an; die Uebrigen, die

Unterricht haben wollen, müssen 75 Thlr. jährlich bezahlen. Nun weißt Du Alles, was ich weiß, das Weitere soll eigentlich erst die Erfahrung und die Probe lehren. —

Neulich hätte ich Dich im Abonnement-Concert gewünscht; das Beethoven'sche G dur Concert, das mein altes cheval de bataille ist, habe ich wohl niemals so gut gespielt wie da; namentlich machte mir die erste Cadenz und ein neuer Rückgang in's Solo vielen Spaß, und den Leuten, wie es schien, noch mehr! —

Was Du mir von dem dortigen Concert-Repertoire schreibst, macht mir wenig Lust, mehr davon zu hören; die arrangirte Aufforderung zum Tanz und die Compositionen vom englischen Gesandten, — das sind die rechten Sachen! Will man schon einmal Versuche mitgeben und mithören, da sei man denn doch lieber etwas milder gegen unsere vaterländischen! Du wirst wieder sagen, ich sei sauer. Aber manche Ideen sind mit meinem Leben und meiner ganzen Kunstansicht zu eng verwachsen, und da mußt Du mir sie schon nachsehen.

Das Denkmal für den alten Sebastian Bach ist wunderhübsch geworden*. Vorgestern war Bendemann hier, um es noch einmal zu besichtigen; da waren alle inneren Gerüste weggenommen, und die vielen Säulen und Säulchen und Schnörkel, vor Allem die Basreliefs und das alte prächtige Perrückengesicht prangten frei im Sonnenschein, und machten mir große Freude. Das Ganze mit seinen vielen zierlichen Verzierungen erinnert wirklich an den alten Sebastian. Nun ist es wieder zugestellt und bleibt so bis zum März, wo es an seinem Ge-

* Vergleiche den Brief vom 10. August 1840, Seite 241.

burtstag durch eine seiner Motetten eingeweiht werden soll. Umher werden Cedern eingepflanzt, und eine gothische Bank davor hingestellt. Uebrigens wollen wir so wenig Wesen wie möglich davon machen, um nicht in das jetzige Phrasenzeug und die Kunst- und Künstleranbetung, wie sie Mode ist, einzustimmen. Es geht Unsereinem wahrhaftig jetzt äußerlich um ebenso viel zu gut, wie es sonst den Künstlern zu schlecht ging; für uns wäre das zwar ganz angenehm, aber für die Sache taugt es nichts; die Kunst wird verhätschelt und faul; darum sollte sich Einer über seine jetzigen Feinde mehr freuen, als ärgern. Zum Zu-gut-gehen rechne ich's auch, daß mich der König von Preußen zum General-Musik-Director ernannt hat; das ist wieder ein neuer Titel, eine neue Ehre, und ich weiß noch nicht einmal, ob und wann ich genug thun kann, um die alten zu verdienen.

Heute ist ein schöner Tag, mit herrlichen, unvergeßlichen Erinnerungen für uns Alle*; sei auch meiner eingedenk an diesem Tage, wie ich Deiner und Seiner mein Lebenlang.

Dein

Felix.

* Geburtstag von Mendelssohn's Vater.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 16. December 1842.

Mein lieber Schubring!

Hier schicke ich Dir nun, Deiner Erlaubniß gemäß, den Text des Elias, so weit ich ihn jetzt habe. Ich bitte Dich, hilf mir tüchtig daran und schicke ihn mir mit recht vielen Bemerkungen am Rande (d. h. Bibelstellen und dergl.) bald wieder. — Auch Deine früheren Briefe darüber lege ich bei, da Du es wolltest, und habe sie aus dem Buche gerissen, in dem sie standen. Sie müssen aber wieder hinein, deshalb vergiß ja nicht, sie mir wieder zu schicken. Sehr richtig berührst Du gleich in dem ersten dieser Briefe (auf der ersten Seite unten) die Hauptschwierigkeit des Textes und den Punkt, worin es ihm auch jetzt noch am meisten mangelt: die allgemein gültigen, allgemein eindringlichen Betrachtungen und Worte. Denn natürlich ist es nicht meine Absicht, „eine biblische Walpurgisnacht" hinzustellen, wie Du erwähnst. — Durch die mit lateinischen Lettern geschriebenen Stellen habe ich diesem Mangel abzuhelfen gesucht, aber es fehlt immer noch, auch an der Durchführung derer, und an den recht prägnanten Worten

für die Motive. Das ist denn der erste Punkt, auf den ich Dich bitte zu denken, und wo Deine Nachhülfe sehr nöthig ist. — Zweitens bei der „dramatischen" Einrichtung. Ich kann nämlich das halb Opernhafte der meisten Oratorien-Texte (wo man sich mit allgemeinen Figuren, wie z. B. ein Israelit, ein Mädchen, Hannah, Mikah und dergleichen durchhilft, und wo die dann statt zu sagen: „es geschehe das und das", sagen müssen: „weh' mir, ich sehe das und das geschehen") gar nicht leiden, halte sie für schwach und mag dergleichen nicht mitmachen. Aber freilich ist das ewige „er sprach" u. s. w. auch nichts Rechtes. Beides ist im Texte vermieden, doch ist auch das und bleibt immer noch eine der schwachen Seiten. —

Dann überlege Dir auch, ob es zu rechtfertigen ist, daß außer dem Elias eigentlich keine andere dramatische Figur hervortritt? — Ich glaube doch. Aber freilich müßte er auch zu Ende, bei der Himmelfahrt, etwas zu sprechen (singen) haben. Findest Du dazu wohl passende Worte? Ueberhaupt ist der zweite Theil, noch mehr das Ende davon, noch sehr im Ungewissen. Einen Schlußchor habe ich noch gar nicht, was meinst Du dazu? Laß Dir das Ganze recht empfohlen sein und schreibe namentlich recht viel schöne Arien, Betrachtungen, Kernsprüche, Chöre und alles Andere auch, auf den Rand, und schick' mir's so bald als möglich wieder.

Die Méthode des Méthodes erfolgt ebenfalls hierbei. Indem ich sie eben wieder durchblättere, denke ich mir doch, daß Du hie und da manches Brauchbare darin finden wirst. Ist das der Fall, so bitte ich Dich, behalte sie so lange als Du und Deine angehenden Clavierspieler sie irgend brauchen können; ich brauche sie gar nicht. Gefällt sie Dir nicht, so

kann ich Dir statt ihrer zur Ansicht die Zimmermann'sche Clavierschule schicken, die ziemlich auf einem ähnlichen Plan beruht und nur andere Beispiele u. s. w. hat.

Es ist doch ein ander Ding mit dem Sprechen als mit dem Schreiben. Die wenigen Minuten neulich mit Dir und den Deinigen sind mir doch lebendiger und erquicklicher, als noch so viel Briefe gewesen! —

Immer

Dein

Felix M. B.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 22. December 1842*.

Mein lieber Bruder!

Daß wir alle hier gesund sind und traurig hinleben, wie wir können, eingedenk des Guten, was uns früher zu Theil wurde, das habe ich den Tag nach meiner Ankunft an Euch geschrieben: es war an Fanny adressirt, aber an Euch alle geschrieben. Allein Du hattest nichts davon gehört, und auch in dieser Kleinigkeit spricht sich wieder aus, was sich tagtäglich mehr und mehr aussprechen wird, tiefer und fühlbarer: daß der Vereinigungspunkt fehlt, in welchem wir uns immer noch als Kinder fühlen durften. Waren wir es nicht mehr den Jahren nach, so durften wir es dem Gefühle nach sein. Wenn ich an die Mutter schrieb, so hatte ich damit an Euch Alle geschrieben, und Ihr wußtet es auch; aber Kinder sind wir nun nicht mehr und haben es genossen, was es heißt, das zu sein. Es ist nun vorbei. — Man hält sich in solcher Zeit an Aeußerlichkeiten, wie in einer finsteren Stube, wo man den Weg sucht,

* Nach dem Tode der Mutter.

— von einer Stunde zur andern. Sag' mir, ob wir es so einrichten wollen, daß ich einen Tag der Woche abwechselnd an jeden von Euch schreibe und Antwort bekomme, so daß wir doch wenigstens alle drei Wochen von einander hören, unbeschadet des öfteren, oder ob Dir eine bessere Einrichtung einfällt? Habe auch tausend Dank für Deine liebe gute Frage wegen des Wohnens. Es war mir schon eingefallen, Dich darum zu bitten, und nun bietest Du es mir an. Aber ehe wir es so festsetzen, möchte ich, Du brächtest die Sache einmal in Gegenwart der Schwestern und Schwäger behutsam auf's Tapet. Merkst Du, daß denen irgend ein unangenehmes Gefühl daraus erwächst, wenn ich jetzt, zum ersten Mal, in Berlin mit ihnen nicht unter demselben Dache wohne, und sprechen sie dies Gefühl auch nur durch ein Wort oder eine Bemerkung aus (Du wirst dies leicht verstehen können, und ich verlasse mich ganz auf Dich), so müssen wir es aufgeben. Im andern Falle würde ich Deine Güte dankbar annehmen. Schwer wird mir der nächste Besuch in Berlin fallen; — schwer fällt mir eigentlich Alles, was ich thue und treibe, und was nicht ein bloßes Uebermichergehenlassen ist. Doch habe ich wieder angefangen zu arbeiten, und das ist das Einzige, was mich ein wenig beschäftigt. Zum Glück hatte ich eine halb mechanische Arbeit, Schreiberei von vielen Bogen, Instrumentirung und dergleichen zu machen. Das ist so halb und halb ein thierischer Instinkt, dem man nachgeht, und wobei es Einem doch wohler wird, als ohne das. Aber gestern habe ich dirigiren müssen; das war schrecklich. Sie sagten, das erste Mal würde immer schrecklich sein, und ich müsse einmal durch; ich glaube es auch, aber doch wollte ich,

ich hätte ein paar Wochen warten können. Mit einem Liede von Rochlitz fing es an; aber wie in der Probe die Altstimmen piano sangen „Wie der Hirsch schreit", so wurde mir so schlecht, daß ich nachher auf den Flur hinaus gehen mußte, und mich ausweinen. —

Heut' habe ich Gottlob wieder einen Tag, wo ich keinen Menschen zu sehen und zu sprechen brauche, und mit dem Husten geht es auch besser. — So schleicht die Zeit fort; aber was wir gehabt haben, wird nicht weniger lieb, und was wir verloren haben, nicht weniger schmerzlich mit der Zeit.

Leb' wohl, liebster Bruder, bleib' mir gut!

Dein

Felix.

An Professor Köstlin in Tübingen.

Leipzig, den 12. Januar 1843.

Lieber Herr Köstlin!

oder vielmehr Lieber Herr Gevatter!

Welch' eine große herzliche Freude haben Sie mir durch Ihren lieben gestrigen Brief, durch die frohen darin enthaltenen Nachrichten, und nun gar durch das Gevatterbitten gemacht! Ja, das glaube ich, daß ich so eine Pathenstelle annehme, und wie ich Ihren Brief durchgelesen hatte, brauchte ich ein paar Augenblicke, um mir selbst zu beweisen, daß ich nicht in Person bei der Taufe gegenwärtig sein könnte. In früheren Zeiten hätten alle Beweise nichts gefruchtet; ich hätte Post genommen und wär' Ihnen zum Geburtstag in's Haus geschneit. — Das kann ich nun jetzt freilich nicht mehr, aber wenn's ein geistiges Dabeisein giebt, so bin ich dabei. Und wenn das Andenken so herzlich lieber Freunde, und ein Beweis Ihrer Freundschaft und eine noch engere, dauernde Verbindung derselben so eine rechte wahre Freude ist und die ganze Seele durchwärmt, so empfinde ich diese Freude und danke Ihnen und Ihrer Frau dafür. —

Ihr Gevatter wär' ich nun, das wär' bestimmt; aber nun muß ich noch tausend Dinge wissen, und wenn die Taufe vorüber ist, und ich erfahre nicht alle die Details, die Sie mir in Ihrem Briefe verschweigen, dann geht's schlimm. Sie vergessen wohl, daß ich selbst drei Kinder habe, und also für alles das doppelt empfänglich bin. Nicht einmal die Namen sagen Sie mir ja, die der Knabe bekommen soll, und ob er blond oder braun, schwarz- oder blauäugig ist. Das will meine Frau alles ebenso gut wissen wie ich, und wir hoffen, daß Sie uns nach der Taufe einmal recht ausführlich darüber schreiben mögen. Sie sind mir ein wenig böse gewesen, daß ich ein schlechter Correspondent bin. Sei'n Sie mir niemals böse darüber, das bitte ich Sie herzlich; ich kann es nicht ändern; es ist ein Fehler, in den ich trotz des besten Willens immer wieder verfalle und den ich in diesem Leben niemals ablegen werde. Zu Vieles steht mir entgegen; zuerst eine wahrhaft instinktmäßige Scheu vor Feder und Papier, wenn es nicht Noten gilt; dann eine Zersplitterung in eine solche Masse Berufs- und anderweitige Geschäfte, die ich theils für mich, theils für Andere zu besorgen habe, daß ich mein Leben zuweilen nur so führen kann, wie sich einer im Gedränge mit beiden Ellenbogen durchstößt und durchschlägt, die Füße mit braucht, allenfalls auch noch Fäuste, Zähne u. s. w. — So ist mir am Ende mancher Woche zu Muthe; die Zeit zum Notenschreiben erzwinge ich mir, sonst könnte ich's keinen Tag aushalten, aber zum Briefschreiben komme ich nicht. —

In der letzten Zeit hatten wir aber einen schweren, bittern Verlust zu beweinen, den meiner lieben Mutter. Ich nahm mir den ganzen Brief über vor, recht lustig zu schreiben

und kein Wort davon zu sagen, um Sie in Ihrer Freude auch nicht durch eine trübe Stimmung zu stören, aber ich fühle, daß ich es Ihnen schreiben muß, wenn mir nicht alles Andere, was ich Ihnen sage, wie eine Verstellung erscheinen soll. So müssen Sie denn auch an meinem Leide Theil nehmen, und ich konnte es Ihnen nicht verschweigen, was uns seit den letzten Wochen so tief gebeugt hat und wovon wir uns noch nicht so bald werden erholen können. Doch ist ein Brief wie der Ihrige mir in jeder Zeit und in jedem Leide eine Erholung, und wie ich weiß, daß Sie auch jetzt einmal zu mir her denken, so wissen Sie, wie herzlich ich Ihre Freude mitfühlen kann; das nennt man ja wohl zusammenhalten? Sagen Sie Ihrer Frau tausend Grüße und Glückwünsche. Erzählen Sie mir, ob sie neue Lieder oder sonst was componirt hat; am schönsten wär's, wenn Sie mir eins davon im Brief mitschickten; sie erfreuen mich immer gar sehr, wenn ich sie höre und spiele!

Immer

Ihr

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 13. Januar 1843.

— — — — — Eine neue Symphonie von einem Dänen, Namens Gade, haben wir gestern probirt und bringen sie im Laufe des nächsten Monats zur Aufführung, die mir so viel Freude gemacht hat, wie seit langer Zeit kein anderes Stück. — Der hat ein großes, bedeutendes Talent, und ich möchte, Du hörtest diese ganz eigenthümliche, sehr ernsthafte und wohlklingende dänische Symphonie. Ich schreibe ihm heute ein paar Zeilen, obwohl ich gar nichts weiter von ihm weiß, als daß er in Copenhagen lebt und 26 Jahre alt ist. Doch muß ich ihm für die Freude danken; es giebt wirklich kaum eine bessere, als schöne Musik zu hören, und sich mit jedem Tact mehr zu verwundern und doch mehr zu Hause zu fühlen. — Käme es nur nicht so selten!

— — — — —

An N. W. Gade, Tonkünstler in Copenhagen.

Leipzig, den 13. Januar 1843.

Hochgeehrter Herr!

Wir haben gestern die erste Probe Ihrer Symphonie in C moll gehabt, und wenn auch Ihnen persönlich ganz unbekannt, kann ich doch dem Wunsche nicht widerstehen, Sie anzureden, um Ihnen zu sagen, welche außerordentliche Freude Sie mir durch Ihr vortreffliches Werk gemacht haben, und wie von Herzen dankbar ich Ihnen für den großen Genuß bin, den es mir gewährt. Seit langer Zeit hat mir kein Stück einen lebhafteren, schöneren Eindruck gemacht, und wie ich mich mit jedem Tact darin mehr verwunderte und dennoch mehr zu Hause fühlte, so war mir es heut' ein Bedürfniß, Ihnen meinen Dank für so viel Freude auszudrücken, Ihnen zu sagen, wie hoch ich Ihr herrliches Talent stelle, wie mich diese Symphonie, das Einzige, was ich bis jetzt von Ihnen kenne, auf alles Frühere und Spätere begierig macht! Und da ich höre, daß Sie noch so jung sind, so ist es eben das Spätere, auf das ich mich freuen kann, — zu dem ich in

einem so schönen Werke die festen Hoffnungen begrüße, — — für das ich Ihnen jetzt schon danke, wie für den Genuß, den ich gestern gehabt habe.

Wir werden noch mehrere Proben von der Symphonie machen und erst in 3—4 Wochen dieselbe zur Aufführung bringen. Die Stimmen wimmelten so von Fehlern, daß wir sie erst sämmtlich haben durchsehen und mehrere neu schreiben lassen müssen, und dann soll sie nicht gehen, wie eine neue, sondern wie eine, die dem ganzen Orchester vertraut und lieb ist. Das war nun zwar schon gestern der Fall, und unter uns Musikern nur eine Stimme. Indeß sie muß auch so gehen, daß ein Jeder es hört. — Herr Raymund Härtel sagte mir, es sei davon die Rede, daß Sie selbst im Laufe des Winters herkämen. Wäre das doch der Fall, und könnte ich Ihnen dann meine Dankbarkeit und meine hohe Achtung mündlich besser und deutlicher ausdrücken oder beweisen, als es die leeren schriftlichen Worte thun! Wir mögen uns nun aber jetzt kennen lernen oder nicht, so bitte ich Sie, mich immer für einen Solchen anzusehen, der all' Ihren Werken mit Liebe und Theilnahme folgen wird, und dem die Begegnung mit einem Künstler wie Sie und einem Kunstwerke wie Ihre C moll Symphonie jederzeit die größte, herzlichste Freude sein wird.

Ihr

ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 13. Januar 1843.

An dies alltägliche Leben mit Menschen, die man doch eigentlich so sehr viel nicht angeht, — denen das nur eine Neuigkeit ist, was man selbst niemals vergessen und verschmerzen wird, — an Zerstreuung, wie sie es nennen, kann ich mich heute noch nicht im Mindesten gewöhnen. Ich empfinde aber wieder recht lebhaft, welch' himmlischer Beruf eigentlich die Kunst ist. Verdanke ich doch auch den nur den Eltern! Eben wenn alles Andere, was Einen abziehen soll, so widerwärtig, leer und schaal erscheint, so ergreift Einen schon die kleinste wirkliche Thätigkeit der Kunst gleich so im Innern, führt so weit, weit von der Stadt, vom Lande, von der Erde weg, daß es ein wahrer Gottessegen ist. In den Tagen vor dem 11ten hatte ich unternommen, was ich mir schon lange vorgesetzt hatte, meine Walpurgisnacht neu aufzuschreiben, und hatte von der ganzen dicken Partitur die Singstimmen aufgeschrieben und copiren lassen. Da wurde ich nach Berlin gerufen, und nach wochenlanger Unterbrechung fing ich nun auf meinem kleinen Arbeitsstübchen, das eine hübsche Aussicht

auf's Feld und die Wiesen und ein Dorf hat, wieder an, die Instrumente dazu zu schreiben. Ich konnte oft viele Stunden lang nicht vom Tische weg, so fesselte mich der gute Umgang mit den alten wohl bekannten Hoboen und Bratschen und dergleichen, die viel länger leben, als wir alle, und so gute Freunde sind. Zu neuem Componiren war mir's zu zerstört und zu wund; aber auch dies blos mechanische Treiben und Arbeiten in der Kunst war mein Trost in der ganzen Zeit, wenn ich allein war und wenn nicht Frau und Kinder mit ihren geliebten Gesichtern mich auch die Musik vergessen und nur daran denken ließen, wie ich tagtäglich nichts thun kann, als Gott danken für alles Gute, das er mir giebt.

Du hast mich doch nicht recht verstanden mit meinem vorigen Briefe. Du sagst, ich hätte in meiner Amtstellung nicht „anders gekonnt". Die war's nicht. Die Mutter war's. Es hat sich seitdem schon wieder in die Länge gezogen mit all' den Absichten und Plänen; habe mein halbes Gehalt, und habe Musik zum Sommernachtstraum, zum Oedipus und anderm für den König angefangen. Mein geheimer Gedanke ist immer noch, daß er sich entschließt, es fortdauern zu lassen, wie es jetzt ist. Einstweilen habe ich hier die Musikschule zu Stande gebracht, von der Du wohl eine officielle Bekanntmachung in den Zeitungen lesen wirst, und es giebt viel zu thun.

— — — — —

An Madame Emma Preußer hier.

Leipzig, den 4. Februar 1843.

Verehrte Frau!

Beifolgend der verlangte Siebenkäs. Möge er Ihnen nur halb so viel Freude gewähren, wie mir beim ersten Lesen und seitdem immer wieder. Ich glaube, es sind von den frohesten Lebensstunden, wo man ein solches herrliches Werk kennen und lieben lernt. Da Sie wenig von Jean Paul gelesen haben, so würde ich mich an Ihrer Stelle nicht viel um die Vorreden bekümmern, die Blumenstücke aber für's Erste ganz und gar überschlagen, und gleich beim Anfange des Buchs, Seite 26, beginnen und so die Geschichte des Siebenkäs bis zu Ende verfolgen. Haben Sie die erst gelesen, und etwa noch die Flegeljahre und einige seiner andern wundervollen Werke, dann wird Ihnen gewiß Alles an ihm lieb und werth, — auch das Mühsamere — auch das weniger Gelungene — oder Veraltete, — und dann werden Sie die Blumenstücke, die Vorreden, den Traum im Traum u. s. w. auch nicht missen wollen.

Sobald Sie etwas Neues von ihm brauchen, empfiehlt sich (aber freilich auch schon vorher) angelegentlichst Ihnen und den lieben Ihrigen allen Ihr

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An N. W. Gade, Tonkünstler in Copenhagen.

Leipzig, den 3. März 1843.

Hochgeehrter Herr!

Gestern in unserm 18. Abonnement-Concerte wurde Ihre C moll Symphonie zum ersten Male aufgeführt, zur lebhaften, ungetheilten Freude des ganzen Publikums, das nach jedem der vier Sätze in den lautesten Applaus ausbrach. Nach dem Scherzo war eine wahre Aufregung unter den Leuten, und der Jubel und das Händeklatschen wollten gar kein Ende nehmen, — ebenso nach dem Adagio, — ebenso nach dem letzten, — und nach dem ersten, — nach allen eben! Die Musiker so einstimmig zu sehen, das Publikum so entzückt, die Aufführung so gelungen, — das war mir eine Freude, als hätte ich das Werk selbst gemacht! Oder noch eine größere; denn im Eigenen sieht man immer die Fehler und das Nichtgelungene am deutlichsten, während ich in Ihrem Werke noch gar nichts empfinde, als Freude über alle herrlichen Schönheiten. Durch den gestrigen Abend haben Sie sich das ganze Leipziger Publikum, das wirklich Musik liebt, zum dauernden Freund gemacht; Keiner wird von jetzt an von Ihrem Namen

und Ihrem Werke anders als mit der herzlichsten Hochachtung sprechen; und jedes Ihrer künftigen Werke wird mit offenen Armen empfangen, sogleich mit der äußersten Sorgfalt einstudirt und freudig von allen hiesigen Musikfreunden begrüßt werden. —

„Wer die letzte Hälfte des Scherzo geschrieben hat, das ist ein vortrefflicher Meister, und von dem haben wir das Recht, die größten und herrlichsten Werke zu erwarten", das war die allgemeine Stimme gestern Abend auf unserm Orchester, im ganzen Saal, — und veränderlich sind wir hier nicht. So haben Sie sich durch Ihr Werk eine große Menge Freunde für's Leben erworben; erfüllen Sie unsere Wünsche und Hoffnungen, indem Sie viele, viele Werke in derselben Art, von derselben Schönheit schreiben, und indem Sie unsere geliebte Kunst neu beleben helfen, wozu Ihnen der Himmel Alles gegeben hat, was er geben kann.

Wir hatten außer der Probe, von der ich Ihnen früher geschrieben hatte, noch in den letzten Tagen zwei andere gehabt, und einige kleine unbedeutende Versehen abgerechnet, ging die Symphonie mit einem Leben und einer Begeisterung, daß man daraus allein schon sehen konnte, wie entzückt wir Musiker alle davon sind. — Ich höre, daß sie bei Kistner erscheinen wird; erlauben Sie mir da die Frage, ob die Ueberschrift der ersten Introduction $^6/_4$ Tact, die nachher wiederkehrt, nicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte? Es steht da, wenn ich nicht irre, Moderato e s o s t e n u t o. Sollte statt dieses sostenuto nicht etwa con moto oder con molto di moto gestochen werden? Jene Ueberschrift würde (wie mir scheint) zum richtigen Tempo führen, wenn es $^6/_8$ Tact

statt $^6/_4$ wäre; aber beim $^6/_4$ ist man so sehr gewohnt, die einzelnen Viertel gewichtig oder langsam abzuzählen, daß ich mir denke, der Satz würde zu langsam gegriffen werden, wie mir es in der ersten Probe begegnete, bis ich mich nicht mehr an die Noten und die Ueberschrift, sondern an den Sinn hielt. Und da so manche Musiker so sehr fest gerade an jenen Ueberschriften kleben, so wollte ich Ihnen wenigstens meine Zweifel in dieser Hinsicht ausgesprochen haben.

Haben Sie noch Dank für Ihren lieben Brief und die freundliche Absicht, die Sie mir darin zu erkennen geben*. Haben Sie aber noch mehr Dank für die Freude, die Sie mir durch das Werk selbst gemacht haben, und glauben Sie, daß Niemand Ihre Laufbahn mit mehr Theilnahme verfolgen, Ihren ferneren Arbeiten mit mehr Hoffnungen und mit größerer Liebe entgegensehen kann, als

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

* Gade dedicirte Mendelssohn die C moll Symphonie.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 30. April 1843.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Musikschule nimmt einen schönen Anfang; fast täglich kommen neue Meldungen, und die Zahl der Lehrer sowie die der Lectionen hat schon bedeutend vergrößert werden müssen.

Zwei wahre Krankheiten machen sich aber bemerklich, denen ich, so lange ich dabei bin, mit Händen und Füßen entgegenarbeiten werde: die Direction will vergrößern und generalisiren, namentlich Häuser bauen, Locale von mehreren Stockwerken miethen, während ich behaupte, daß für die ersten zehn Jahre die zwei Säle, die wir haben und in denen gleichzeitig Unterricht gegeben werden kann, ausreichend sind, — und die Schüler wollen alle componiren und theoretisiren, während ich glaube, daß ein tüchtiges praktisches Wirken, tüchtig Spielen und Tacthalten, tüchtige Kenntniß aller tüchtigen Werke u. s. w. die Hauptsache ist, die man lehren kann und muß. Aus denen findet sich alle andere Lehre von selbst, und das Weitere ist nicht Sache des Lernens, sondern der Gottesgabe. Daß ich demungeachtet kein Handwerk aus der Kunst machen möchte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. — — —

An N. Simrock in Bonn.

Leipzig, den 12. Juni 1843.

Hochgeehrter Herr!

Herr Hermann hat schon vor einiger Zeit einmal in meinem Namen wegen der bei Ihnen gestochenen Partitur der Zauberflöte angefragt; doch möchte ich mich noch einmal bei Ihnen direct erkundigen, ob kein Exemplar mit dem ursprünglichen deutschen Text existirt? Ob keins je existirt hat? Und wenn Beides nicht der Fall ist, so möchte ich fast fragen, ob Sie nicht in Ihren Platten davon den richtigen Text substituiren und einige Abzüge davon machen lassen wollen? Es erscheint mir fast wie eine Verpflichtung, daß ein solches Werk unverändert auf die Nachwelt komme; wir wissen zwar noch alle recht gut, daß z. B. die Arie mit den Worten anfängt: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön", aber wenn in mehreren Jahren die jüngeren Musiker immer nur gedruckt sehen: „so reizend hold, so zaubrisch schön", so bekommen sie doch eine unrichtige Idee von dem Mozart'schen Gedanken, und ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß selbst die entschieden schlechtesten Stellen in einem solchen Text beibehalten zu werden verdienen, seit sie von Mozart componirt und dadurch

25*

in ganz Deutschland einheimisch wurden. Will man Verbesserungen vorschlagen, — recht gut, aber sie müßten dann mit dem Original zugleich dastehen, in keinem Falle dürfte dies ganz verschwinden, sonst ist der Treue gegen den großen dahingegangenen Musiker kein Genüge geschehen. Bitte, sagen Sie mir hierüber einige Worte, wenn Sie an Herrn Hermann schreiben; und entschließen Sie sich zu einer Veränderung der Platten, so bin ich der erste Abnehmer, der es Ihnen dankt, aber gewiß nicht der letzte.

Ihr

Ihnen ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An G. Otten in Hamburg.

Leipzig, den 7. Juli 1843.

Hochgeehrter Herr!

Meinen schönsten Dank für Ihren freundlichen Brief, der nur allzu Wohlwollendes, allzu Freundliches über mich und meine Musik enthält. Gern käme ich einmal, folgte Ihrer freundlichen Einladung, sagte Ihnen meinen mündlichen Dank und spielte Ihnen recht viel vor, da Sie das haben wollen; ich habe es, seit wir uns damals in Dessau begegneten, ein ganzes Theil besser gelernt, und bin weiter gekommen. Aber nur vergleichen dürfen Sie mein Spiel und meine ganze Musik ja nicht; da wird mir gleich sehr verlegen dabei, und ich bin gewiß nicht der Mann, der die Leute verhindern wird, das goldene Kalb anzubeten, wie Sie die Tagesmode nennen. — Noch dazu glaube ich, sie geht schnell vorüber, auch ohne Gegenwirken, — freilich kommt dann wieder eine neue auf. Aber eben deswegen scheint mir das Beste, seinen eigenen Weg ruhig weiter zu gehen und sich hauptsächlich vor einem Tagesübel zu hüten, das Sie unter denen, welche Sie nennen, nicht mit anführen, das aber gewiß auch vielen Schaden thut: vor der Zersplitterung und Zerstreuung im

Aeußerlichen. Das ist ein Vorwurf, den ich den meisten jetzigen Künstlern machen möchte und mir selbst oft auch mehr, als mir lieb ist; ich denke darum weniger daran, meine Reisen auszubreiten, als vielmehr zu beschränken, um mehr an den eigenen Fortschritten, weniger an der Meinung Anderer zu arbeiten.

Und nun haben Sie noch einmal Dank für einen so freundlichen Brief und erhalten Sie ein gutes Andenken

Ihrem

ergebensten

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 21. Juli 1843.

Lieber Bruder!

Fast dachte ich Deinen Brief mündlich beantworten zu können, denn ich war drauf und dran, wieder nach Berlin zu reisen. Herr v. Massow hat mir eine Zusendung in der ewig langen Angelegenheit gemacht, über die ich mich so geärgert habe, daß ich fast krank geworden bin, und ich kann's noch nicht recht aus den Gliedern bekommen. Ich wollte im ersten Verdruß nach Berlin und da persönlich mit Dir sprechen, und Alles abbrechen; jetzt habe ich vorgezogen zu schreiben, und so schreibe ich Dir auch. — Statt nämlich die Genehmigung der Vorschläge, über die wir in der Conferenz am 10ten ganz einig gewesen waren, zu schicken*, erhalte ich von Herrn v. Massow erst den Auftrag, den Choral „Herr Gott Dich loben wir" unverzüglich für Orchester und Chor zu schreiben, und das ist der längste Choral und die langwierigste Arbeit, die mir vorgekommen ist, und Tags, nachdem ich damit fertig bin und abgeschickt habe, erhalte ich ein Actenstück, welches ich unterzeichnen soll, ehe die Genehmigung des Königs erbeten wird; wenn ich es unterzeichnet hätte, würden es die andern Theilnehmer

---

* Diese Conferenz wurde gehalten, um die Pläne des Königs (siehe die Briefe vom 28. October 1842 und 5. December 1842) der Ausführung näher zu bringen.

an jener Conferenz auch unterschreiben. In diesem Actenstück sind alle Verabredungen richtig wiedergegeben, aber 6—8 Zusätze dazu am Rande gemacht, von denen keine Sylbe in der Conferenz erwähnt worden ist, die gerade Alles wieder aufheben, was der Sinn jener Verabredungen war, die das ganze Institut und mich dazu in die vollkommenste Abhängigkeit von Herrn v. Küstner setzen, die mit einem Wort alle Schwierigkeiten, von denen ich sprach und deren Bestehen Herr v. Massow ableugnete, in's hellste Licht setzen. Es heißt u. a.: die Bestellung des Orchesters zu jeder Kirchenmusik solle von der beim Theater bestehenden Musikdirection geschehen; vor jedem Concert müsse bei der General-Intendanz angefragt werden, ob es bei dem Tage (den sie nach unseren Beschlüssen ein- für allemal zu Anfang des Winters wählen sollten) auch sein Verbleiben habe, oder ob sie ihn abändern wolle u. s. w., lauter Dinge, von denen nicht eine Sylbe in der Conferenz vorgekommen ist. Wie gesagt, ich habe mich fast krank geärgert. Deiner Worte eingedenk, schien mir das Vernünftigste, gleich an den König zu schreiben und abzubrechen. Nach zweitägiger Ueberlegung kam mir das wieder nicht motivirt vor; ich habe also an Herrn von Massow geschrieben, daß und warum ich nicht unterzeichnen könne, und habe ihn gebeten, mich wissen zu lassen, ob der König unsere damaligen Beschlüsse genehmige oder nicht. Genehmige er sie nicht, oder hielte er, Herr v. Massow, die Aufnahme neuer Punkte in jene Beschlüsse für nothwendig, so sähe ich die Sache für unausführbar an und müßte in dem Sinne handeln. Im andern Falle wüßte er, daß ich zu kommen bereit sei. Zugleich hatte ich mich erklären sollen, wie weit ich mit dem Oedipus sei. Ich habe geant-

wortet, daß ich Tieck's Wunsche gemäß den Sommernachtstraum zur Aufführung im neuen Palais mit Musik bearbeitet hätte; daß ich dann zur Athalia, auf speciellen Auftrag des Königs, Chöre geschrieben hätte*, und daß ich die Chöre des Oedipus seit vorigem Herbste nicht wieder vorgenommen hätte, weil man ein anderes griechisches Stück zur Aufführung bestimmt habe. Ich habe das alles möglichst freundlich gesagt, aber ich versichere Dich, daß mich die Sache vier recht böse, wüste, verdrießliche Tage gekostet hat. Hätte ich Dich nur auf eine Stunde sprechen können! Ich hätte gern gewußt, ob Du mein Verfahren, d. h. meinen Brief gebilligt hättest, oder ob Du einen kurzen Entlassungsbrief hättest haben wollen. Es ist zu arg, daß in allen, allen Dingen dieselbe Sache bleibt; — auch hier kann mit zwei Worten Alles geebnet und recht gemacht sein, und jeden Augenblick denke ich werden sie ausgesprochen, — und dann ist die Möglichkeit zu etwas Gutem, Neuem da, — und dann werden sie nicht ausgesprochen, und tausend Verdrießlichkeiten kommen statt dessen, und der Kopf wird mir endlich so wüst, daß ich selbst fast ebenso verdreht und unnatürlich denke und werde, wie es die ganze Angelegenheit endlich werden muß. — Verzeih', daß Du Dein Theil Aerger mitgetheilt bekommst; und nun habe ich ihn Dir mitgetheilt! Nun genug! Ich habe nichts arbeiten können in diesen Tagen. — Dafür habe ich Dir die Jungfrau getuscht, und zwar den Berg höchst vortrefflich, die Tannen im Vordergrund wieder verdorben. Nun will ich auch Deine Sonate vornehmen.

Dein

Felix.

---

* Beide Werke waren aber noch nicht zur Aufführung gelangt.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 26. Juli 1843.

Liebster Bruder!

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, und zwar im Augenblick, wo ich Dir überhaupt schreiben und wieder um Quartier betteln wollte. Ich muß nämlich nächsten Dienstag, den 1. August, wieder nach Berlin, um das tausendjährige Reich zu probiren, aufzuführen, und mit dem König über seine Ansicht von der Composition der Psalmen zu sprechen. Dazu hat er mich gestern eingeladen, und es versteht sich, daß ich komme; daß ich bei Dir wohnen möchte, versteht sich auch; versteht sich's aber auch, daß ich Euch gelegen komme? — denn ich werde diesmal wohl wenigstens acht Tage bleiben; am 6ten ist die Feier des besagten Reichs erst. Sag' mir eine Zeile Antwort. —

Von Massow, der mir die Einladung des Königs schreibt, habe ich zugleich Antwort auf meinen Brief. Er sagt, wir wären nun gewiß ganz einig, und es handle sich nur noch um Formfragen. Ich werde mir die Langeweile und den Verdruß,

den eine so langwierige Correspondenz immer mit sich bringt, ersparen und, da ich zum 1000jährigen Reich ohnehin komme, auch zugleich die 10000jährige Sache mündlich beantworten. Herr v. Massow sagt ziemlich gerade heraus: Handeln und Bieten machen den Kauf; er habe erst einmal versuchen wollen, ob ich unterschreiben werde; da das nicht der Fall sei, so würden wohl die Anderen nachgeben u. s. w. — Mir wird von alledem so dumm, und gefallen thut mir's gar nicht. Indeß ist's wahr, daß ihm ebenfalls der Kopf brummen muß, und die erdenklichste Mühe scheint er sich auch zu geben. — Ich bringe Dir die ganze Clerisei zu Deiner Beurtheilung mit; wir wollen sie beim Anziehen zusammen lesen. Ich hoffe diesmal nicht ein bloßes Höflichkeitsdiner beim König zu haben, sondern ein ordentliches Geschäftsgespräch; dabei wird sich wahrscheinlich dann am allerleichtesten ein Resultat herausbringen lassen. Wo möglich such' ich's zu verschieben bis nach der 1000jährigen Feier; der Choral, den ich dazu habe ausschreiben müssen, ist, glaube ich, gerade das, was der König wünscht; jedenfalls giebt er dann einen Anhaltepunkt zur Verständigung. —

Meinen Aerger, der wirklich diesmal stärker war, als seit langer Zeit, habe ich auf der Fahrt nach Naumburg, gleich bei Rippach, wo man nach Weißenfels hinunterfährt, im Hohlweg gelassen, und ein paar gute Gespräche und Spaziergänge mit Mühlenfels nahmen die letzten Spuren davon fort. Sehr hübsch war es in Kösen; unter Haselnußstauden und schönen Linden begegneten wir gleich Mme. F** und Herrn C**, und aus allen Sträuchern leuchteten statt der Johanniswürmchen die rothen Adlerorden verschiedener Classen. Es war aber

doch wirklich schön. Und ich schreibe jetzt wieder Noten, statt Tannen zu malen; daher verspreche ich noch nicht gewiß, ob ich die Jungfrau bis über acht Tage fertig bringe; — ich habe den Wald kürzlich zum zweiten Male gewaschen. Uebermorgen ist es jährig, daß wir nach der Schweiz ausreiseten!

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 26. August 1843.

Lieber Bruder!

Gestern erhielt ich von Herrn v. Massow einen Brief mit der Nachricht, daß der König die bewußten Anträge der Wirklichen Geheimen Räthe vollständig genehmigt habe; das wollte ich Dir gleich schreiben*; heut' erhielt ich einen zweiten Brief, mit der Nachricht, daß der König im neuen Palais drei Vorstellungen in der zweiten Hälfte des Septembers haben will, nämlich: 1) Antigone; 2) den Sommernachtstraum; 3) Athalia (Medea soll zwischen 1 und 2 gegeben werden, also alle vier in 14 Tagen), und daß ich dazu nach Berlin eingeladen bin. — Nun schreibe ich lieber gar nicht, denn gräßlich habe ich nun bis dahin zu thun, da noch keine Partitur für den Abschreiber tauglich ist, von der Athalia die Ouvertüre noch fehlt, sowie die Instrumentation des Ganzen u. s. w. Ich habe aber doch geschrieben, ich würde kommen und die Musik solle fertig sein. —

Immer

Dein

Felix.

---

* Nichtsdestoweniger unterblieb die Ausführung auch dieses Projects, und Mendelssohn bat nach einiger Zeit Seine Majestät den König, ihn jeder öffentlichen Wirksamkeit zu entheben und nur in einem persönlichen, künstlerischen Verhältniß zu Seiner Majestät bleiben zu dürfen, was der König dann auch huldreich gewährte.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 16. September 1843.

Lieber Bruder!

Vor sechs Tagen schrieb mir Herr v. Küstner (nach zehntägigem Stillschweigen auf alle meine Briefe und Sendungen), der ganze Plan mit den Vorstellungen im neuen Palais sei aufgeschoben bis in den October. Darauf erhalte ich heute natürlich wieder einen Brief von ihm: „Dienstag den 19ten sei Antigone". Zum Glück habe ich den Braten gerochen und kann übermorgen mit dem ersten Zuge nach Berlin reisen. —

Alles Uebrige mündlich. Du hast mir erlaubt, wieder in dem einzigen Hotel abzusteigen, wo es mir in Berlin gefällt, also gehe ich zu Dir! —

Auf Wiedersehen!

Dein

Felix.

Leipzig, den 3. October 1843.

Einem Hochedeln und Hochweisen Rath der Stadt Leipzig

habe ich zu verdanken, daß ich mich in jedem Sinne als dieser Stadt angehörig ansehen darf. Wenn ich daher so frei bin, mich in einer Angelegenheit an den Hochedeln Rath zu wenden, die zwar mich nicht persönlich, aber desto mehr die Interessen der Kunst in dieser Stadt und somit die Stadt selbst betrifft, so hoffe ich um deswillen auf gütige Nachsicht und halte es für meine wahre, rechte Bürgerpflicht, in solcher Angelegenheit nicht unthätig zu schweigen, sondern meine gehorsamsten Wünsche und Bitten vertrauensvoll einem Hochedeln Rathe gegenüber auszusprechen.

Das hiesige Stadt-Orchester hat mich von einer Eingabe in Kenntniß gesetzt, in welcher es um einige Veränderungen seines Contractes mit dem Theater-Unternehmer bittet; hauptsächlich war es eine Erhöhung der vor vielen Jahren festgesetzten Gehalte und eine Verbesserung der Substituten-Ordnung, von denen es sich dabei handelte, und zu deren Erreichung die Vermittelung des Hochedeln Rathes erbeten wurde.

Dies Gesuch ist in seinen wesentlichen Punkten zurückgewiesen, jedoch anstatt der erbetenen Zulage eröffnet worden, daß der Theater-Unternehmer jährlich 300 Thlr. mehr auf den Orchester-Etat verwenden wolle (welche 300 Thlr. auf die 31 Mitglieder zu vertheilen sein sollten), ja daß er, „wenn er mit den Leistungen des Orchesters zufrieden wäre und wenn es seine Einnahmen erlauben sollten, sich bewogen finden dürfte, noch außerdem dem Orchester vielleicht eine Gratification zu bewilligen".

Ich kann mir ein solches Anerbieten nur durch eine undeutliche Darstellung in den Eingaben des Orchesters oder durch unrichtige Ausdrücke darin erklären. Denn nach meiner Meinung sollte es sich darin nicht von einem Almosen handeln, sondern von einer Maßregel der Gerechtigkeit.

Ich weiß wohl, daß es schwer sein mag, an geistige Leistungen, wie die eines Orchesters, den Zahlenmaßstab zu legen und sie nach Thalern und Groschen zu taxiren; aber in Zeiten wie die jetzige, wo so viel von geistigem Eigenthum die Rede ist, steht doch wohl das Eine fest, daß es G e r e c h t i g k e i t und U n g e r e c h t i g k e i t, B i l l i g k e i t und U n b i l l i g k e i t in der Bezahlung geistiger Leistungen giebt; daß diese nicht von dem mehr oder minder guten Willen, von der größeren oder kleineren Gnade des Bezahlenden abhängt, sondern daß ein R e c h t existirt, welches der in Anspruch zu nehmen hat, der sein Leben einer geistigen Aufgabe widmet und der darum auch verlangen muß, daß ihm dadurch sein Leben gefristet werde, sobald er diese Aufgabe gut und untadelig löst. Das thun aber die Mitglieder des hiesigen Orchesters auf's Trefflichste, und in diesem Sinne halte ich nach meiner innersten Ueberzeugung

die Besoldungen, wie sie im bisherigen Contracte zwischen dem Orchester und dem Theater-Unternehmer festgesetzt waren, für unbillig. Sie waren es vielleicht schon damals, als sie auf diese Weise festgesetzt wurden, sind es aber im Laufe der Zeiten noch viel mehr geworden. Der Beweis hiervon ist in der ersten Eingabe des Orchesters auf eine so klare Weise geführt, daß ich glaube, es bedarf nur eines Blickes auf diese Eingabe, um die Richtigkeit meiner letzten Behauptung einzusehen.

Träte der Hochedle Rath nun dieser Meinung bei, überzeugte er sich von der Unbilligkeit jener Punkte, so wäre nur noch die Frage, ob es dem Theater-Unternehmer auch möglich sei, die Wünsche des Orchesters zu berücksichtigen, ob er nicht durch Bewilligung der erbetenen höheren Gagen Bankerott machen müsse, ob man also, indem man dem Orchester Gerechtigkeit widerfahren ließe, nicht gegen ihn eine Ungerechtigkeit begehen würde?

Dreierlei kann hier einen Anhaltepunkt geben: die bisherigen Einnahmen des Theater-Unternehmers; die anderen Theater-Gagen im Vergleich mit denen des Orchesters; endlich die Gehalte anderer deutscher Orchester in Städten ähnlichen Ranges wie Leipzig.

Was die Einnahmen des Theater-Unternehmers betrifft, so ist es schwer, sich eine genaue Kenntniß davon zu verschaffen. Trotz aller officiellen Documente und Rechnungs-Ablagen wage ich die Behauptung aufzustellen, daß Niemand in Leipzig existirt, der hierüber genau unterrichtet ist, ausgenommen die früheren Theater-Unternehmer selbst, die sich aber auf Beantwortung dergleichen Fragen nicht einlassen. So viel ich indeß von solchen

officiellen Documenten hier und in anderen Städten auch gesehen habe, aus allen ging unwidersprechlich hervor, daß bei einem Unternehmen der Art eine jährliche Mehr-Ausgabe von circa 2000 Thlr. nicht die Speculation von einer glücklichen zu einer unmöglichen macht. — Dies zeigt ein Blick auf die abwechselnden, zuweilen sehr hohen Gagen der Sänger und Sängerinnen, für deren Engagement kein Theater-Unternehmer eine Mehr-Ausgabe wie die obige scheuen wird, um nur seiner Bühne größeren Glanz zu verschaffen.

Diese Gagen geben zugleich Antwort auf den zweiten Punkt; sie sind in den Jahren, seit welchen das Orchester bei derselben Besoldung stehen geblieben ist, fast überall so bedeutend gestiegen, daß ein Theater-Unternehmer damaliger Zeit vielleicht auch erklärt haben würde, ein solcher Gagen-Etat sei mit dem Erfolg seines Unternehmens unvereinbar. Aber die Zeiten haben sich geändert, und der Theaterbesuch hat sich geändert. Die Sänger gehen nach einer Reihe von Jahren ab, ihre Stellen müssen neu besetzt, neue Contracte gemacht werden, und so hat sich da ganz von selbst die Gerechtigkeit eingestellt, welche die Orchestermitglieder bis jetzt umsonst erbitten: Sänger und Sängerinnen sind hier in Leipzig bezahlt, wie an anderen ähnlichen Orten, und das Orchester ist es nicht. Wollte man aber sagen: Sänger und Sängerinnen seien durchaus nur nach den Erfordernissen der Zeit zu wählen und zu bezahlen, — hingegen beim Orchester komme es wenigre darauf an; ob das etwas besser oder schlechter besetzt oder besoldet sei, merke Niemand im Publikum, — so ist das gerade wieder ein Grund, der mich zu diesem Schreiben gezwungen hat; denn dieser Meinung immer entgegenzutreten halte ich für meine

und für jedes Musikfreundes Schuldigkeit. Eben weil das Orchester nicht ein Luxus-Artikel, sondern die nothwendigste, wichtigste Grundlage für ein Theater ist, eben weil das Publikum jederzeit auf die Luxus-Artikel mehr zu sehen pflegt, als auf das Wesentlichste, — eben deswegen ist es Pflicht, dahin zu wirken, daß über dem Glänzenden nicht das Rechte, Nothwendige hintangesetzt und beeinträchtigt werde. Und eben deswegen hat ja auch der Hochedle Rath das hiesige Orchester von jeher bei neuen Theater-Contracten in Schutz genommen. Verpflichtet er aber den Theater-Unternehmer, mit dem Orchester zu contrahiren, und läßt es bei den alten und veralteten Besoldungen sein Bewenden haben, so wäre jene Verpflichtung ja kein Schutz, sondern ein Schaden für das Orchester. Es müßte dann nothgedrungen Jahr aus Jahr ein in einer Lage bleiben, die in keiner andern deutschen Stadt solchen Ranges wie Leipzig ihres Gleichen hat.

Dies führt mich auf den dritten Punkt. Man hat gesagt, eine Vergleichung der hiesigen Gehalte mit denen in anderen Städten sei unstatthaft. Aber wie kann man denn auf bessere Art zu einem Maßstab über Billigkeit oder Unbilligkeit von derartigen Bezahlungen kommen? Wenn in anderen Städten die Orchester besser bezahlt sind, wenn die Theater-Unternehmer trotz dessen nicht Bankerott machen (und ich glaube, daß noch niemals irgend eine Theater-Unternehmung an einer zu hohen Besoldung des Orchesters gescheitert ist), wenn an die Leistungen der hiesigen Musiker dabei dieselben Ansprüche gemacht werden wie dort, — sollte daraus nicht klar hervorgehen, daß hier dasselbe möglich sein müsse wie dort? Die Gehalte, welche das Orchester in Frankfurt am Main blos vom

Theater bezieht, sind nicht allein höher, als die hiesigen sein würden, wenn die jetzt erbetene Zulage bewilligt wäre, sondern sie sind fast durchgängig höher, als die hiesigen für Theater, Concert und Kirche zusammengenommen, selbst wenn die Zulage bewilligt würde. — Sollte das nicht schon beweisen, daß die Bitten des hiesigen Orchesters nicht unbillig sind? daß der Theater-Unternehmer sie ohne Gefahr bewilligen kann? Ja, sollte man nicht versucht sein, aus ihrer Verweigerung zu schließen, daß diese Stadt ihre Musiker gegen die einer andern ähnlichen Stadt herabsetzt? Und das kann doch nimmermehr der Fall sein; denn die Leistungen unseres Orchesters sind ja nicht allein denen des Frankfurter, sondern denen aller anderen deutschen Städte an die Seite zu setzen, ja den meisten mir bekannten unbedingt vorzuziehen! Den guten, weit verbreiteten musikalischen Ruf, den Leipzig in ganz Deutschland genießt, verdankt es einzig und allein diesem Orchester, dessen Mitglieder sich auf's Kümmerlichste, auf's Traurigste behelfen müssen; jener gute Ruf ist gewiß nicht ohne materielle Vortheile für die Stadt Leipzig, der geistigen Vortheile für die Kunst zu geschweigen; sollen denn die Einzelnen, denen man so günstige Resultate schuldig ist, nach wie vor in einer ihren Leistungen und den Zeitumständen unangemessenen, in einer drückenden Lage bleiben, während das Ganze durch sie gedeiht und die Stadt selbst Ehre und Nutzen von ihnen hat?

Nur wenig Worte erlaube ich mir noch über die Substituten-Ordnung beizufügen, die ich vielmehr die Substituten-Unordnung nennen möchte. Denn es ist schwer, sich von diesem Unwesen einen Begriff zu machen, wenn man es nicht aus Erfahrung genau kennt, wie ich dazu Gelegenheit hatte. Auch

dies ist in früheren Eingaben ausführlich dargethan, und ich füge nur ein eben erlebtes Beispiel hinzu. Im vorgestrigen Concert haben die Clarinettisten für ihre Theatersubstituten jeder einen Speciesthaler geben müssen, so daß der eine von ihnen für seine Mitwirkung in Probe und Aufführung des ersten Abonnement-Concertes acht Groschen Courant — bezahlt hat. — Man wird sagen: so müßten die Concertgehalte erhöht werden; aber das würde dem Unfug nicht steuern, — nur eine feste Ordnung kann dies. Im Gegentheil wäre gerade zu wünschen, daß der Maßstab, der zur Bezahlung der Concerte zu Grunde liegt, auch zur Bezahlung der Extravorstellungen im Theater genommen würde, die ja ziemlich gleiche Zeit und gleiche Kräfte beanspruchen.

Und dies bringt mich auf den letzten Punkt, den ich zu berühren habe. Wenn sich nämlich der Erledigung aller jener Uebelstände die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, welche Schwierigkeit kann es haben, die früher festgestellten Sätze für die Extravorstellungen um ein Bedeutendes zu erhöhen? Sie sind bisher in keinem Verhältniß zur Mehr-Einnahme des Theater-Unternehmers, das ist offenkundig; sie sind in keinem Verhältniß zu der Vergütung für andere außergewöhnliche Dienstleistungen, wie Concerte, Kirchenmusiken u. dergl., sie sind nicht einmal im Verhältniß zu der Bezahlung, die für Bälle, Hochzeitsmusiken u. s. w. dem Stadtmusikus taxmäßig zusteht. Daß sich eine solche Erhöhung ohne Schwierigkeit, und ohne dem Theater-Unternehmer im Mindesten zu nahe zu treten, bewirken läßt, davon bin ich fest überzeugt. Ein Theil der gerechten Klagen des Orchesters würde dadurch beseitigt. Möchten sie alle die Berücksichtigung

finden, die sie ihrer Billigkeit und Gerechtigkeit nach verdienen!

Nun bitte ich schließlich noch einmal um Verzeihung für die große Freiheit, die ich mir durch dies Schreiben genommen habe; aber es gilt einer Sache, die mich persönlich nicht betrifft, aus der mir weder Schlimmes noch Gutes erwachsen wird, die mich nur bewegt, insofern sie jene von mir so hoch gestellten und geachteten Künstler angeht, also auch für die Kunst selbst in dieser Stadt von Wichtigkeit ist, und insofern ich dem zunehmenden oder abnehmenden Wohl eines solchen Kunstinstitutes, wie Leipzig in diesem vortrefflichen Orchester besitzt, niemals mit Ruhe und Gleichgültigkeit werde zusehen können. — Mögen meine Worte demnach als ein Beweis der innigsten Liebe und Verehrung gelten, mit welcher ich mein Lebenlang an Allem Theil nehmen werde, was Leipzigs Ehre in künstlerischer und musikalischer Beziehung berührt.

Stets Eines Hochedeln und Hochweisen Rathes

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den König von Preußen.

Berlin, 1844.

Ew. Königl. Majestät

erlaube ich mir durch diese Zeilen eine mir sehr am Herzen liegende Bitte vorzutragen.

Unter der großen Menge von Compositionen, die mir seit einiger Zeit von hiesigen und auswärtigen Musikern zugesandt worden sind, erhielt ich kürzlich einige Werke eines jungen Mannes, Namens G..., aus denen ein so unverkennbares Talent, so wahres musikalisches Gefühl zu mir sprach, daß sie mir wie eine Oase in der Wüste erschienen. Es war eine Reihe Lieder und eine große Charfreitagsmusik, die, jedes in seinem eigenthümlichen Styl, von inniger Auffassung, — von einer wirklichen Künstlernatur zeugten. Ja, die geistliche Musik gab mir die gewisse Hoffnung, daß der Componist in diesem Fache einmal etwas wahrhaft Bedeutendes leisten werde. Zur vollen Entfaltung seines Talents fehlt ihm nichts, als daß er einige Zeit in einer größern Stadt leben könnte, um Musik zu hören und mit Musikern bekannt zu werden; denn seit seiner Jugend, während acht Jahren, war

er als Hauslehrer auf dem Lande, und hat in dieser langen Zeit, nur auf sich selbst beschränkt, von aller Musik gänzlich entfernt gelebt.

Sein sehnlichster Wunsch ist daher, nach Berlin zu kommen, seine musikalischen Arbeiten und Studien hier fortzusetzen, und sich zu einer künftigen praktischen Thätigkeit auszubilden. Zur Erfüllung dieses Wunsches fehlen ihm aber durchaus alle Geldmittel, und so gern ich ihm zur Erreichung seiner Zwecke in musikalischer Beziehung die Hand bieten wollte, so viel in meinen Kräften steht, und so gern er sich durch eigene Anstrengung, namentlich Lectionen, hier seinen Unterhalt zu verdienen suchen möchte, so ist dies letztere doch immer sehr precair und namentlich in der ersten Zeit mit solchen Schwierigkeiten verknüpft, daß ich ihm kaum rathen könnte, die Hauslehrerstelle, von welcher er lebt, daran zu setzen.

Wenn nun Ew. Majestät die Gnade haben wollten, dem jungen Manne die Mittel zu gewähren, daß er sich hier aufhalten, — hier Musik treiben und hören könnte, bis er mit der musikalischen Welt, von der er so lange entfernt war, wieder vertraut worden ist, — so würden alle Hindernisse beseitigt sein, und Ew. Majestät wieder einen Glücklichen mehr gemacht haben.

Ich glaube, wenn ihm auf zwei Jahre für das Jahr 200 Thaler bewilligt würden, so wäre es bei seinen bescheidenen Ansprüchen und seiner einfachen Art hinreichend, um ihm den so sehnlich gewünschten Aufenthalt zu fristen und mit dem, was er sich durch eigenen Fleiß hinzuverdienen könnte und müßte, seine Existenz vorläufig zu sichern.

Des Herrn v. Massow Excellenz, dem ich die näheren

Verhältnisse des jungen Mannes mündlich auseinanderzusetzen Gelegenheit hatte, machte mir Muth, Ew. Majestät mit dieser Bitte zu nahen. Möge Ew. Majestät mir meine Kühnheit in jedem Falle verzeihen. — Die Erfüllung meiner Bitte wäre aber ein neuer Grund zu den vielen, die ich schon habe, mich Ew. Majestät auf's Innigste dankbar und erkenntlich zu fühlen, und wie diese Erfüllung den jungen Mann für seine ganze Lebenszeit beglücken würde, das brauche ich wohl nicht erst auszusprechen*.

* Mendelssohn's Bitte wurde von dem König huldreich gewährt.

Von dem Wirklichen Geheimen Rath Ritter Bunsen an Felix Mendelssohn Bartholdy in Frankfurt am Main.*

Berlin, Sonntag Morgen, den 28. April 1844.

Mein theurer und verehrter Freund!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie frei von aller Besorgniß und Hinderung finden mögen. Ich sende sie Ihnen nach, aus treuem Herzen, der Sache und Ihrer selbst willen.

Sie haben den König sehr betrübt durch Ihre Weigerung, die Eumeniden zu setzen. Ich war bei ihm, als Graf Redern ihm das Buch zurückgab mit diesem Bescheide. Da ich sah, daß dieses den König sehr nah berührte, — obwohl er nicht im Geringsten heftig wurde, — so bemerkte ich: vielleicht hielten Sie dafür, man müsse die ganze Trilogie setzen. Seine Majestät erwiederte: „Das wäre desto besser, allein das konnte Mendelssohn nicht hindern, die Eumeniden zu componiren, die einen so herrlichen Abschluß für sich

---

* Der Brief des Herrn von Bunsen an Mendelssohn wird hier mitgetheilt, weil die darauf folgende Antwort des letzteren dadurch verständlicher wird.

haben". Ich wußte nun wirklich nichts zu sagen, und ich gestehe Ihnen, Ihre Antwort hat mich selbst tief betrübt. Auch ist die Sache hier vielfach besprochen und ausgebeutet worden. Man findet es in dieser edeln Stadt „sehr unrecht" von Ihnen, daß Sie, statt für den König zu dichten, nach England gehen. Der König selbst ist fest entschlossen, die Sache nicht fallen zu lassen. Man hat ihm vorgeschlagen, die Arbeit einem andern Künstler zu übertragen, welcher auch versprochen haben soll, Hand an die Sache zu legen. Sie dürfen und werden dies nicht zugeben, — Sie werden und wollen den König nicht betrüben. Ich habe auch Tieck über die Sache sprechen hören, der vorgestern davon anfing, als ich bei ihm war. Der König hat ihm auch deshalb eine Botschaft gesandt. Sie begreifen, daß der König, die kurze Lebensfrist des großen Chorodidaskalos erwägend und wissend, daß er allein die Scene hier ordnen kann, ungeduldig ist. Tieck theilt die allgemeine Stimmung über Sie, obwohl mit größter Anerkennung Ihres Charakters wie Ihres Genius. Ganz im Vertrauen will ich Ihnen auch noch sagen, daß Ihre Weigerung, einige Lieder für „Wie es euch gefällt" zu componiren, einen schmerzlichen Eindruck bei Tieck und anderwärts zurückgelassen. Er meint, Ihr Grund, „man solle zwischen der Aufführung dieses Stückes und dem Sommernachtstraum einige Zeit verstreichen lassen", sei ein ungenügender: denn je mehr und öfter dem Publikum gute Speise geboten werde, desto eher werde es von dem schlechten Zeuge lassen, womit man es füttert.

Doch das ist eine Kleinigkeit gegen jenen Hauptpunkt. Erfreuen Sie mich bald mit der Nachricht, daß das

Ganze ein Mißverständniß ist und daß Sie die Eumeniden zu setzen bereit sind. Tieck selbst sagt, die Chöre würden hier und da verkürzt werden können; auch lasse sich eine Trilogie denken mit großen Abkürzungen. Aber die Eumeniden als ein Ganzes, etwa mit einigen Abkürzungen, wie sie Ihnen wünschenswerth erscheinen mögen, müßten doch wohl zuerst selbstständig ausgeführt werden. Welch' herrlicher Gegenstand, welch' einzige Wirkung! Ihre Antigone-Chöre machen die Runde durch Europa, die Aeschyleischen würden es nicht minder thun. Sie werden helfen einen neuen Kunststyl zu begründen. Bedenken Sie, daß der König Sie liebt, daß Ihre Weigerung ihn sehr schmerzlich berührt hat, — daß er bei so vieler Verkennung, so vielen bitteren Täuschungen, so vielen Hindernissen auf den edelsten Bahnen seiner Regierung nicht gefaßt ist, auch von dieser Seite auf Schwierigkeiten zu stoßen. „Et tu Brute, fili“. Schütten Sie mir Ihr Herz aus, wie ich es Ihnen thue. Sie wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können. Wir müssen alle helfen, diesen herrlichen Fürsten in allen seinen schönen und großen Ideen zu unterstützen. Die Welt bedarf neuer Lebenselemente. Glücklich, wer helfen kann, sie zu schaffen!

Unveränderlich

Ihr

getreuer Freund

Bunsen.

An den Wirklichen Geheimen Rath Bunsen.

Frankfurt a. M., den 4. Mai 1844.

Ew. Excellenz

gütige Zeilen erhalte ich hier, im Begriff meine Reise nach England fortzusetzen. Vor Allem beeile ich mich, Ihnen für diesen neuen Beweis Ihrer wohlwollenden Gesinnungen den herzlichsten Dank zu sagen. Möchte ich Ihnen doch jemals meine Erkenntlichkeit für all' Ihre Güte und Freundlichkeit recht klar an den Tag legen können! Ich weiß sie gewiß in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, und bin stolz darauf, wie auf das Beste und Liebste, was mir in der Welt zu Theil werden kann.

Allen, die mit mir über die Aufführung der Eumeniden des Aeschylos näher gesprochen haben, dem König, dem Grafen Redern, namentlich aber dem Geheimen Rath Tieck habe ich erklärt, daß ich diese Aufführung, und vor Allem die musikalische Composition der Chöre für eine sehr schwere, vielleicht unausführbare Aufgabe hielte, daß ich die Lösung derselben jedoch versuchen wolle. Ich fragte Herrn Geheimen Rath Tieck, bis zu welcher Zeit ich mich darüber zu entscheiden

hätte, ob ich meinen Versuch für einen der Aufführung und des Königs würdigen halten, oder ihn im Pulte ruhen lassen würde. Er antwortete mir, daß er die Aufführung nirgend anders als im großen Opernhause denken könne; in kleinen Räumen sei dergleichen gar nicht ausführbar; es sei hier eine andere Sache wie mit der Antigone u. s. w. u. s. w., und da die Eröffnung des Opernhauses für den 15. December festgesetzt sei, so wäre es ja vollkommen zeitig genug, wenn ich mich in England oder nach meiner Rückkehr von dort mit der Musik beschäftigte. Uebrigens ließ man mich merken, daß man, im Fall ich die Sache nicht übernähme, mit anderen Componisten darüber sprechen wolle. Ich mußte der Wahrheit gemäß antworten, daß es mir nur lieb sein könnte, wenn ein Anderer dazu gewählt würde, da in meinen Augen die Schwierigkeiten so überaus groß wären; doch äußerte ich stets und überall meine vollkommene Bereitwilligkeit, die Composition zu versuchen, und fügte hinzu, es solle meine Erklärung darüber jedenfalls früh genug erfolgen, um irgend einem andern Componisten, der die Aufgabe leichter lösen könnte, noch hinreichend Zeit dazu zu lassen, so daß meinerseits der Aufführung kein Hinderniß in den Weg gelegt werden würde.

Was mir nun Ew. Excellenz über diese Angelegenheit schreiben, kam mir um so unerwarteter und betrübender, als Herr Geheimer Rath Tieck in den Gesprächen, welche ich mit ihm darüber hatte, durchaus meiner Ansicht von den Schwierigkeiten der Aufführung beipflichtete, — sie seinerseits als fast unübersteiglich anerkannte und dennoch auf seine ausdrückliche Frage: ob er in seinem Briefe an den König vielleicht sagen solle, daß ich die Composition der Chöre nicht übernehmen könne, von

mir, in Uebereinstimmung mit den oben erwähnten, vorläufigen Erklärungen, die Antwort erhielt: ich sei, im Gegentheil, bereit, einen Versuch damit zu machen, und ich wolle durchaus nicht das Hinderniß in dieser Sache sein; ja, ich schlug ihm sogar damals als Erleichterung die Idee vor, einige der Chöre, die mir geradezu unmöglich schienen, abzukürzen, worauf er denn auch, wie Sie mir schreiben, eingegangen ist.

Daß ich immer nur von Versuchen sprach und auch jetzt nur sprechen kann, — daß ich die Aufgabe nicht wie einen andern Auftrag bestimmt übernehmen und zusagen konnte, — das liegt einestheils in der Neuheit und unerhörten Schwierigkeit der Sache selbst (ich kann mich darin wohl auf das Urtheil eines jeden Musikers berufen), anderntheils in der hohen Meinung, die ich von dem feinen Kunstgefühl des Königs habe, dem man nicht, ohne Unterschied, Gelungenes wie Mißlungenes bieten sollte, — und endlich in einer gewissen Verpflichtung gegen mich selbst, — welcher zufolge ich nicht gern mit einer Musik vortrete, an deren Gelingen ich nicht, wenigstens theilweise, fest glaube. Ich dachte hoffen zu dürfen, daß man deshalb nicht gleich an meinem guten Willen zweifeln würde, welchen ich erst im Laufe dieses Jahres durch Lösung verschiedener, sehr schwieriger Aufgaben, die in kürzester Zeit gefordert wurden, bewiesen habe.

Der Schlüssel des Räthsels scheint mir darin zu liegen, daß man von vielen Seiten meine Ansicht über die Mißlichkeit der ganzen Darstellung getheilt und gewünscht haben mag, auch den König davon zu überzeugen. Zu diesem Behufe hat man denn mich als die Ursache der Schwierigkeiten hin-

gestellt, der ich es nicht bin und nicht sein will. Sie liegen vielmehr lediglich in der Sache. Und nun erlauben Sie mir auch darüber noch einige Worte.

Eben weil ich dem König so viele Dankbarkeit schuldig bin, — eben weil auch ich ihn aus tiefstem Seelengrunde als einen vortrefflichen, herrlichen Fürsten und Menschen verehre, — eben deshalb glaube ich bei Allem, was ich auf sein Geheiß thue, mit gutem Gewissen, — mit vollkommener Herzensfreudigkeit sein zu müssen. Ging ich ohne das auf seine Ideen ein, — wollte ich sie den Leuten vorführen, ohne selbst aufrichtig und wahrhaftig davon ergriffen zu sein, — wollte ich seine Befehle zum Deckmantel meines Mißlingens brauchen und wieder mein Mißlingen als Folge seiner Ideen darstellen, — dann vernichtete ich ihm ja seine Ideen; dann vernichtete ich mich selbst in der guten Meinung, die er hoffentlich noch von mir hat; dann hätte er Recht, mir das „Et tu Brute“ zuzurufen. Denn so scheinen mir die meisten von Jenen zu handeln, die ihm, wie Sie sagen, Hindernisse und Täuschungen bereiten, und solchen „Mördern“ will ich mich nun und nimmermehr anschließen.

Ich werde den Befehlen dieses von mir sehr geliebten Königs jederzeit Folge leisten, auch mit Hintansetzung meiner persönlichen Wünsche und Vortheile. Kann ich es aber nicht mit gutem künstlerischen Gewissen, so werde ich aufrichtig meine Bedenken oder meine Unfähigkeit darzulegen suchen, und dringe ich damit nicht durch, so muß ich gehen. Das mag im Munde eines Musikers wohl lächerlich klingen, aber soll ich an meiner Stelle nicht ebenso gut diese Verpflichtung fühlen, wie Andere an der ihrigen? Soll ich in

diesem mir persönlich so wichtigen Verhältniß die Grundsätze der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit nicht befolgen, denen ich mein ganzes Leben nachgestrebt habe?

Freilich fürchte ich nach dieser Erfahrung wieder auf's Neue, was ich Ew. Excellenz schon mündlich sagte: daß meines Bleibens auf so gefährlichem Boden, — unter so schwierigen Verhältnissen nicht sein kann. Aber eben dadurch, und nur dadurch kann ich hoffen, mich in der guten Meinung des Königs, abgesehen von momentanen Eindrücken, zu erhalten, und das ist mir wichtiger als alles Andere. Ja nur auf solche Weise kann ich hoffen, dem König und seinen Ideen wahrhaft zu dienen. Ein kühler, zweifelhafter, heimlich verdrossener Arbeiter darf ich diesem Könige nicht sein; so kann er mich nicht brauchen. So bin ich ihm unnütz und vernichte mich selbst. —

An Julius Stern in Paris

(jetzt Professor in Berlin).

London, den 27. Mai 1844.

Lieber Herr Stern!

Sie wissen wohl, welch' eine sehr große Freude Sie mir durch Ihren lieben Brief bereitet haben. Nicht daß ich nicht wüßte, wie Sie in den ersten Augenblicken nach der Vorstellung die Musik sowie ihren Erfolg viel zu gut ansehen, viel zu sehr überschätzen mußten, — aber eben daß Sie das thaten, daß Sie sich dadurch für die vielen und großen Bemühungen, die Sie wegen dieser Sache hatten, belohnt fühlten, — dadurch eben haben Sie mir eine so sehr große Freude gemacht*. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür! Möchte ich durch bessere Arbeiten Ihre viel zu gute Meinung verdienen! Möchten alle meine Arbeiten so liebevolle Freunde finden, um sich ihrer anzunehmen und sie zur würdigen Ausführung zu bringen! Und möchte das mit Ihren Arbeiten jederzeit auch der Fall sein: etwas Besseres kann ich Ihnen gar nicht wünschen.

Auch dafür, daß Sie so freundlich waren, den Mitwirkenden in meinem Namen zu danken, bin ich Ihnen aufrichtig verbunden. Ich schreibe, Ihrem Winke zufolge, einige Zeilen an Herrn Morel, der die Musik dirigirt hat, und bitte ihn

---

* Herr Stern hatte die Aufführung der Antigone auf dem Odeon-Theater in Paris bewirkt.

meiner Erkenntlichkeit versichert zu sein und dasselbe dem Herrn Boccage auszudrücken. Aber sei'n Sie mir nicht böse, wenn ich Ihre anderen Winke hinsichtlich der Geschenke an die ersten Mitwirkenden nicht befolge. Es ist den Grundsätzen, die ich mir zu Anfang meiner musikalischen Laufbahn gemacht habe, zuwider, auf irgend eine Weise meine persönliche Stellung mit meiner musikalischen zu vermischen, — die letztere durch die erstere irgendwie verbessern, die öffentliche oder die Privatmeinung über mich irgendwie bestechen oder auch nur bestärken zu wollen. Eben weil ich allen Denen, die sich für meine Musik interessiren, so recht von Herzen dankbar bin, wäre es mir unmöglich, die Mode von solchen Geschenken mitzumachen, ohne mir jene Dankbarkeit und die daraus entspringende Freude für alle Zukunft zu verbittern. Und mag der Gebrauch durch noch so große Autoritäten eingeführt sein, ich kann einmal nicht aus mir selbst heraus und nicht aus dem, was ich für recht halte und als recht fühle, und so entschuldigen Sie mich, wenn ich jene Mode nicht mitmache. Sie werden mir hoffentlich nicht darum zürnen und werden mich bei Denen vertreten, die mir etwa darum zürnen. Sie wissen ja, daß sich jeder Mensch gewisse Regeln feststellen muß, nach denen er lebt und handelt, und werden es darum nicht mißdeuten, wenn ich den meinigen treu bleibe.

Allen dortigen Freunden meinen herzlichsten Gruß, und auf frohes Wiedersehen im Vaterlande.

Ihr

ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Carl Klingemann in London.

Soden bei Frankfurt a. M., den 17. Juli 1844.

Liebster Freund!

Alle die Meinigen habe ich wohl und glücklich angetroffen und bin nach schneller Reise am Sonnabend gesund und froh hier angekommen. Cécile sieht wieder gut aus, von der Sonne gebräunt, ohne die mindeste Spur des vorigen Unwohlseins; der erste Blick sagte mir das, als ich in's Zimmer trat, aber bis heute kann ich nicht aufhören, mich immer von Neuem darüber zu freuen, wenn ich sie ansehe. Die Kinder sind braun wie die Mohren und spielen den ganzen Tag im Garten; ich habe gestern und vorgestern dazu gebraucht, mich von der großen Ermüdung durch Schlafen und Essen wieder herzustellen; darin habe ich viel geleistet, und so komme ich heute wieder zu mir selbst, nehme eins von den Blättchen, die mir Cécile gemalt hat, und schreibe Dir. Und danke Dir noch einmal von ganzer Seele für vergangene frohe Zeit. Was gut und unvergänglich daran ist, kommt von Dir; dafür habe Dank, und bleibe mir gut, wie ich Dir mein Lebelang.

Ich sitze hier am offenen Fenster, sehe in den Garten und

den Kindern zu, die da mit ihrem „lieben Johann"* spielen, — der Omnibus nach Königstein fährt zweimal des Tags vorbei, — zum Kaffee giebt es früh Walderdbeeren, — um 2 wird zu Mittag gegessen, und $8^1/_2$ Uhr zu Abend, um 10 Uhr schlafen wir Alle. Hoffmann von Fallersleben ist hier und hat mich gestern besucht; wer irgend kann, trägt ein Bändchen im Knopfloch und läßt sich Herr Geheimerath nennen; Alles spricht von Preußen und tadelt es, und spricht doch von nichts Anderem; das Land voll Birnen- und Aepfelbäume, die alle wegen der vielen, schweren Früchte gestützt sind, — mit den blauen Bergen und den Flußstreifen des Main und Rhein, — der Conditor, bei dem man auch Zwirn und Hemdknöpfchen bekömmt, — der Brunnen Nr. 18, den man auch den Champagner-Brunnen nennt, — der Herr Medicinalrath Thilenius, — die Badeliste, die alle Sonnabend herauskommt, wie bei Euch der Punch, — der Fußbote, der anfragt, ehe er nach Frankfurt geht, und mir Tags darauf meine Wäsche von dort mitbringt, — die Kirschfrauen, mit denen mein vierjähriger Paul den Handel abschließt, oder sie wegschickt, nach Belieben, — vor Allem die rheinische, gute Luft, — es ist Alles wohlbekannt, und ich nenne es Deutschland!

— — — — — — — —

* Mendelssohn's Diener.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Soden, den 19. Juli 1844.

Mein lieber Bruder!

Somit wäre ich wieder auf deutschem Grund und Boden; froh und gesund und frisch heimgekehrt, habe ich alle die Meinigen im wünschenswerthesten Wohlsein getroffen, und wir haben jetzt in dieser wunderschönen Gegend heitere, frohe Tage.

Mein Aufenthalt in England war herrlich; ich bin noch niemals und nirgends mit so allgemeiner Freundlichkeit aufgenommen worden, wie diesmal, und habe in den zwei Monaten mehr Musik gemacht, als sonst in zwei Jahren. Meine A moll Symphonie zweimal, den Sommernachtstraum dreimal, den Paulus zweimal, das Trio zweimal; am letzten Abend, den ich in London war, noch die Walpurgisnacht mit ganz unglaublichem Jubel, außerdem noch die vierhändigen Variationen, das Quartett zweimal, das D dur und E moll Quartett zweimal, diverse Lieder ohne Worte, das Bach'sche D moll Concert zweimal, das Beethoven'sche G dur Concert, — das sind einige von den Sachen, die öffentlich vorkamen; dazu die

Direction der ganzen Philharmonischen und anderer Concerte, die unzähligen Gesellschaften; dann die Herausgabe von Israel in Aegypten, die ich für die Handel Society während dessen arbeitete und nach dem Manuscript besorgte; die Composition der Ouvertüre zur Athalia mitten hinein, welche bei dem grenzenlosen Trouble auch keine kleine Aufgabe war*.

Du kannst Dir daraus schon abnehmen, wie bunt und bewegt das Leben war. Der Hauptzweck, den ich hatte, der Philharmonischen Gesellschaft einen Dienst zu leisten, ist über Erwarten erreicht; sie haben nach Aller Urtheile seit langen Jahren keine ähnliche Saison gehabt; freilich hilft das gegen das Radical-Uebel nicht, das ich denn diesmal auch zur Genüge kennen gelernt habe, und mit dem die Gesellschaft allerdings nicht fortbestehen kann: die innere verrostete Verfassung, musikalische rotten boroughs u. s. w. Aber über das und alles Andere mündlich! Nur noch eins, was mir hauptsächlich Deinetwegen leid thut: sie hatten mich nach Dublin eingeladen, um mich bei der Universität zum Doctor zu machen, und Morgan John O'Connell wollte mir einen Brief an seinen Onkel im Gefängniß mitgeben, — und ich konnte es wegen der kurzen Zeit und der entsetzlichen Aufregung einer solchen Reise in fünf Tagen nicht annehmen; der Gedanke, was Du darüber für ein Vergnügen gehabt hättest, verließ mich gar nicht dabei, und ich trennte mich mit wahrem Leid von der Idee! Ein seltsamer Abstand ist nun, von der gewaltigen Aufregung dort hier

* Mendelssohn wurde von der Berliner Theater-Intendanz aufgefordert, diese Ouvertüre schleunigst zu componiren (was er denn auch in wenigen Tagen that), weil die Athalia sofort aufgeführt werden sollte; — die Aufführung fand dann aber doch erst am 1. December 1845 statt.

in den stillen Ort hinein, wo ein Spaziergang von zehn Minuten Einen auf die Höhen des Taunus bringt, mit der Aussicht über das Main- und Rheinthal bis Frankfurt, Worms und Mainz. Da kann man tagelang hinaussehen, braucht weiter nichts, und thut ebenso viel oder eigentlich mehr als dort in dem Treiben.

Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Soden, den 25. Juli 1844.

Wenn Du nicht auf vierzehn Tage nach Soden kommen und mit mir die unglaubliche Behaglichkeit dieses Landes und Aufenthalts genießen kannst, so helfen alle Beschreibungen zu nichts. Und ich weiß ja leider, daß Du nicht kommst. Darum beschreibe ich aber auch wenig. Die Meinigen erholen sich mit jedem Tage mehr und mehr, und ich liege unter Aepfelbäumen und großen Eichen; in letzterem Fall bitte ich den Schweinehirten, daß er seine Thiere unter einen andern Baum treibt, um mich nicht zu stören (gestern vorgefallen!); ferner esse ich Erdbeeren zum Kaffee, zum Mittag und zum Abend, trinke Asmannshäuser Brunnen, stehe um sechs Uhr auf, und schlafe doch neuntehalb Stunden (wann gehe ich da zu Bette, Fanny?), besuche alle wunderschönen Umgegenden, treffe auf dem romantischsten Punkt Herrn B. (gestern vorgefallen!), der mir neue und gute Nachrichten von Euch Allen giebt und mich Generalmusikdirector nennt, was mir hier so fremd klingt, wie Dir Oberursel und Lorschbach und Schneidheim; ferner besuchen mich Lenau und Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath gegen

Abend, und ich bringe sie 1/4 Stunde weit über's Feld nach Haus, und wir finden Fehler in der Weltordnung, prophezeien Wetter voraus, und wissen nicht, was England in der Zukunft anfangen soll; ferner zeichne ich fleißig, und componire noch fleißiger. (à propos, suche mir doch das Orgelstück in A dur heraus, was ich für Deine Hochzeit machte und in Wales aufschrieb, und schicke mir's gleich umgehend her; Du kriegst es wahrhaftig wieder, ich brauche es aber. Nämlich ich habe einem englischen Verleger ein ganzes Buch voll Orgelstücke versprochen, und wie ich eins nach dem andern aufschreibe, fällt mir plötzlich jenes alte wieder ein, und ich liebe den Anfang, hasse aber die Mitte, und schreibe es ganz von Neuem mit einer andern Choralfuge, aber nun möchte ich es mit der alten vergleichen, also bitte, schick' sie her!) Ferner muß ich leider morgen nach Zweibrücken*, und es ist mir gar nicht danach zu Muth; indeß giebt es in Dürkheim sehr guten Wein (wie mir glaubwürdige Zeugen versichern), und die Gegend soll sehr schön sein, und morgen über acht Tage, so Gott will, bin ich wieder da. Alsdann lege ich mich wieder unter die Aepfelbäume, u. s. w. u. s. w. dal Segno. Ach wenn es doch immer so blieb'!

Ohne Spaß, der Contrast von diesen Tagen mit den englischen ist so merkwürdig, daß ich ihn mein Lebenlang nicht vergessen werde. Dort drei Wochen voraus nicht eine Stunde unbesetzt, und hier die ganzen heiteren Tage ganz frei, ohne irgend eine Beschäftigung, als die ich mir selbst mache (und das ist doch allein die fruchtbare, wohlthätige), und was nicht heute geschieht, geschieht morgen, und zu Allem ist Zeit. In England

* Zur Direction des Musikfestes daselbst.

war es übrigens diesmal wundervoll, — aber mündlich beschreibe ich Dir jedes dortige Concert und jeden hiesigen Brombeerenstrauch.

Nun aber was machst Du, und Er und Ihr? Es kömmt die Zeit heran, wo es wohlgethan wäre, wenn mir Sebastian* auch einmal einen Brief schriebe. Lies ihm diese Zeile seines Onkels vor (keine andere aus dem Brief; er muß denken, es stände etwas darin) und laß ihn wirklich schreiben. Aber ich bedinge mir aus, daß Niemand von Euch seinen Brief lesen darf; sonst genirt er sich und will schön schreiben, oder macht sich gar ein Concept.

Lebe wohl, liebe Schwester, auf Wiedersehen! Vergiß das Orgelstück nicht, aber noch weniger dessen Autor; vergiß hingegen, daß der Brief so dumm ist, und daß ich ein fauler Correspondent bin.

Dein

Felix.

---

* Sohn seiner Schwester Fanny.

An Fanny Hensel in Berlin.

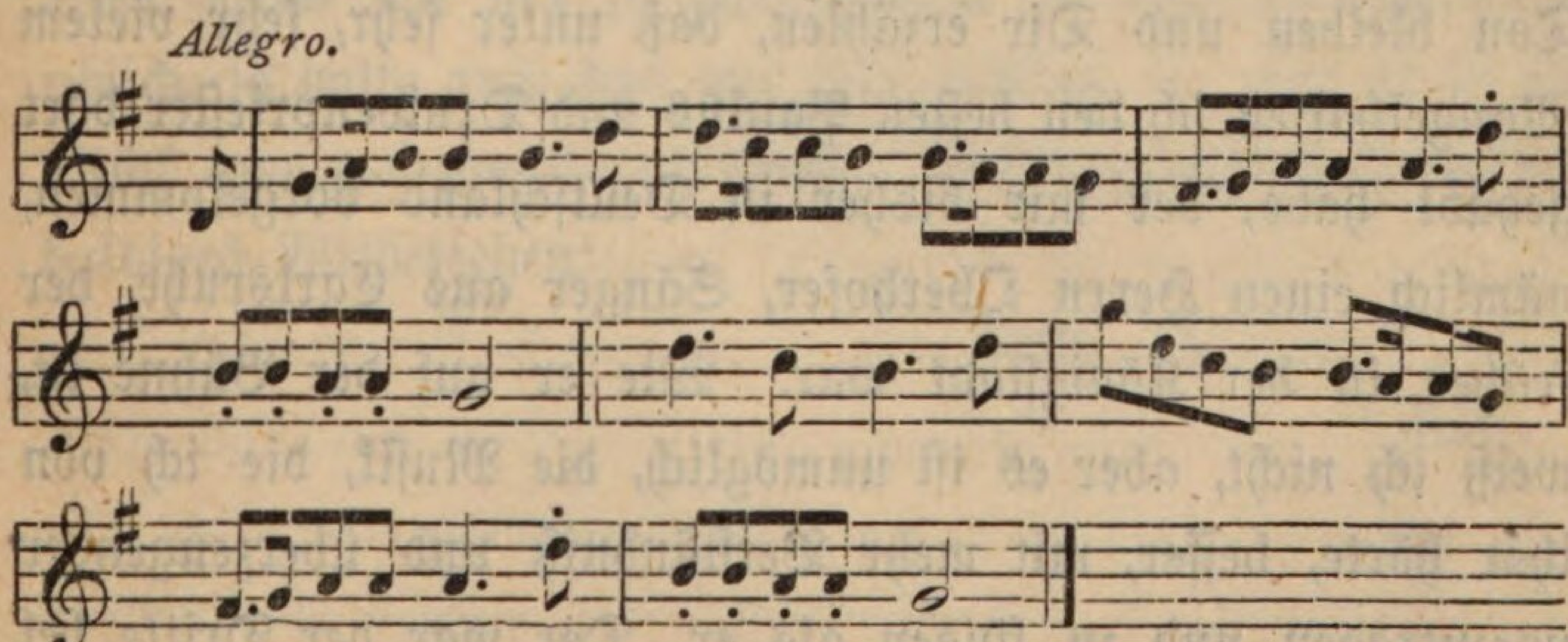
Soden, den 15. August 1844.

Suche doch mal in dem Notenspinde, da in dem Fach, wo mehrere Musik durcheinander liegt; da ist eine rothe offene Mappe, in der liegt eine Menge ungebundene Manuscript-Musik von mir: Lieder, Pianofortestücke, gedruckte und ungedruckte Sachen; da wirst Du das Orgelstück aus A dur ganz fix und fertig darunter finden. Es wäre möglich, daß ich eine Verwechselung machte, und daß es in einem gebundenen Notenbuch stände, welches in „meinem Fach" liegt, und in welchem allerlei dergleichen Sachen zusammengebunden sind. In einem von beiden habe ich aber das Stück im vergangenen Winter gefunden und stans pede in uno (Sebastian wird Dir das erklären) durchgelesen, und mich über die abscheuliche Mitte verwundert, aber auch über den hübschen Anfang (unter uns, von wegen Bescheidenheit). Nun suche recht und schick' mir's gleich nach Soden, wenn Du es findest. Ich lache mich scheckig, wenn ich Dir von Soden aus beschreibe, wo das Stück liegt, und Du es findest, und necke Dich mein Lebenlang damit!

Morgen will ich zu Fuß nach Wiesbaden und Onkel Joseph besuchen, und übermorgen zu Fuß nach Homburg und Döhler's Concert hören; Prume holt mich ab, um mitzugehen; ich habe Döhler und Piatti in ihrem letzten Concert in London gehört, und mitgeklatscht und herausgerufen; nun fange ich's wieder in Homburg an; das giebt einen Spaß. Vorgestern war ich in Eppstein; da war Kirchfest, eine neue Orgel. Die Sängervereine von Frankfurt, Wiesbaden und Mainz wollten zur Feier in der Kirche singen und waren dort; aber es kam ein Brief vom Amtmann aus Königstein, der es untersagte; da machten sie sich auf und zogen nach Hofheim (kennst Du die weiße Capelle, die man im ganzen Lande umher sieht? Paul wird Dir davon sagen!), und da sangen sie. Als ich gegen Abend mit den Damen und allen Kindern sittsam durch Hofheim auf der Landstraße fuhr, da guckte Kopf bei Kopf aus den Fenstern des Wirthshauses, und waren alle, glaube ich, ein wenig betrunken und brachten mir ein ungeheures Vivat, und die Damen wollten da oben Kaffee trinken; aber ich widerrieth es sehr; da aßen wir den Napfkuchen im Wagen. Aber meine Arbeiten soll ich Dir ja nennen, — es ist bis jetzt noch wenig davon zu sagen: außer fünf großen Orgelstücken und drei kleinen Liedern ist nichts fertig; die Symphonie wächst nur langsam; einen Psalm habe ich auch wieder angefangen, — könnte ich nur ein halbes Jahr so fort leben, wie diese vierzehn Tage jetzt hier, was brächte ich nicht alles fertig! Aber das viele Concertanordnen und Dirigiren und Ausgehen, — es macht mir gar keinen Spaß und kömmt so gar nichts dabei heraus. Ich fühle mich unter Kühen und Schweinen wohl und bin am liebsten mit meines Gleichen, — Eins folgt aus dem Andern.

wirst Du sagen. Aber ohne schlechten Spaß, auf Deine neuen Lieder freue ich mich nicht wenig. Könnte ich sie nur gleich hören! Aber September wird es doch wohl werden, ehe wir uns wiedersehen, da mir Madame Bunsen geschrieben hat, sie sei beauftragt, mir anzuzeigen, daß mich der König vor Ende September nicht in Berlin zurückerwarte. Es ist seit einigen Tagen so abscheulich Wetter geworden, daß ich erst heute zum ersten Male seit Eppstein wieder aus der Thür gehen konnte. Deshalb ist der Brief nicht so recht lustig, wie Du verlangst; ich kann nicht dafür; der Altkönig macht ein gar zu gräßliches Gesicht. Aber meine Rückreise von Zweibrücken muß ich Dir beschreiben: Die erste Station brachte mich mein Hausherr mit seiner Equipage; auf der Station empfing uns der Landrath von Pirmasens mit einem Frühstück und prächtigem Wein (es war acht Uhr Morgens), dann fuhr er uns in seinem Wagen eine Station weiter auf ein schönes, altes Schloß in den Vogesen; da wurde gegessen und Nachmittag auf einen Berg gegangen; — es waren da Kanonen aufgefahren wegen des Echos, und wurde Champagner getrunken und die Kanonen bei jedem Toast losgebrannt. Dann fuhr er uns wieder eine Station weiter; da nahm uns der Gutsbesitzer von St. Johann in Empfang und gab uns Nachtquartier und guten Wein, und Morgens kam ein anderer Zweibrückener mit seinem Wagen, und wir tranken erst ein wenig guten Wein, — dann fuhren wir weiter nach Deidesheim; da erwartete uns Herr Buhl in seinem Keller. Wer aber Herr Buhl und sein Keller ist, das kann ich Dir unmöglich beschreiben; Du mußt ihn selbst kosten, — ich meine den Forster 1842er; den macht er nämlich. Der Keller war erleuchtet, und da lagen alle die ehrwürdigen Or-

höfte, und die Wohnung über dem Keller war so elegant mit dem Spasimo und den großen Roberts, und dem Winterhalter'schen Decameron und einem schönen, neuen Streicher'schen Flügel, und einer artigen Frau, die im Herbst die einzelnen Beeren der Trauben bezeichnet, welche zu dem Wein genommen werden müssen, welcher — erlasse mir das Uebrige; aber wer nicht bei Herrn Bühl war (oder bei Herrn Jordan, seinem Schwager), der weiß nicht, was Forster hienieden ist. Und da mußten wir zu Mittag essen, obgleich wir nicht konnten, weil wir zu Tisch in Dürkheim erwartet wurden; allein wir aßen doch (Richard Boeckh wird die Wahrheit von alledem bestätigen, denn er war überall dabei), und als wir gegessen hatten, fuhr uns Herr Buhl in seinem Phaëton nach Dürkheim (es ist $^3/_4$ Meile) in 20 Minuten, damit wir dort nicht zum Essen zu spät kämen; und in Dürkheim war wieder das halbe Musikfest versammelt, und Kränze und Inschriften und reife Trauben; nur Wein konnten wir nicht mehr trinken, seit wir bei Herrn Buhl gewesen waren.



Das ist das Pfälzische Nationallied, genannt: „der Jäger aus Kurpfalz", — das wird den ganzen Tag gesungen, von den Postillonen geblasen, von der Regimentsmusik als Ständchen

gespielt, als Marsch gebraucht, und wenn Dich ein Pfälzer besucht und Du willst ihm eine Freude machen, so mußt Du's ihm vorspielen. Aber mit Abandon und mit vielem Ausdruck, i. e. fidel.

So war meine Rückreise aus der Pfalz; wenn Du diese Beschreibung etwas betrunken findest, so habe ich allerdings den rechten Ton getroffen, denn so ganz ruhig ist man dort von Morgens 9 Uhr an nicht mehr, obwohl ich versichern kann, daß ich mich bis Abends spät würdig und gemessen zeigte. Du kannst Richard Boeckh fragen. Der tauchte nach der Aufführung des Paulus plötzlich und unerwartet aus dem Publikum in die Höhe, und Du kannst Dir denken, mit welcher Freude ich den Boccia-Genossen aus der Leipziger Straße Nr. 3* unter all' den fremden Gesichtern antraf, und daß ich ihn, um mich Pfälzisch auszudrücken, nicht mehr ausließ. Die Aufführungen selbst, — ja da muß ich freilich wieder in meinen nüchteren Ton von gewöhnlich verfallen, das schlägt zu sehr in mein métier; aber nein, — ich kann beim betrunkenen Ton bleiben und Dir erzählen, daß unter sehr, sehr vielem Mangelhaften ich den besten Paulus und Druidenpriester dort gehabt habe, der mir bisher in Deutschland vorgekommen, nämlich einen Herrn Oberhofer, Sänger aus Carlsruhe, der früher in der Königstadt war. Wie er auf der Bühne ist, weiß ich nicht, aber es ist unmöglich, die Musik, die ich von ihm hörte, besser, mit mehr Verständniß und überzeugender vorzutragen und zu singen als er. Der war der Dritte bei

---

* Mendelssohn's elterliches Haus, in welchem auch die Boeckh'sche Familie wohnte.

unserer lustigen Rückreise. Wie der Landrath von Pirmasens in den Bach geworfen wurde, wie der Herr Sternfeld das Orchester mit einer Leberwurst dirigirte, und wie der Pauker im ersten Theil des Oratoriums die Pauken entzweischlug und was er darüber bemerkte, als er Nachts um $2^1/_2$ Uhr mit Anderen auf der Straße saß und Punsch trank, — das will ich Dir mündlich erzählen. Halte diesen ganzen Brief abermals vor Sebastian geheim, danke ihm aber in meinem Namen vielmals für seinen hübschen Brief. Sag' ihm, aus seiner Nr 1 machte ich mir sehr wenig, und er möchte nicht zu sehr eilen, nach Untersecunda zu kommen; wenn alle Nr. Einsen und Classen und Examina aufhörten, und wenn kein Mensch Einem mehr Zeugnisse gäbe und abforderte, dann finge das eigentliche Lernen erst an, und dazu brauchte man alle Kräfte, und doch kriegte man keinen rothen Zettel, — und das wäre eben das Schöne und das wäre eben das Leben, und darum machte ich mir sehr wenig aus Nr. 1 von Untertertia, und aus Nr. 1 vom rothen Adlerorden, und aus allen Numero's in der Welt. Oder wenn Dir das zu philosophisch ist, oder zu unphilosophisch, so halte auch das vor ihm geheim, — aber es ist ein Stück von meinem Katechismus. Auf vergnügtes, gesundes, baldiges Wiedersehen!

Dein

Felix.

An den Professor Verhulst, Tonkünstler im Haag.

Berlin, den 17. November 1844.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie vielen Dank für Ihren freundlichen Brief und Ihre werthvolle inhaltreiche Sendung.

Wenn es Ihnen so geht wie mir, so können Sie über neue Arbeiten nichts Lieberes hören, als wenn Ihnen Einer sagt, daß Sie Fortschritte darin gemacht haben, und das scheint mir aus den Sachen, die Sie mir jetzt gesandt haben, durchgängig hervorzutreten. Sie sind fast überall meisterlich, sicher ohne Falsches und Störendes in Einzelheiten, und wenn im Ganzen das Eine vollendeter, wohlthuender erscheint, als das Andere, so ist das ja eben schön in der Kunst, daß es keine Meisterschaft giebt, die darüber erhöbe, so ist das eben eins der Geheimnisse des fleißigen, ehrlichen Schaffens, daß man über das weniger Gelungene nicht verzweifelt und über das mehr Gelungene sich nicht erhebt, und daß zugleich die Anderen einen richtigen Blick in die Seelenwerkstatt eines Künstlers thun können. Solch' einen Ueberblick über Ihr jetziges Thun und Treiben haben Sie mir durch Ihre reiche Sendung ver-

schafft; die Reihenfolge mehrerer Werke zeigt entschieden, was ein einzelnes nicht hätte thun können, daß Sie einen höheren festeren Standpunkt bei der Ausbildung Ihres Talents gewonnen haben, und das ist es, was mir eine so große Freude gemacht hat, wofür ich Ihnen so herzlichen als aufrichtigen Dank weiß. —

Möge Ihnen Ihr schönes Streben, Gesang in Ihrer Muttersprache zu verbreiten, gelingen und die dankbare Anerkennung finden, die es verdient! Ich wüßte kein edleres Ziel, was sich Einer vorstecken könnte, als das, dem Vaterlande und der eigenen Sprache Musik zu geben, wie Sie es gethan haben und zu thun beabsichtigen. Diese Werke sind ein schöner Anfang dazu; aber damit er nicht für Ihre Landsleute ungehört verklinge, gehören viele, viele, immer wiederholt fortschreitende dazu. Beruf und Gaben sind Ihr eigen, so schenke Ihnen der Himmel nur noch Gesundheit und feste Ausdauer und frohes Leben! Dies ist der Wunsch

Ihres

ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Der Minister Eichhorn an Felix Mendelssohn Bartholdy in Frankfurt am Main. *

Berlin, den 2. März 1845.

Ew. Hochwohlgeboren wird es erinnerlich sein, daß ich über Vorschläge, welche zur Gründung eines Conservatoriums hierselbst entworfen waren, des Königs Majestät vor einigen Jahren Vortrag gehalten hatte, daß Seine Majestät sich jedoch dahin zu äußern geruht hatten, die Gründung eines solchen Conservatoriums liege für jetzt nicht in Allerhöchster Absicht. Die Sache ist demnach auf sich beruhen geblieben. Doch drängt gegenwärtig das Bedürfniß immer entschiedener auf eine Reform der hiesigen Königlichen Akademie der Künste hin, und es ist Pflicht, sowohl über die dabei zu befolgenden Grundsätze eine möglichst klare Anschauung zu gewinnen, als auch die erforderlichen Einleitungen zur besten Sicherung des Vorhabens zu treffen. Die musikalische Section der Akademie, welche in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht verbleiben kann, wird jedenfalls einen der wesentlichsten Punkte dieser Reform einnehmen müssen. Da aber nach dem Allerhöchsten Willen

---

* Zu besserem Verständniß von Mendelssohn's Antwort mitgetheilt.

Seiner Majestät die etwaige Erweiterung dieser Section zu einem wirklichen Conservatorium für jetzt nicht stattfinden soll, so scheint es am angemessensten, das derselben schon gegenwärtig zum Grunde liegende Princip im Auge zu behalten und nur auf eine möglichst vollkommene Ausbildung desselben hinzuarbeiten. Dies Princip besteht auch darin, daß die musikalische Section die Bestimmung hat, vorzugsweise eine Schule für musikalische Composition zu bilden. Für solchen Behuf wird es meines Erachtens vor allen Dingen darauf ankommen, daß ein Meister an der Spitze der Section stehe, der im eigenen lebendigen Schaffen Vorbild ist, der hierdurch wahrhaft anregend zu wirken vermag und der zugleich die Fähigkeit hat, auf die Productionen der Schüler geistig einzugehen und dieselben durch innere Mitwirkung auf die richtige Bahn zu führen; — ganz in derselben Weise, wie in der bildenden Kunst der Atelier-Meister sich zu seinen Schülern verhält. Durch andere Lehrer würde hierbei der Unterricht in der Theorie und in der Geschichte der Musik zu ertheilen sein. Außerdem würde darauf Bedacht genommen werden müssen, etwa durch ein annäherndes Verhältniß zu anderen Instituten, oder auf sonstige geeignete Weise einen kleinen Chor und ein kleines Orchester zu gewinnen, welches sowohl zur Ausführung classischer Musikstücke, als zur Ausführung der Schüler-Arbeiten und gleichzeitig auch zur Uebung in der Direction Gelegenheit gäbe; eine Einrichtung, die, im Fall eines lebendiger hervortretenden Bedürfnisses, in der Zukunft vielleicht auch zu einem wirklichen Conservatorium führen könnte.

Ew. Hochwohlgeboren würden mich zu lebhaftem Danke verpflichten, wenn Sie mir über diese Vorschläge Ihre gut-

achtliche Aeußerung gefälligst zukommen ließen, vornehmlich aber, wenn Sie sich, im Falle Ihrer Uebereinstimmung mit den Vorschlägen im Allgemeinen, auch darüber äußerten, ob Sie eventuell geneigt wären, die Direction und die Lehrstelle in der Composition an der genannten musikalischen Section selbst zu übernehmen. Sollte Letzteres jedoch mit Ihren sonstigen Lebensplänen nicht übereinstimmen, so würde ich Sie doch ersuchen, mir denjenigen unter den hiesigen oder auswärtigen Componisten zu nennen, der nach Ihrem sachverständigen Ermessen vorzugsweise geeignet sein würde, der genannten Stelle mit Erfolg vorzustehen, indem es mir sehr wünschenswerth erscheint, die etwa erforderlichen weiteren Maßnahmen mit dem erwählten Director der Section gemeinschaftlich berathen zu können.

Genehmigen Sie u. s. w. u. s. w.

Eichhorn.

An den Minister Eichhorn in Berlin.

Frankfurt a. M., den 6. März 1845.

Ew. Excellenz habe ich vor Allem dafür zu danken, daß Sie mir ein so ehrenvolles Vertrauen bewahren, wie das von Ew. Excellenz erhaltene Schreiben beweist, und in einer so überaus wichtigen Sache auch meine Meinung hören wollen; denn daß die Reform der Akademie der Künste und ihrer musikalischen Section, von welcher Ew. Excellenz schreiben, für den gesammten Musikzustand Berlins von großer Bedeutung werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ew. Excellenz eröffnen mir, daß es in Ihrer Absicht liegt, zu diesem Behufe einen Componisten an die Spitze der musikalischen Section zu stellen, der den Schülern im lebendigen Schaffen ebenso Vorbild sein soll, wie in der bildenden Kunst der Atelier-Meister, und erweisen mir die Ehre, meinen Namen bei dieser Gelegenheit zu nennen, oder, falls ich verhindert sei, mir aufzutragen, einen meiner Kunstgenossen zu bezeichnen, den ich zu einer solchen Stellung für besonders befähigt halten würde. Aber um mir eine feste Ansicht in dieser Sache zu bilden, muß ich noch um Aufklärung einiger Punkte bitten,

die mir in dieser wie in jeder andern ähnlichen Angelegenheit als die wichtigsten erscheinen und vor denen die persönlichen Fragen für's Erste in den Hintergrund treten.

Soll nämlich in der Berufung eines solchen Componisten an und für sich schon die Reform bestehen, die Ew. Excellenz für die musikalische Section beabsichtigen, und soll dieselbe übrigens in ihrer bisherigen Verfassung bleiben? Und, wenn dies der Fall ist, wie wird sich das Verhältniß eines solchen Directors zu den bisherigen Mitgliedern des Senats oder der Section gestalten? wie zu dem Director der ganzen Akademie? Wird die Vertheilung der Unterrichtsfächer wie bisher geschehen, oder wird auch in dieser Hinsicht eine Reform beabsichtigt? Worin soll also eigentlich die praktische Einwirkung eines solchen Lehrers bestehen? Man kann den Act des Componirens nicht wohl zeigen, wie der Atelier-Chef das Anlegen eines Bildes oder das Formen eines Modells, und es soll sich ja auch, nach den Worten Ew. Excellenz, hauptsächlich um geistige Anregung handeln. — Jede solche Anregung ist aber, meiner Ueberzeugung zufolge, in der Kunstschule nur dann zu erzielen, wenn der ganze Unterricht schon einen untadeligen Grund gelegt hat, — wenn alle Lehrer in ihren positiven Fächern auf denselben Punkt hinwirken, — wenn nirgends in der Bildung eine wesentliche Lücke gelassen worden ist, und dann endlich, gleichsam als Schlußstein, sämmtliche übereinstimmende Momente der Bildung noch einmal zusammengefaßt in ihrer praktischen Anwendung den Schülern vor's Auge geführt und desto fester eingeprägt werden. In diesem Sinn könnte ich mir also allerdings die neu zu erschaffende Stellung segens- und wirkungsreich denken; aber

es scheint mir, als gehörte dazu nicht blos die Stelle selbst, sondern wesentlich eine Reform der ganzen inneren Verfassung der Akademie, und ich weiß nicht, ob dies für jetzt in der Absicht Ew. Excellenz, ja im Reiche der Möglichkeit liegt. Ohne das würde die Stellung immerhin eine höchst ehrenvolle sein, aber ohne wahrhaft praktischen Nutzen bleiben. Die blos allgemeine, wenn auch noch so lebhafte Anregung kann höchstens einen unfruchtbaren Enthusiasmus in den Gemüthern der Schüler hervorbringen, wenn sie überhaupt irgend etwas hervorzubringen vermag. Die Lehrer positiver Gegenstände würden in solchem Falle allein die wahre, bestimmte Einwirkung auf den Bildungsgang der jungen Künstler gewinnen, — der an der Spitze Stehende, nur durch sein Vorbild Wirkende, dagegen gleichsam in der Luft schweben, und die Verbindung zwischen Haupt und Gliedern fehlen, ohne die weder das Haupt noch die Glieder leben und gedeihen können.

Wenn Ew. Excellenz die Güte haben wollen, mir hierüber etwas nähere Auskunft zu ertheilen, so werde ich dadurch in den Stand gesetzt werden, sowohl über die Sache selbst, wie über die persönlichen Fragen, die dadurch berührt werden, eine festere Ansicht zu gewinnen, welche Ew. Excellenz dann offen darzulegen, in dieser wie in jeder andern Sache ich für meine Pflicht erachte*. —

Ew. Excellenz

ganz ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

* Auch diese Sache führte zu keinem Resultate.

An Felix Mendelssohn Bartholdy

von dem Geheimen Cabinetsrath Müller*.

Berlin, den 5. März 1845.

Es handelt sich jetzt davon, die Chöre der Trilogie des Agamemnon, der Choëphoren und der Eumeniden, welche verkürzt zu einer Darstellung zusammengezogen worden sind, zu componiren. Nach einer Anzeige Tieck's haben Sie auch die Composition in dieser Gestalt abgelehnt. Seine Majestät können dieser Nachricht keinen Glauben beilegen, da Seine Majestät sich bestimmt erinnern, daß Ew. Hochwohlgeboren sich mündlich bereitwillig erklärt haben, die Composition zu übernehmen. Ich bin daher vom Könige beauftragt worden, Sie zu fragen, ob es nicht bei der mündlichen Zusage sein Verbleiben behalten soll und Ew. Hochwohlgeboren sich fortgesetzt geneigt erklären wollen, die gedachte Composition

* Auch hier scheint die Mittheilung des Briefs an Mendelssohn angemessen, um dessen Antwort recht verständlich zu machen.

gefälligst zu übernehmen, welches Seiner Majestät viel Freude machen und Ihrem Versprechen, Aufträge Seiner Majestät willig übernehmen zu wollen, entsprechen würde.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Müller.

An den Geh. Cabinetsrath Müller in Berlin.

Frankfurt, den 12. März 1845.

Von der Composition der Chöre in der zusammengezogenen und verkürzten Trilogie des Agamemnon, der Choëphoren und der Eumeniden haben Seine Majestät der König mir niemals gesprochen. Wohl aber geruhten Seine Majestät mir vergangenen Winter die Aufgabe zu stellen, die Chöre der Eumeniden des Aeschylus in Musik zu setzen. Das Versprechen, diese Composition zu liefern, konnte ich nicht geben, weil es mir sogleich schien, als übersteige diese Aufgabe meine Kräfte; jedoch versprach ich Seiner Majestät einen Versuch damit zu machen, und verhehlte zugleich die sehr großen, ja, wie mir schien, unübersteiglichen Schwierigkeiten nicht, die mich am Gelingen dieses Versuches zweifeln machten*.

Seitdem habe ich mich geraume Zeit auf's Ernsteste mit der Tragödie beschäftigt; ich habe den Chören derselben auf alle Weise eine musikalische Seite abzugewinnen gesucht, die mir zur Composition zugänglich wäre; aber es ist mir nicht

* Vergleiche den Brief an Bunsen vom 4. Mai 1844, Seite 413.

gelungen, auch nur bei einem dieser Chöre die Aufgabe so zu lösen, wie es die Hoheit des Gegenstandes und der feine Kunstsinn Seiner Majestät verlangen. Denn natürlich konnte es sich nicht darum handeln, irgend passende Musik zu den Chören hinzuschreiben, wie es jeder Componist, der der äußeren Formen mächtig ist, fast zu allen Worten können soll, sondern die Aufgabe war, aus Aeschyleischen Chören Musikstücke im heutigen (guten) Sinne zu bilden, die die Bedeutung dieser Chöre mit unseren Tonmitteln ausdrückten und belebten. Dies habe ich bei meiner Musik zur Antigone mit den Sophokleischen Chören versuchen wollen; — bei den Chören des Aeschylus ist es mir aber, aller Anstrengung ungeachtet, bis jetzt nicht, auch nicht einmal bei einem einzelnen Versuch geglückt.

Die Zusammenziehung in ein Stück vermehrt diese Schwierigkeit ganz außerordentlich, und ich wage zu behaupten, daß kein jetzt lebender Musiker im Stande sei, diese Riesenaufgabe gewissenhaft zu lösen, — geschweige denn, daß ich es könnte.

Indem ich Ew. Excellenz bitte, dies Seiner Majestät mitzutheilen, bitte ich Sie zugleich, der drei Compositionen von mir Erwähnung zu thun, die auf Befehl Seiner Majestät zu ähnlichen Aufführungen bereit liegen, nämlich der Oedipus zu Kolonos des Sophokles, die Racine'sche Athalia und der König Oedipus des Sophokles. — Beide ersteren liegen in vollständig fertiger Partitur vor, so daß es zu deren Darstellung nur der Vertheilung an die Sänger und Schauspieler bedarf. Auch die letztere (der König Oedipus) ist im Entwurf fertig. Ich erwähne dieser Compositionen in der Hoffnung, daß sie den Beweis führen mögen, wie die

Erfüllung der Aufträge Seiner Majestät mir immer eine Pflicht und eine Freude sein wird, sobald ich irgend hoffen kann, die Aufgabe nur einigermaßen genügend zu lösen, und wie es daher Mangel an Fähigkeit, niemals Mangel an gutem Willen ist, wenn ich eine dieser Aufgaben unerfüllt lassen muß.

Antwort hierauf von Müller.

Berlin, den 19. März 1845.

Gleich nach dem Empfang Ihres geehrten Schreibens vom 12ten d. M. habe ich Veranlassung genommen, Seiner Majestät Kenntniß von dem Inhalt desselben zu geben. Seine Majestät bedauern, daß Allerhöchstdieselben auf die Freude, die Aeschyleischen Chöre von Ihnen componirt zu sehen, Verzicht leisten müssen, freuen sich aber der vollendeten Sophokleischen Trilogie, sowie auf die Chöre der Athalia, und sehen Allerhöchstdieselben Ihrer hiesigen Anwesenheit im bevorstehenden Sommer entgegen, da Sie die Bekanntschaft dieser neuen Compositionen nur unter Ihrer Direction machen wollen.

An J. Moscheles in London.

Frankfurt, den 7. März 1845.

Mein lieber Freund!

Das ist gar zu lieb und freundlich von Dir, daß Du mir wieder wie in alter guter Zeit ein Plauderbriefchen geschrieben hast. Jetzt lasse ich Alles stehn und liegen, bis ich Dir gleich geantwortet und gedankt habe für alle Deine fortgesetzte Freundlichkeit und Güte für mich. Das was Du von dem englischen Musiktreiben sagst, klingt freilich nicht recht erfreulich, aber wo ist das eigentliche Musiktreiben denn auch erfreulich? Nur im eigenen Innern, und da ist's wieder kein Treiben, sondern etwas viel Besseres. Bei allem Dirigiren und öffentlichen Musik-Aufführen kommt auch sogar für das Oeffentliche selbst so wenig heraus; — ein bischen schöner, ein bischen schlechter, — was thut's; wie leicht ist es vergessen, — und was recht auf alles das wirkt, alles das weiterschiebt und fortführt, sind doch wieder nur die stillen, ruhigen Augenblicke des Innern, die dann die ganze öffentliche Klerisei in's Schlepptau nehmen und hinter sich herziehen, dahin und dorthin, wie es recht ist. So spricht ein Hausthier, eine Schnecke, ein Philister, wirst Du vielleicht sagen, und doch ist etwas Wahres daran und doch hat ein Heft

Deiner Etüden auf die Oeffentlichkeit und auf die Kunst mehr gewirkt, als — ich weiß nicht wie viel Morgen- und Abend-Concerte in wie viel Jahren. Merkst Du, wo ich hinaus will? Ich möchte gar zu gern die vierhändige Sonate bald bekommen, oder vierhändige Etüden, oder zweihändige, oder irgend etwas Anderes.

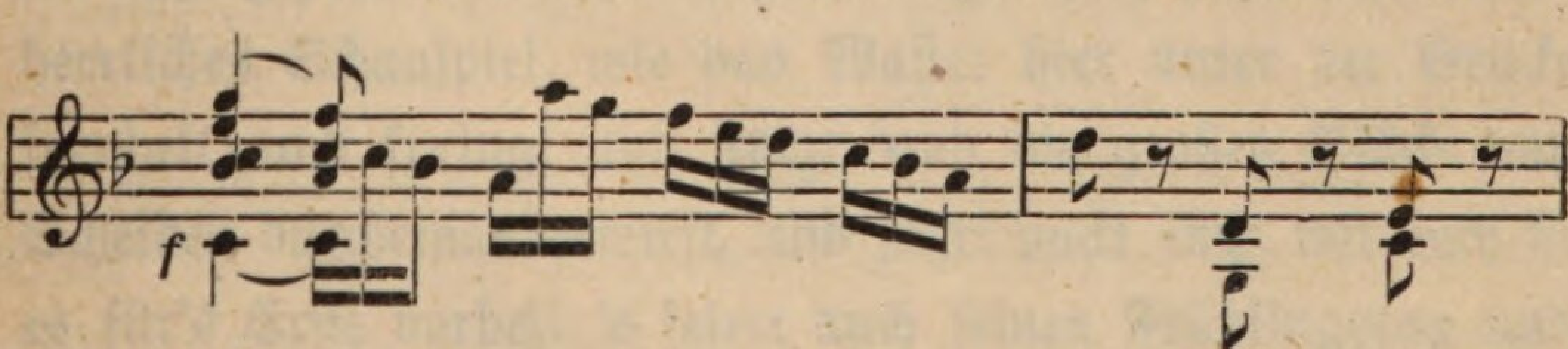
Die Sache mit der Handel Society* thut mir leid, aber es ist mir unmöglich, meine Ansichten darüber zu ändern. So gern ich in den unwesentlichen Punkten nachgebe, wie z. B. was die Versetzungszeichen betrifft (obgleich ich auch darin die alte Art wegen der langen Tacte vorziehe), so kann ich um keinen Preis in eine Händel'sche Partitur Vortragszeichen, Tempo's oder sonst etwas hineinschreiben, wenn es irgendwie im Unklaren bleibt, ob sie von mir oder von Händel sind; und da er seine Piano's und Forte's und seine Bezifferungen hingesetzt hat, wo er es für nothwendig hielt, so muß ich entweder die weglassen, oder das Publikum ist in die Unmöglichkeit versetzt herauszufinden, was seine und was meine Vortrags- u. s. w. Zeichen sind. Die Mühe, sich durch den Copisten die Zeichen aus dem Clavierauszug in die Partitur setzen zu lassen, *wenn man mit den meinigen einverstanden ist*, ist für Jeden sehr gering, der die Partitur bezeichnet haben will; dagegen ist der Schaden sehr groß, wenn die Ausgabe auf keine Weise die Meinung des Editor von Händel's Meinung unterscheidet. Ich gestehe, daß der ganze Antheil, den ich an der Gesellschaft nehme, mit diesem Punkt
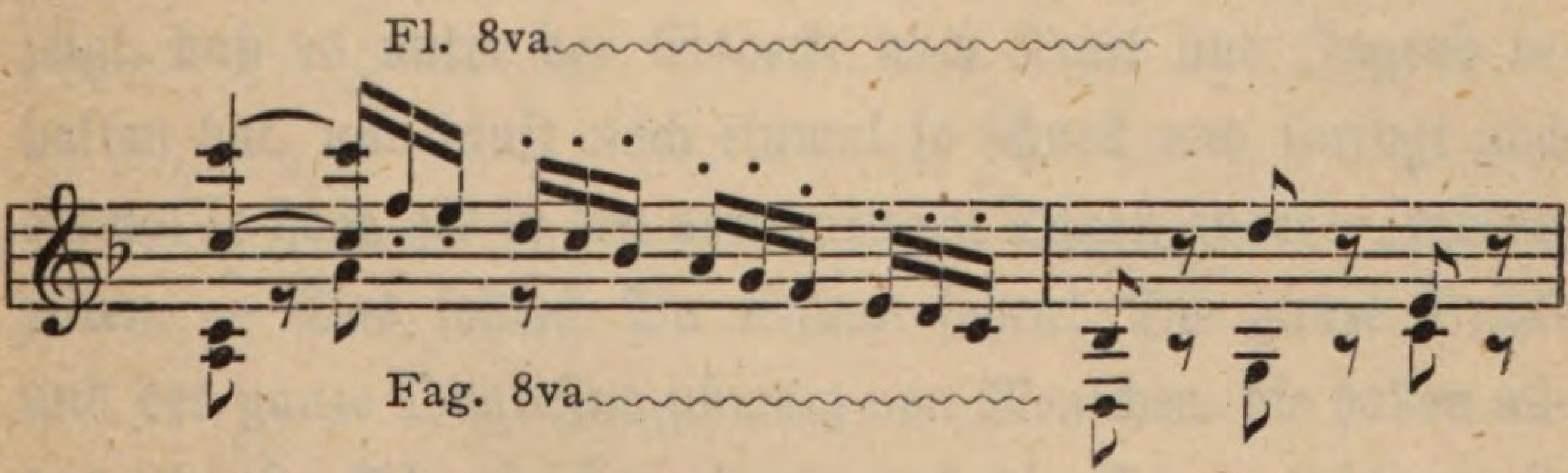
---

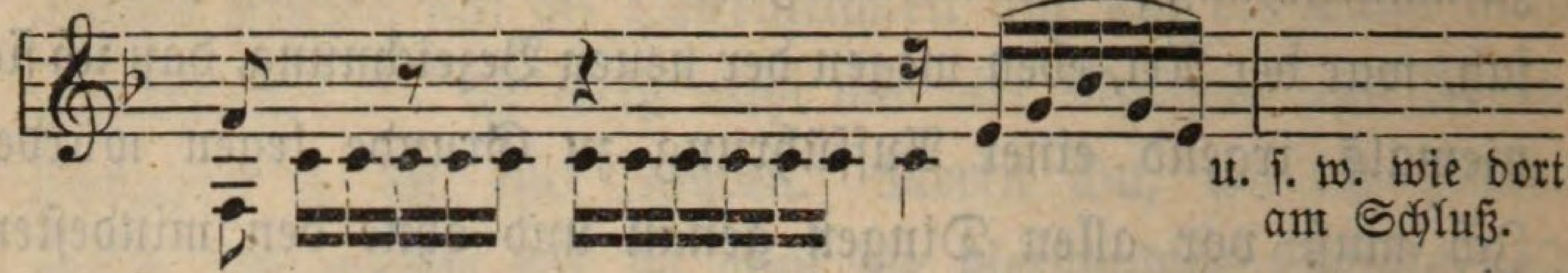
* Mendelssohn edirte für diese Gesellschaft das Oratorium Israel in Egypt.

zusammenhängt, denn die Ausgabe der Anthems, die ich damals sah, war der Art, eben wegen der neuen Bezeichnung, daß ich sie niemals irgend einer Aufführung zu Grunde legen würde. Ich muß vor allen Dingen genau und ohne den mindesten Zweifel wissen, was Händel ist und was nicht. Dieser Meinung pflichtete auch damals der council bei, als ich zugegen war; jetzt scheint man die entgegengesetzte angenommen zu haben; wenn es dabei bleibt, so würde ich (und ich fürchte viele mit mir) die alte Ausgabe mit ihren falschen Noten der neuen mit ihren verschiedenen Ansichten und Vortragszeichen im Text bei Weitem vorziehen. Ich habe das Alles auch an Macfarren geschrieben; nicht wahr, Du bist mir nicht böse, daß ich meine Meinung so aufrichtig gesagt habe? Sie ist zu eng mit Allem verbunden, was ich mein Lebenlang für recht gehalten habe, als daß ich sie aufgeben könnte.

Eben schickt mir André die Original-Partitur der Mozart'schen C dur Symphonie (Jupiter) zur Ansicht; daraus will ich Dir etwas beschreiben, das wird Dich amüsiren. Elf Tacte vor dem Schluß des Adagio hieß es früher so:







Die ganze Repetition des Themas hat er auf ein eingelegtes Blatt geschrieben, diese Stelle ausgestrichen, und ist erst drei Tacte vor dem Schluß wieder hineingekommen. Ist das nicht eine glückliche Aenderung? Die Wiederholung der sieben Tacte gehört mir zu den liebsten Stellen der ganzen Symphonie.

Grüße die Deinigen und bleibe ein wenig gut

Deinem

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Rebecka Dirichlet in Florenz.

Frankfurt, den 25. März 1845.

Liebe Schwester!

Ich bleibe meiner jetzt angenommenen Sitte getreu und beantworte Deinen lieben Brief auf der Stelle; er ist eben gekommen und hat den Frühling mitgebracht. Heute ist zum ersten Male jene bewußte Luft draußen, in der alles Eis und alle Winterkälte schmilzt, und Alles mild und warm und vergnügt wird. Wenn Ihr aber keinen Eisgang in Florenz habt, so müßt Ihr uns beneiden, statt umgekehrt; denn das ist ein herrliches Schauspiel, wie das Wasser hier unter der Brücke sprudelt, und springt und stürzt, und die großen Blöcke und Scheiben durcheinanderwirft, und sagt: packt euch, mit euch ist es für's Erste vorbei! 's feiert auch seinen Frühlingstag und zeigt, daß es unter der Eisdecke noch Kraft und Jugend behalten hat, und läuft noch einmal so schnell und springt noch einmal so hoch, als in den vernünftigen Tagen anderer Jahreszeiten. — Das solltest Du einmal sehen! Die ganze Brücke und der ganze Quai sind schwarz von Menschen, die haben alle das schönste Schauspiel umsonst, und die Sonne bescheint sie

dabei auch umsonst. Das ist ja eben das Elend, daß ich von der Poesie des Frühlings gar nicht spreche, sondern immer nur von seiner Holzersparniß, und Lichtersparniß, und Ueberschuhersparniß, und davon, daß es überall viel besser riecht, und daß es so viel gute Sachen mehr zu essen giebt, und daß die Frauenzimmer wieder helle und bunte Kleider tragen, und daß die Dampfboote den Rhein hinunterfahren, statt der Schnellposten u. s. w. Aus Obigem ersiehst Du und Fanny ebenfalls (denn Du mußt Der alle meine Briefe nach Rom schicken), daß es Gott sei Dank bei uns nichts Neues giebt, d. h. daß wir alle wohl und munter und Euer eingedenk sind. — Gestern Abend kam ich um 1 Uhr mit S*** aus einer musikalischen Punschgesellschaft, wo ich erst die Beethoven'sche Sonate 106 aus B gespielt und dann 212 Gläser Punsch aus ff getrunken habe; wir sangen das Duett aus Faust auf der Mainzer Gasse, weil es so wunderschöner Mondschein war, und heut' habe ich ein wenig Kopfweh. Diese Stelle suche aber auszuschneiden, ehe Du den Brief nach Rom schickst; einer jüngeren Schwester kann man schon so was vertrauen, aber einer älteren, päpstlichen bei Leibe nicht. —

X. habe ich den ganzen Winter nur dreimal gesehen; er ist leider gar zu wenig umgänglich; es geht mit dem besten Willen nicht, und ich glaube, es ist schlimmer gerade in dieser Zeit, als seit vielen Jahren damit. Wer sich irgend im Mindesten mit den confessionellen Scandalen des Augenblicks einlassen will und nicht standhaft Alles und Jedes abweist, was Scandal giebt und hervorruft, der wird so tief hineingerissen, daß er von Freuden und Freunden getrennt ist, ehe er sich's versieht, und davon fangen in Deutschland die Beispiele in

allen Kreisen zu spuken an. — Ich schwanke immer in meinem Innern, welches von den beiden Extremen mir widerlicher ist, und kann darüber noch nicht in's Klare kommen. —

In Düsseldorf kündigen sie am zweiten Tage des Musikfestes das Requiem von Mozart, meine Walpurgisnacht und schließlich Beethoven's Symphonie mit Chören an. O tempora, o mores! Solltet Ihr fragen, was im Briefe steht, so ist die Antwort, daß wir wohl sind, von Euch ein Gleiches hoffen und uns auf's Wiedersehen freuen. — Euer im Frühlingswetter immer sehr vergnügter

Felix.

An Emil Naumann
(später Musikdirector in Berlin).

Leipzig, im März 1845.

Lieber Herr Naumann!

Mit vielem Vergnügen habe ich aus den Compositionen, welche Sie mir schickten, recht bedeutende Fortschritte und wesentliche Verbesserungen in Ihrem ganzen musikalischen Thun und Treiben zu bemerken geglaubt. Die Sachen scheinen mir in jeder Hinsicht Ihren früheren vorzuziehen und haben mir deshalb aufrichtige Freude gemacht. Vieles darin ist unbedingt zu loben, fast Alles aber, wenn man es mit Ihren Leistungen der vergangenen Jahre zusammenhält, erweckt mir auf's Neue die Hoffnung, daß Sie einmal etwas recht Tüchtiges, Gutes zu werden und zu wirken im Stande sind, und daß es nur an Ihnen selbst liegen würde, wenn diese Hoffnung nicht in Erfüllung ginge.

Specielles habe ich Ihnen über die Sachen nichts zu sagen, kann es auch bei dem Uebermaß von Arbeiten und Geschäften, das mich hier bedrängt, schriftlich jetzt weniger als je. Aber es thut nicht Noth, denn ich sehe überall die guten Rath-

schläge Ihres jetzigen Lehrers* durchblicken und bekomme durch Ihre Fortschritte neuen Respect vor ihm. Sie sind bei ihm gewiß in den besten Händen, in denen Sie überhaupt sein können; schließen Sie sich ihm daher nur recht eifrig an und benutzen Sie seine Lehren und die Zeit, in der Sie etwas lernen können und müssen! —

Das Capriccio in C möchte ich von Ihnen spielen hören; denn wenn Sie das ruhig und rein, und doch im rechten Tempo vortragen können, muß es auch mit dem Spiel sehr vorwärts gegangen sein. Dies Capriccio ist mir lieber und scheint mir eigenthümlicher, als das in E moll. Dagegen gefällt mir in der Sonate gar Manches: gleich der Anfang und Schluß des ersten Stückes und das Tempo di marcia besonders u. s. w. u. s. w. Wie gesagt, Sie müssen so fortfahren! Und dann bitte ich Sie auch zugleich, mir das freundliche Vertrauen zu bewahren, das Sie in Ihrem Briefe an mich so wohlwollend aussprechen. Und da Sie Goethe'sche Worte auf mich anwenden und mich einen Meister nennen, so kann ich nicht anders, als abermals mit Goethe'schen Worten antworten:

— „Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt,
„Man muß die Kunst und nicht das Muster lieben."

Indeß das im ersten Vers Empfohlene ist nicht schwer, und das Letztere braucht man bei Ihnen auch nicht zu befürchten. Gegen Pfingsten, wo ich in Aachen sein soll, denke ich wieder durch Frankfurt zu kommen und dann wieder etwas Neues von Ihnen zu sehen und zu hören.

Stets Ihr ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

* Franz Messer in Frankfurt am Main.

An den Senator Bernus in Frankfurt am Main.

Leipzig, den 10. October 1845.

— — — — — Wie oft, wie täglich ich an den vorigen Winter und Frühling in Frankfurt denke, und mich der sehr frohen, mit Ihnen verlebten Zeit erinnere, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Ich hatte selbst nicht geglaubt, daß mir dieser Aufenthalt einen so bleibenden, so glücklichen Eindruck machen würde! Es geht damit so weit, daß ich mir schon oft allen Ernstes die Zeit ausgemalt habe, wo ich (Ihrem Versprechen zufolge) Ihnen Auftrag gäbe, mir ein Haus mit Garten zu kaufen oder bauen zu lassen, und wo ich für immer in das herrliche Land und in das frohe, leichte Leben zurückkehrte. So gut wird mir's freilich für's Erste nicht werden; einige Jahre werden wohl darüber vergehen müssen, und die hier angefangene Arbeit muß ein tüchtiges Resultat geliefert haben und ein gut Stück weiter gebracht sein (wenigstens muß ich das versucht haben), ehe ich daran denken kann. Aber wieder habe ich dasselbe Gefühl wie früher, daß ich hier nur so lange bleibend wohnen will, als ich an der äußerlichen Beschäftigung, die mir hier am angenehmsten scheint, mit Freude und Lust

Antheil nehme; daß ich aber, sobald ich mir das Recht gewonnen habe, nur meiner innerlichen Arbeit und dem Componiren zu leben, und das Dirigiren und öffentliche Musiciren nur ab und zu, jenachdem es mir Vergnügen macht, zu betreiben, dann sogleich wieder nach dem Rhein, und zwar — wie ich jetzt gewiß denke — nach Frankfurt gehen will. Je eher das geschieht, desto lieber wird es mir sein; das ganze äußerliche Musiktreiben, Dirigiren u. s. w. habe ich von jeher doch nur aus Pflichtgefühl, nie aus Neigung übernommen, und so hoffe ich, ehe viele Jahre noch vergehen, melde ich mich zum Hausbau.

Bis dahin hat sich auch hoffentlich entweder ein tüchtiger, wahrhafter Kern im Deutsch-Katholischen, — im Lichtfreundlichen, im sonstigen neu-deutschen Wesen hervorgethan, und es ist ein positiver, freier Grund und Boden dafür gewonnen, — oder die ganzen Geschichten sind spurlos über anderen Mordsachen verschwunden und vergessen. Geschieht nicht das Eine oder das Andere, so fürchte ich, wir können bei der Gelegenheit einige unserer schönsten Nationalzüge, Gründlichkeit, Festigkeit, ehrliche Beharrlichkeit und dergleichen einbüßen, ohne etwas zum Ersatz dafür zu gewinnen. Ein Abklatsch französischer Phrasen und Leichtigkeit wäre mir damit zu theuer erkauft; es giebt hoffentlich etwas Besseres! —

An den Prediger Bauer in Belzig.

Leipzig, den 23. Mai 1846.

Deine freundlichen Zeilen und das Buch haben mir sehr große Freude gemacht. Ich erhielt die Sendung aber erst vor einigen Wochen, und da mir nur wenig Zeit zum Lesen übrig bleibt, und sich für einen Laien, wie ich, ein Buch wie das Deinige auch nicht geschwinde liest, so wirst Du Dir die Verspätung meines Dankes erklären können. Viel habe ich aus Deinem Buche gelernt, denn es ist eigentlich die erste Uebersicht der Kirchengeschichte, die ich gelesen habe. Aber eben deshalb irrst Du Dich in meinem Standpunkt, wenn Du denkst, ich könnte in dieser Hinsicht, mündlich oder schriftlich, eine Meinungsverschiedenheit gegen Dich geltend machen, — ich müßte als ein Musiker die Sache anders sehen u. s. w. — Der einzige Standpunkt, den ich in solchen Fragen haben kann, ist der eines Lernenden, und ich gestehe Dir, daß ich, je älter ich werde, desto mehr einsehe, wie wichtig es ist, erst zu lernen und dann sich eine Meinung zu bilden, — nicht das Letztere vor dem Ersteren, — auch nicht beides gleichzeitig. Darin weiche ich denn nun freilich vor sehr vielen jetzigen Stimm=

führern in Musik und Theologie ab, — sie sagen, nur der habe ein rechtes Urtheil, der nichts gelernt habe und auch nichts zu lernen brauche, — und ich sage wieder, kein Mensch braucht nichts zu lernen. Deshalb scheint mir's jetzt mehr als je die Aufgabe eines Jeden, in seinem Fache recht fleißig zu sein und alle Kräfte recht zu concentriren, und das Beste zu leisten, was er eben kann, — und darum sind mir die neueren kirchlichen Bewegungen fremder geblieben, als Du wohl glaubst (ja vielleicht als Du billigst), und darum freut mich's eben, daß bei Dir das Gegentheil der Fall ist. Einen Theologen, der jetzt nichts von sich hören läßt oder der an diesen Dingen keinen Antheil nimmt, kann ich freilich nicht begreifen, — aber auch nicht so manchen Nicht-Theologen, dem ich zusehe, und der vom Reformiren und vom Bessern spricht, aber weder die Gegenwart noch die Vergangenheit recht gründlich zu kennen und zu überschauen vermag, und der mit einem Worte den Dilettantismus in diese höchsten Fragen einführen will. Dieser Dilettantismus ist es überhaupt, glaube ich, der uns mancherlei Spuk macht, weil er solch' ein Doppelwesen ist: nothwendig, förderlich und wohlthätig, wenn er mit aufrichtigem Interesse und bescheidenem Zurücktreten gepaart ist, denn dann bringt und treibt er Alles weiter; — aber verwerflich und verächtlich, wenn er mit Eitelkeit gefüttert ist und sich vordrängen, und Maß geben und Selbstbewußtsein haben will. Vor wenig Künstlern z. B. habe ich so viel Respect, wie vor einem guten Dilettanten der ersten Classe, und vor **keinem** Künstler habe ich so wenig Respect, wie vor einem Dilettanten der zweiten Classe. Aber wo gerathe ich hin! — — — — — —

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 23. Mai 1846.

Lieber Schubring!

Noch einmal komme ich, um Dir Last zu machen wegen des Elias; hoffentlich ist's das letzte Mal, und hoffentlich kann ich Dir dann später auch einmal ein Vergnügen damit machen. Und wie froh wollte ich sein, wenn das einträfe! — Ich bin nämlich jetzt mit dem ersten Theile ganz fertig, und vom zweiten stehen auch schon 6, 8 Nummern auf dem Papier. Nun fehlen mir aber an mehreren Orten des zweiten Theils noch recht schöne Bibelstellen zur Auswahl, und darum bitte ich Dich nun! Ich reise heute Abend nach dem Rhein, also hat es keine Eile, aber in drei Wochen bin ich wieder hier, und dann möchte ich auf der Stelle die Arbeit wieder angreifen und beendigen können. Also bitte ich Dich dringend, schicke mir bis dahin hierher eine recht reiche Ernte schöner Bibelstellen. Wie viel Du mir zum ersten Theil geholfen hast, das glaubst Du gar nicht. Das sage ich Dir mal mündlich. Aber eben deshalb bitte ich Dich, hilf mir auch recht den zweiten Theil schmücken. Ich habe nämlich in der Form jetzt alles historische Recitativ weglassen

können, einzelne Personen aufgeführt, statt des Herrn immer den Engel oder den Engelchor, und der erste Theil und die größte Hälfte des zweiten rundet sich so prächtig ab. — Nun fängt aber der zweite Theil mit den Worten der Königin an: „die Götter thun mir dies und das" (1. Könige 19, 2 u. s. w.). Und das Nächste, was ich darauf sicher habe, ist die Scene in der Wüste (ebendaselbst V. 4 und folg.). Aber dazwischen fehlt mir 1) eine etwas genauere Charakteristik der Verfolgung gegen den Propheten, — namentlich hätte ich gern einen oder ein paar Chöre gegen ihn, um das Volk zu schildern, wie es hin- und herschwankt und sich jetzt gegen ihn erhebt; 2) eine Darstellung des Verses 3 derselben Stelle, z. B. ein Duett mit dem Knaben, wo dieser die Stelle aus Ruth sagen könnte: „wo du bleibst, da bleibe ich auch" u. s. w. Aber was soll Elias ihm vorher und nachher sagen? Und was könnte der Chor dazu sagen? Kannst Du mir da erst ein Duett, dann einen Chor in diesem Sinne angeben? — Bis Vers 15 ist dann Alles in Ordnung; da aber fehlt mir wieder eine Stelle für Elias etwa des Sinnes: Herr, wie du willst, so schick's mit mir (das steht wohl nicht in der Bibel?). Kurz da möchte ich gern, daß er sich nach der Erscheinung des Herrn wieder bereitwillig erklärte, daß er nach all' dem Unmuth wieder recht ergeben, und dann auch recht gerüstet und frisch sich ausspräche. — Und dann fehlen mir noch Worte, die er bei der, oder vor der, oder, wenn Du willst, nach der Himmelfahrt sagen könnte, und auch welche für den Chor. Der Chor singt die Himmelfahrt historisch mit den Worten 2. Kön. 2, 11, aber dann müßte so ein oder ein paar rechte Feier-Chöre kommen! „Gott fähret auf mit Jauchzen" ist nicht das Rechte,

denn nicht Gott, sondern Elias ist's, aber in der Art etwas. Und auch Elias' Stimme möchte ich da zum Schluß nochmals hören. —

(Kann Elisa da noch Sopran singen? Oder darf er das nicht, da er noch in demselben Kapitel ein Kahlkopf ist? Ohne Spaß, muß er als Prophet, oder kann er noch als Knabe bei der Himmelfahrt zugegen sein?)

Endlich sind mir die Stellen, die Du zum Schluß des Ganzen angegeben hast (namentlich das Terzett zwischen Petrus, Johannes und Jacobus), zu historisch und zu sehr aus der Haltung des (alttestamentlichen) Ganzen entfernt, indeß damit würde ich am ersten allein fertig, — wenn ich nämlich statt des Terzetts einen Chor aus den Worten mache, so ist's eigentlich gleich gemacht, und das wird auch wohl geschehen. Ich schicke Dir die Blätter wieder, damit Du Dich ganz orientiren kannst, aber bitte, schicke sie mir ja zurück, Du siehst, daß der Gang des Ganzen festgestellt ist, es sind nur noch die lyrisch-betrachtenden Stellen (aus denen Arien, Duette u. s. w. gemacht werden können), die mir gegen das Ende namentlich fehlen. Also bitte ich Dich, nimm Deine große Concordanz, schlag' sie auf, schenke mir auch noch diese Zeit, und laß mich bei meiner Rückkehr in spätestens drei Wochen Deine Antwort finden! Und bleibe gut

Deinem

Felix.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 26. Juni 1846.

Lieber Freund!

Der Grund dieses Briefes ist eine Zeile in einem neulichen Briefe des Herrn Moore, der mir schreibt: „nearly the whole of the Philharmonic Band are engaged; a few only are left out, who made themselves unpleasant, when you were there". Dies gefällt mir gar nicht, und da ich denke, daß Du hauptsächlich diese Dinge unter Dir hast, so richte ich meine Reclamation an Dich und bitte Dich, sie auch Herrn Moore mitzutheilen.

Mir ist nichts verhaßter, als alte, abgethane Zänkereien wieder aufzuwärmen; es ist schlimm genug, wenn sie einmal in der Welt waren. Diese philharmonischen sind von mir vergessen und dürfen durchaus nicht Einfluß auf die Engagements für das Birminghamer Fest haben. Will man Leute auslassen, weil sie unfähig sind, so geht mich's nichts an, und ich kann nichts dagegen haben; will man aber irgend Einen auslassen, because he made himself unpleasant, when I was there, so finde ich das eine Ungerechtigkeit, und wünsche, daß es nicht geschehe. Die Furcht, daß die Herren

abermals Scandal anfangen, braucht man gewiß nicht zu haben, — ich wenigstens habe sie nicht und glaube auch nicht, daß irgend Jemand dort sie haben kann. Also bitte ich Dich recht herzlich, laß die Sache gehen, wie sie ginge, wenn ich nicht daran dächte, nach England zu kommen, und gerade wenn man Rücksicht auf mich nehmen will, so thut man mir den größten Gefallen, wenn man dergleichen persönliche Rücksichten nicht nimmt.

Du bist wohl so gut und bringst diese Sache nachdrücklich bei Moore zur Sprache, und ich hoffe, daß ich von diesen abgethanen Geschichten dann nichts mehr zu hören brauche, d. h. im Fall meinem Wunsche entsprochen und keinerlei Art von Rache ausgeübt wird. Denn sonst protestire ich noch zehnmal brieflich.

Immer

Dein

Felix.

An Herrn Velten sen. in Carlsruhe.

Leipzig, den 11. Juli 1846.

Hochgeehrter Herr!

Wie ich Ihre Zeilen vom 10ten Mai empfing, da wünschte ich mir gar zu sehr, ein Wort des Trostes und der herzlichsten Theilnahme zu Ihnen hinsenden zu können. Aber ich wußte kein solches Wort für einen Verlust, wie den Ihrigen, zu finden, das so recht ausdrückte, wie ich es meinte. —

Und wie viel mehr konnte ich erst die Größe dieses Verlustes ermessen, als ich die Musikstücke kennen gelernt hatte, die Sie mir so freundlich im Namen Ihres verstorbenen Sohnes überschickten! Wahrlich, da muß Jeder mit Ihnen trauern, der es mit der Kunst ernstlich meint, denn da ist gewiß ein wahres Talent geschieden, ein Talent, das nichts weiter gebraucht hätte, als Leben und Gesundheit, um sich zu allgemeiner Freude und zum Stolz der Seinigen und zum Besten der Kunst zu entfalten. Wie sehr erheben sich diese Sachen über so viele, die man tagtäglich selbst bei besseren Musikern sieht, und wie scheint überall das Vorwärtsstreben und der

ächte Beruf zur vollkommensten Entwickelung heraus. Und Alles das sollte nicht sein! Und so bleibt Alles in Kunst und Leben so unerforschlich! Und so trauern wir darüber, die wir nur eben ein paar Musikstücke dieses jungen Künstlers kennen lernten, und wie sollten sich da für Sie, den Vater, rechte Trostesworte finden lassen?

Aber danken will ich Ihnen, daß Sie mir die Bekanntschaft dieser Stücke verschafft und mir jene Zeilen geschrieben haben. Und auch Ihrem Sohne will ich meinen Dank nachrufen, daß er mir diese Musikstücke bestimmte! Und möge Ihnen der Himmel Trost und Linderung Ihrer Schmerzen geben und Sie einst mit Ihrem Sohne wieder zusammenführen, wo es hoffentlich noch Musik giebt, aber keine Schmerzen und keine Trennung mehr. —

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Birmingham, den 26. August 1846.

Mein lieber Bruder!

Du hast Dich von Anfang an so freundlich für meinen Elias interessirt und mir dadurch zu seiner Vollendung so viel Lust und Muth gemacht, daß ich Dir nach der gestrigen ersten Aufführung schreiben und Dir davon erzählen muß. Noch niemals ist ein Stück von mir bei der ersten Aufführung so vortrefflich gegangen und von den Musikern und den Zuhörern so begeistert aufgenommen worden, wie dies Oratorium. Es war gleich bei der ersten Probe in London zu sehen, daß sie es gern mochten und gern sangen und spielten, aber daß es bei der Aufführung gleich einen solchen Schwung und Zug bekommen würde, das gestehe ich, hatte ich selbst nicht erwartet. Wärst Du nur dabei gewesen! Die ganze dritthalb Stunden, die es dauerte, war der große Saal mit seinen 2000 Menschen und das große Orchester alles so vollkommen auf den einen Punkt, um den sich's handelte, gespannt, daß von den Zuhörern nicht das leiseste Geräusch zu hören war, und daß ich mit den ungeheuren Orchester- und Chor- und Orgelmassen

vorwärts- und zurückgehen konnte, wie ich nur wollte. Wie oft dachte ich dabei an Dich! Besonders aber als die Regenwolken kamen, und als sie den Schlußchor wie die Wüthenden sangen und spielten, und als wir nach dem Schluß des ersten Theils die ganze Stelle wiederholen mußten. Nicht weniger als vier Chöre und vier Arien wurden wiederholt, und im ganzen ersten Theil war nicht ein einziger Fehler, — nachher im zweiten Theile kamen einige vor, aber auch die nur sehr unbedeutend. Ein junger englischer Tenorist sang die letzte Arie so wunderschön, daß ich mich zusammennehmen mußte, um nicht gerührt zu werden und um ordentlich Tact zu schlagen. Wie gesagt, wärst Du nur dagewesen! Aber morgen geht es auf den Rückweg! Zwar kann man nicht mehr bemerken, wie es mal in Goethe vorkommt, daß die Deichsel wieder nach der Heimath gerichtet ist, aber ich habe immer noch dasselbe Gefühl am ersten Tage, wo die Reise heimwärts geht. — Im October, hoffe ich, sehe ich Dich in Berlin, und bringe meine Partitur mit, entweder um sie aufzuführen oder jedenfalls um sie Dir und Fanny und Rebecka vorzuspielen; aber ich denke das erste (oder vielmehr beides). Lebe wohl, mein lieber Bruder, und verzeih', wenn der Brief dumm ist, ich bin aber oft gestört worden, und eigentlich sollte auch nur darin stehen, daß ich Dir danke, daß Du an meinem Elias Theil genommen und mir dazu geholfen hast!*

Dein

Felix.

---

* Nach der ersten Aufführung des Elias in London schrieb der Prinz Albert die nachstehenden Worte in das Textbuch, dessen er sich bei dieser Gelegenheit bedient hatte, und schickte es Mendelssohn als Andenken zu:

„Dem edlen Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienst einer „falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat, den Dienst „der wahren Kunst, wie ein anderer Elias treu zu bewahren, und „unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Tönegetändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetzmäßiger „Harmonie zu gewöhnen, — dem großen Meister, der alles sanfte „Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen „Faden seines Gedankens vor uns aufrollt, — zur dankbaren Erinnerung geschrieben von

Albert."

„Buckingham Palace."

An Frau Doctorin Frege in Leipzig.

London, den 31. August 1846.

Liebe Frau Doctorin!

Sie haben mir für meinen Elias immer so viel freundliche Theilnahme bewiesen, daß ich's ordentlich für eine Verpflichtung halte, Ihnen nach der Aufführung zu schreiben und einen Bericht darüber abzustatten. Wenn der Sie nun langweilt, so sind Sie selbst Schuld daran; warum ließen Sie mich mit der Partitur unter dem Arm zu Ihnen kommen und Ihnen die halb fertigen Stücke vorspielen, und warum sangen Sie mir so viel daraus vom Blatt vor? Eigentlich hätten Sie deshalb auch die Verpflichtung gehabt, mit nach Birmingham zu reisen, denn man soll den Leuten den Mund nicht wässrig machen und ihnen nicht ihren Zustand verleiden, wenn man ihnen nicht helfen kann, und gerade der Zustand, in dem ich die Sopran-Solo-Partie hier fand, war der allerkläglichste und sehr hülflos. —

Doch gab es zum Ersatz so viel Gutes, daß ich im Ganzen

einen recht schönen Eindruck mit zurückbringe, und daß ich oft dachte, auch Sie würden Freude daran gehabt haben. —

Der Klang des Orchesters und der ungeheuren Orgel, verbunden mit den starken Chören, die mit aufrichtiger Begeisterung sangen, der gewaltige Wiederhall in dem wunderschönen Riesensaale, — ein vortrefflicher englischer Tenorsänger, — Staudigl, der sich alle Mühe gab und dessen Talente und Tugenden Sie ja wohl kennen, außerdem noch ein paar recht gute zweite Sopran- und Alt-Solo's, — das Alles nun mit besonderem Zug und großer Frische und Lust Musik machend, und neben der größten Stärke auch die schönsten Piano's herausbringend, die ich noch je von solchen Massen gehört habe, dazu ein empfängliches, freundliches, mäuschenstilles oder jubelndes Publikum, das ist wohl des Guten genug für eine erste Aufführung. — Auch habe ich eine solche in meinem Leben nicht besser, ja noch nicht so gut gehört, und ich zweifle fast, ob ich je dergleichen wieder werde hören können, weil eben so vielerlei Günstiges gerade hier zusammentraf. — Bei so viel Licht fehlte es, wie gesagt, aber auch an Schattenseiten nicht, und die schlimmste war die Sopranpartie. Alles war daran so niedlich, so gefällig, so elegant, so unrein, so seelenlos und so kopflos dazu, und die Musik bekam eine Art von liebenswürdigem Ausdruck, über den ich noch heute toll werden möchte, wenn ich daran denke. Auch die Altistin war der Stimme nach nicht zureichend, um den Saal zu füllen und neben solchen Massen und solchen Solosängern zu stehen, doch trug sie sehr gut und musikalisch vor; da läßt sich der Mangel an Stimme schon viel eher ertragen; wenigstens ist *mir* in der Musik nichts

so unangenehm, als jene gewisse kalte, seelenlose Coquetterie, die an sich selbst so unmusikalisch ist, und die doch so oft als Grundlage vom Singen und Spielen und Musikmachen angetroffen wird. Sonderbar, daß ich dergleichen sogar bei den Italienern seltener finde, als bei uns Deutschen. Mir ist immer, als müßten unsere Landsleute es entweder von Herzen recht gut mit der Musik meinen, oder es wäre eben jene abscheuliche, dumme und noch dazu affectirte Kälte in ihnen, während so eine italienische Kehle daher singt was sie kann, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, allenfalls um des Geldes willen; aber doch nicht um des Geldes und der Aesthetik, und der Recensionen, und des Bewußtseins, und der richtigen Schule, und siebenundzwanzigtausend anderer Gründe willen, die alle mit der innern Natur nicht aufrichtig zusammenhängen. Das ist mir wieder bei diesem Musikfest recht aufgefallen. Moscheles war am Montag krank geworden, und ich hatte alle Proben für ihn zu leiten. Als es so gegen zehn Uhr Abends wurde und ich mich genug gequält hatte, da kamen die Italiener hereingewandert und betrugen sich so nonchalant wie immer; aber sowie die Grisi und Mario und Lablache nur eben anfingen zu singen, dankte ich meinem Gott innerlich; die wissen doch selbst, wie sie es haben wollen, singen rein und im Tact, und man hört, wo das erste Viertel sein soll; denn daß ich mich an ihrer Musik wenig erfreue, dafür können sie nichts! Aber eigentlich gehört diese Digression gar nicht hierher, — ich wollte Ihnen vom Birminghamer Musikfeste erzählen und von der town Hall, und schimpfe über das Musikmachen unserer Landsleute. Sie werden sagen: „das habe ich mündlich schon genug und zu viel hören

müssen". Nun dafür will ich Ihnen auch die übrige Beschreibung des Festes lieber mündlich in Ihrem Eckzimmer nachliefern.

Möge ich Sie nur wohl und gesund und in unveränderter Freundlichkeit antreffen!

Ihr

ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 31. October 1846.

Mein lieber Bruder!

Daß ich Dir erst heute zum gestrigen Tage Glück wünschen kann, d. h. schriftlich und wörtlich Glück wünschen kann, daraus wirst Du am besten sehen, wie übertrieben laut und toll es einmal wieder um mich her zugeht. Was ich am liebsten thun möchte, dazu komme ich den ganzen Tag lang nicht; und was ich höchst ungern thue, damit ist oft der ganze Tag angefüllt. — Aber nicht erst Jeremiä Klagelied, sondern ein rechter voller Glückwunsch! Tausend Glückwünsche, die sich alle in einen zusammenfassen lassen: Gesundheit Dir und den Deinen und all' denen, die Du lieb hast! Darin liegt Fortdauer Deines Glückes, darin liegt Freude an demselben, darin liegt alles Gute, was ich mir für Dich ausdenken kann. Und besser wird sich's wohl kein Mensch für den andern ausdenken können und wollen! Warst Du auch recht vergnügt an dem Tage? Waren auch die Deinigen recht wohl? (Das liegt aber wieder einmal mit in der vorigen Frage!) Hast Du auch einen Kuchen mit Lichtern gehabt? (Das ist allerdings eine neue Frage, aber zum Lebensglück

nicht absolut nothwendig.) Hast Du auch schöne Sachen geschenkt bekommen? (Wieder so!) Ist aber auch Chocolade getrunken worden? Waren die Geschwister auch da, oder Du bei ihnen zu Mittag oder Abend? Habt Ihr auch an uns gedacht? — Gott segne Dich, mein lieber Bruder, an dem Tage, und an jedem Deines Lebens! —

Es ist eine Schande, daß ich Dir noch für den schönen Dahlmann zu danken habe. Aber noch schlimmer ist's, daß solche ordentliche — gar nicht außerordentliche — aber ehrliche, tüchtige, wahre Worte Einem so selten jetzt im Vaterlande entgegentreten. Und das liegt wieder darin, daß sich die Mittelmäßigkeit, ja, noch schlimmer, die abgeschmackte Oberflächlichkeit in Deutschland so unglaublich rührt, so breit macht, daß ein Jeder lieber unterducken möchte. Und darin liegt es auch wieder mit, daß ich immer verhindert gewesen bin, Dir auch nur zu danken. — Einen solchen Sturm von Fremden, von Anfragen, Zumuthungen, — und fast alle so sehr fruchtlos — und viele so verschämt — und viele so unverschämt, — sind mir noch gar nicht vorgekommen. Sänger, Spieler, Compositionen in hellem Hauf, und fast nichts, das nur mittelmäßig zu nennen wäre, und dagegen Alles voll der größten Worte, voll nationalen Bewußtseins, voll — zwar nicht Streben nach dem Höchsten, aber Ansprüche an das Oberste. Und dem gegenüber die Unmöglichkeit, auch nur einen dieser Ansprüche mit gutem Gewissen zu erfüllen oder zu empfehlen. Doch was brauche ich Dir das Alles zu sagen! Du kennst es in Deinem Fache gewiß ebenso, denn es erstreckt sich über alle Fächer. — Mich aber bestärkt es in meinem Vorsatz, nicht länger als ein paar Jahre diese öffentliche Beamten-

stellung beizubehalten, und so wie es früher Pflicht war, eine solche Stellung nach Kräften auszufüllen, so wird es jetzt nachgerade Pflicht, daraus zu scheiden. — Es baut sich hier nach und nach ganz schön zusammen; Moscheles wird sehr kräftig beim Conservatorium eingreifen, wie es scheint; die Concerte gehen auch ihren rechten ruhigen Gang nach wie vor; ist das Alles wieder fest und sicher gemacht, so denke ich jetzt schon täglich daran, ob ich nicht den Sommer in schöner Gegend (etwa am Rhein) und den Winter in Berlin zubringen kann, und ich hoffe, ich kann es, d. h. ohne öffentliche Verpflichtung in Berlin, ohne alles das, was dort unwiderruflich verfahren ist; nur mit Euch zusammen und vergnügt lebend und Noten schreibend. Ainsi soit-il. — Den Elias hätte ich schon gern gebracht, aber nun bin ich über den zwei Stellen, die ich noch einmal umarbeiten muß, und die machen mir unsägliches Kreuz. Inzwischen habe ich die ganze Liturgie für den König neu componiren müssen. Er hat wiederholentlich darnach schreiben lassen; nun bin ich endlich fertig. Und rechte Stimmung habe ich alle die Tage nicht, weil der arme Johann* so sehr schwer krank darnieder liegt und uns wirklich recht große Sorge macht. „Frag' ich, und werde kühner, wer repräsentirt denn die Diener?" — sagt Goethe mal, und daran habe ich dieser Tage oft denken müssen. Gott gebe bald Besserung dem armen tüchtigen Kerl!

Bleib' mir gut, und sei glücklich im neuen Jahre.

Dein

Felix.

---

* Mendelssohn's Diener.

An den Professor Eduard Bendemann.

Leipzig, den 8. November 1846.

— — — — Habe ich Dir denn schon für Deine guten Worte und Deinen Rath wegen des Elias gedankt? Alles, was Du auf dem Blatt bemerkt hast, war mir so sehr lieb und hat mir wieder einmal gezeigt, wie Du doch auf so etwas ganz anders, so viel tiefer einzugehen weißt, als fast alle Anderen. Du willst, daß nach dem „Heilig, Heilig" noch die Weisung Gottes an Elias komme, daß er wieder in seinen Beruf herabgehen soll. Das hatte ich früher auch beabsichtigt und denke es wiederherzustellen, wenn ich auch die Antwort des Elias nicht entbehren kann. Aber ich glaube, es kann und muß Beides da sein. Den König Ahasja werde ich aber nicht mehr hineinbringen können. Es war ohnehin die größte Schwierigkeit bei der ganzen Aufgabe, nach der Erscheinung Gottes, im Säuseln, den rechten breiten (und doch nicht langen) Abschluß für das Ganze zu finden, und wenn wir Elias nachher noch einmal als Eiferer und strafenden Propheten vorgeführt sähen (dramatisch nämlich), so wäre seine Bedeutung für den neuen Bund, die doch nothwendig darin sein muß, meinem Gefühle nach nicht ohne große Weitschweifigkeit dar-

zulegen, während mir es gerade wichtig schien, daß von jener Erscheinung Gottes an Alles nur in großen, erzählenden Zügen nach dem Ende hingehe. Aber daß einer jener erzählenden Züge auch das enthalten sollte, daß er hinabging und wieder umsonst hinabging, — darin hast Du ganz Recht, und ich will suchen das noch hineinzubringen, da ich jetzt eben das Ganze noch einmal revidire und Manches umarbeite, ehe ich es aus den Händen in den Druck gebe. Sonderbar, daß die Stelle, die mir am meisten Schwierigkeit macht, gerade die ist, die Du lieber heraus hättest, — die von der Wittwe. Mir scheint, daß die durch irgend welche eingestreute Betrachtung (sei es des Chors oder andere) noch bedeutender oder breiter werden sollte, und Du hättest sie lieber blos als Erzählung. Am Ende hast Du gar Recht, und das wäre sehr schlimm, denn ich glaube, bei der Eintheilung des Ganzen ist die Stelle in der Ausdehnung, die sie jetzt einnimmt, gar nicht zu entbehren. Darüber habe ich nun viel hin und her zu denken. —

— — — — —

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 6. December 1846.

Nur einen Freund kann der Mensch haben, sagt Montaigne, sagte Vult, — steht in den Flegeljahren.

Und das sagte ich von ganzem Herzen nach, als ich Deinen Brief bekam, Du einer Freund!

Eigentlich wollte ich gleich in Jubel und Dank über die darin enthaltene Nachricht ausbrechen und so recht vergnügt und lustig antworten; aber es wollte nicht gehen, weil wir in der Zeit, als er ankam, gerade ernstlich besorgt um unsern Johann wurden, der sich vor ungefähr zwei Monaten legen mußte an einer Art Wassersucht, immer kränker und kränker wurde und, während vor vierzehn Tagen endlich Besserung einzutreten schien, auf die wir drei Wochen lang sehnlich gehofft hatten, plötzlich seine Lebenskraft verlor und zu unserer großen Betrübniß gestorben ist. Du weißt, daß ich sehr viel auf ihn hielt, und findest es wohl begreiflich, daß mich die ganze Zeit, wo ich ihn so lange leiden und nach und nach kränker werden sah, und dann die augenblickliche Hoffnung und dann der plötzliche unvermeidliche Tod für lange Zeit sehr, sehr

ernsthaft gestimmt haben. Erst den Tag nach seinem Begräbniß trafen seine Mutter und Schwester hier ein. Das hat uns Allen auch wehe gethan, die zu sehen und ihnen gar nichts Tröstliches sagen zu können! Da fanden wir unter seinen Sachen, die alle in der musterhaftesten Ordnung waren, einen Brief an mich, der seinen letzten Willen enthielt; den muß ich Dir zeigen, wenn wir uns das nächste Mal sehen, weil den kein Mensch, kein Dichter so wahr, so ernsthaft, so rührend erfinden kann, — und da gab's nun viel zu besorgen und anzuordnen, bis morgen die Kisten mit den Sachen u. s. w. abgeschickt werden können an seine Mutter und Geschwister, und deshalb konnte ich Dir in den letzten Wochen nicht schreiben.

Das Alles erzähle ich Dir ausführlich, weil Du der eine Freund bist, und weil Du an Allem Theil nimmst, was mich so recht von Grund aus bewegt und rührt. Zum Glück habe ich die ganze Zeit her arbeiten können (wenn auch freilich nicht componiren). Ich hatte mir aus Dresden die Stimmen der Bach'schen H moll Messe verschafft (erinnerst Du Dich ihrer von Zelter's Freitagen her?), und aus diesen, die er größtentheils eigenhändig geschrieben und dem damaligen Churfürsten dedicirt hat („Gegen Sr. Königl. Hoheit und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen bezeigte mit inliegender Missa seine unterthänigste Devotion der Autor J. S. Bach", steht auf dem Umschlag), habe ich meine Partitur nach und nach von den Fehlern befreit, die in Unzahl drin steckten, und die ich wohl oft bemerkt, aber niemals richtig zu corrigiren Gelegenheit hatte. Die mechanische und doch ab und zu interessante Arbeit war mir recht willkommen; jetzt bin

ich aber seit mehreren Tagen wieder mit allen Kräften am Elias und hoffe, den größten Theil von dem, was mich bei der ersten Aufführung störte, glücklich herauszubringen. — Mit einer der schwersten Partieen (der Wittwe) bin ich ganz fertig, und Du wirst gewiß mit der Veränderung — ich kann wohl sagen Verbesserung — zufrieden sein. Der Elias ist an dieser Stelle viel wichtiger und geheimnißvoller geworden, und der Mangel daran war's, was mich störte, — das finde ich leider immer erst post festum heraus, nachdem ich's besser gemacht habe. Aber auch an den anderen Stellen, über die wir gesprochen haben, hoffe ich es richtiger zu treffen, und nehme Alles, was mir nicht recht war, auf's Ernstlichste wieder vor, so daß ich hoffe, binnen wenigen Wochen mit dem Ganzen fertig zu sein und an etwas Neues gehen zu können. Die Stücke, die ich bis jetzt umgearbeitet habe, zeigen mir doch wieder, daß ich Recht habe, nicht eher zu ruhen, bis solch' ein Werk so gut ist, wie ich's nur irgend machen kann, wenn auch von diesen Sachen die wenigsten Leute etwas hören oder wissen wollen, und wenn auch sehr, sehr viel Zeit damit hingeht; aber dafür ist's dann auch ein ganz anderer Eindruck, den solche Stellen, wenn sie wirklich besser sind, an sich und auf alle übrigen Theile machen (Du siehst, ich bin noch sehr zufrieden mit der heute vollendeten Stelle von der Wittwe), und darum, meine ich, dürfe man es nicht dabei bewenden lassen, — und das Gewissen spricht auch ein Wort mit!

— — — — — — — —

An seinen Schwager, den Professor Dirichlet in Berlin.

Leipzig, den 4. Januar 1847.

Lieber Dirichlet!

Ich schreibe Dir diese Zeilen, um mir, — ich wollte sagen Dir zu wünschen, daß Du in Berlin bliebest*.

Ohne allen Spaß, ich möchte Alles, was ich Dir mündlich darüber sagte, schriftlich und neujährlich wiederholen! Je mehr ich hier (nicht in Berlin) über diesen Plan nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß mich die Ausführung betrüben würde, 1) für Euch und 2) für mich (und drittens ist das gar ein und dasselbe), denn indem ich mich wieder und wieder hier umsehe und so herumrieche, was für Wetter in Deutschland ist — und Du weißt, das wittert man gerade in Berlin oft lange, lange nicht —, so sehe ich überall ein Bestreben in die großen Städte hin, von den kleinen Städten weg. Und man möchte sagen, nun würde es erst recht angenehm in den kleinen Städten werden, aber die bleiben selbst auch nicht in ihrer Behaglichkeit, sondern die geben sich wieder Mühe, große

* Dirichlet war in Unterhandlung über einen Ruf nach Heidelberg begriffen.

Städte zu werden. Und das ist es, warum ich Niemand und am allerwenigsten Dich in diesem Augenblick in Deutschland aus einer großen Stadt in eine kleine ziehen sehen würde, ohne die lebhaftesten Besorgnisse. Tausend materielle und geistige Bedürfnisse, nach deren Befriedigung gerade eben die kleineren Orte jetzt auch streben und dadurch ihren Mangel fühlbarer machen, — tausend Annehmlichkeiten in Leben und Wissenschaft, — die Verknüpfungen langer Jahre bei Dir und der ersten Kinderzeit bei Rebecka, — alles das rechnest Du in diesem Augenblick für weniger als es ist, weil Du gewohnt warst, es dort so und nicht anders zu haben, und weil Du in der Gegenwart verstimmt und mit dem, was dort geschieht, nicht zufrieden bist. Aber wahrhaftig, Du wirst dieselbe Verstimmung und dieselbe Unzufriedenheit überall, durch ganz Deutschland verbreitet finden; zunächst freilich nur in Denen, die Du an anderen Orten triffst, nicht in Dir, dem neuen Ankömmling, aber leider, leider faßt sie heut' zu Tage in unserm Vaterlande einen Jeden mit jeder Stunde, da wo er mehr und mehr Wurzel schlägt. Und das müßtest und würdest Du doch dort! Und Du würdest Dich in dieser Hauptbeziehung um nichts gebessert haben. Und die Besserung der allgemeinen Krankheit führst nicht Du mit Deiner Uebersiedelung und nicht ich mit meinen Abonnement-Concerten herbei, — sie kann nur durch ganz andere Dinge, oder durch eine sehr starke Krisis kommen, und in allen Fällen ist es dann gut, nicht in neuen, sondern in alten gewohnten Verhältnissen zu sein. Auch ein Drittes kann kommen und ist in Deutschland leider nicht das Unwahrscheinlichste: es kann Alles beim Alten bleiben. Aber auch dafür ist das Beste, das Neue nicht anzufangen, wenn es

keine wesentliche Verbesserung gleich in sich und an sich darbietet. Ich möchte eben, Du blieb'st in Berlin.

Daß Du durch irgend eine Zusage, sie sei so freundlich oder so bestimmt gewesen, als sie wolle, nun in den Händen der Heidelberger Leute seiest und Ja sagen müßtest, wenn die nun Ja sagen, — das glaube ich nun einmal nicht! Ein Verhältniß wie Dein Berliner löſ't sich nicht mit einem Briefe und mit ein paar Worten, und wenn jene durch Deine Antwort irgend ein Recht auf Dich zu haben glauben können, so haben's die Anderen doch auch, das ist nicht zu leugnen. Gerade aus übergroßem Rechtsgefühl und aus zu viel Delicatesse wählt Einer wohl oft das, was ihm am meisten Opfer kostet; — und so glaube ich, würdest Du endlich lieber Heidelberg wählen, aber das erkennen jene nicht; die wollen ein Geschäft abschließen, und das mußt Du auch, — und weiter nichts. Zudem haben sie das prae, weil sie etwas Neues für sich gewinnen wollen und die Berliner nur das erhalten, was sie haben, — und das Erste ist immer hübscher und frischer. Aber wie gesagt, es bleibt ein Geschäft, das vergiß nicht, — und daß alle Berliner Dich gern halten möchten, das weißt Du ja so gut wie ich. Verzeih' meine curiose Predigt, aber bleib'!

Es ist mir auch um meinetwillen. Denn ich bin jetzt — ich kann wohl sagen entschieden, sehr bald wieder meine Winter in Berlin zuzubringen. Laß uns nicht „verwechselt das Bäumchen" spielen. Ich habe unter wahrlich sehr günstigen Umständen den Aufenthalt einer kleineren Stadt vorgezogen, habe ihn von jeher geliebt, bin an keinen anderen gewöhnt, und es zieht mich doch jetzt weg davon und zu den Leuten, mit denen ich Kindheit und Jugend genossen habe, und deren Erinnerungen

und Freundschaften und Erlebnisse die meinigen sind. Da meine ich, müßten wir alle zusammen ein ganz nettes Haus bilden können, so wie wir's lange nicht gesehen haben, und es gäbe ein gutes Leben (unabhängig vom politischen Leben oder Nicht-Leben, was sonst alles Andere angefressen hat). Dazu hat sich Alles seit einiger Zeit vereinigt, und an mir, wie gesagt, wird es nicht fehlen, denn ich halte es für das größte Glück, das kommen könnte; nun mach' Du es nicht mit einem Schlage unmöglich, und bleibe Du in Berlin und laß uns dort zusammenkommen. — Das sind die Gründe meinetwegen, schlecht gesagt, aber besser gemeint als gesagt. Und nichts für ungut.

Dein

Felix.

An Frau Geheimeräthin Steffens geb. Reichardt in Berlin.

Leipzig, Februar 1847.

Hochgeehrte Frau Geheimeräthin!

Wenn ich jetzt Jemand begegne, der meinen Vater gekannt und recht lieb und werth gehalten hat, so wird der mir dadurch gleich von einem Fremden zu einem Freund, und solch' eine Begegnung macht mich immer froh und glücklich, und weil Sie gewiß auch so denken, so entschuldigen Sie damit auch die Freiheit, die ich mir nehme, indem ich diese Zeilen an Sie richte. Denn ich will Ihnen darin erzählen, wie gestern Abend die Leipziger Musikfreunde von den Tönen Ihres Vaters ergriffen und entzückt worden sind, als wirkte sein Wesen noch lebendig unter uns. Und das thut es ja auch. Es fand sich nämlich in dem gestrigen Concerte (das wie das vorige, und die beiden nachfolgenden, einer Art historischer Folge von großen Meistern gewidmet war) die Gelegenheit, einige Gesänge Ihres Vaters dem Publikum wieder vorzuführen. Nach einer Haydn'schen Symphonie folgte das Reichardt'sche Lied „dem Schnee, dem Regen", alsdann das Duett von ihm „ein Veilchen auf der Wiese stand", und dann dasselbe Gedicht von

Mozart componirt. Sie sehen, daß da die Musik Ihres Vaters nicht gerade den leichtesten Stand hatte, aber ich wollte, Sie hätten gehört, wie sie diesen Ehrenplatz behauptete. Das erste Lied schon klang und wirkte schön; als aber das kleine Duett von zwei sehr frischen, reinen Stimmen sehr einfach und sehr vollkommen vorgetragen wurde, da hat sich Mancher, dem Musik nahe geht, der Thränen nicht enthalten können, so reizend und kindlich, und wahr und gut war der Klang. Ein Jubel, wie wir ihn selten gehört, und ein da capo aller drei Strophen verstand sich nachher von selbst, — das war entschieden, als die ersten drei Tacte davon gesungen wurden, und mir war zu Muthe, als könnte ich das Lied nicht zweimal, sondern den ganzen Abend immerfort wiederholt hören, und nichts Anderes als das. So ganz das rechte, ächte deutsche Lied, wie es keine andere Nation hat, aber auch die unsrige nicht besser, — vielleicht größer, gewiß complicirter, mühsamer, ausgekünstelter, aber darum nicht kunstvoller, — eben nicht besser. Das bleibt auch zum Glück für alle Zeit so, und das muß Ihnen doch Freude machen, wenn Sie den Geist Ihres Vaters auch heute lebendig eingreifend wieder antreffen. Denn mancher junge Musiker, der das gestern hörte, wird, wenn er überhaupt dergleichen empfinden kann, besser empfinden, worauf es bei einem Gesang ankömmt, als nach allen Lehrbüchern, allen Predigten und allen Mustern der Gegenwart. „Und so gewinnt sich das Lebendige", wie es Goethe sagt. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in diesen Zeilen eigentlich nur schreibe, daß das Reichardt'sche Lied so herrlich war und das Leipziger Publikum so entzückt hat. Sie wissen das Erste längst, und das Zweite ist an und für sich sehr gleichgültig; — aber daß ich Ihnen

davon schreiben mußte, sagte ich mir gestern noch während ich am Clavier saß und begleitete, und solche herzliche Freude hatte.

Mit der Bitte, mich dem Andenken Ihrer Fräulein Tochter zurückzurufen,

Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seinen Neffen Sebastian Hensel.

Leipzig, den 22. Februar 1847.

Lieber Sebastian!

Ich danke Dir vielmal für die Zeichnung, die mir namentlich als Deine eigene Composition und hinsichtlich der Technik, in der Du rechte Fortschritte machst, sehr wohl gefällt. Wenn Du aber die Kunst einmal als Beruf ergreifen willst, so kannst Du Dich nicht früh genug gewöhnen, den Inhalt eines Kunstwerkes ernster und wichtiger zu nehmen, als seine Factur; — d. h. mit anderen Worten (da ein Maler so glücklich ist, die sichtbare Natur selbst zum Inhalt wählen zu können), die Natur recht liebevoll, recht genau, recht innig und innerlich anzuschauen und zu studiren Dein Lebenlang. Studire recht gründlich, wie der äußere Umriß und die inwendige Gliederung eines Baumes, oder Berges, oder Hauses immer aussehen muß, und wie er aussehen kann, wenn er schön sein soll, — und dann drücke das mit Sepia, oder Oel, oder auf angeblaktem Teller aus: es wird auf alle Art gut sein, wenn es von Deiner Liebe zum Inhalt Zeugniß giebt. Diese kleine Predigt wirst Du wohl von einem Schuhu, wie ich oft bin

nicht übel aufnehmen, und vor allen Dingen vergiß auch davon den Inhalt nicht, — die Form (der Predigt) mag der Kukuk holen, an der ist abermals wenig gelegen.

Sag' Deiner Mutter, ich sei ganz Deiner Meinung wegen des Scherzo. Vielleicht componirt sie einmal ein Scherzo serioso, das kann ja auch existiren!

Dein Onkel

Felix M. B.

An den General von Webern in Berlin.

Frankfurt, den 24. Mai 1847*.

Dein Brief hat mir in der Tiefe des Schmerzes, in der ich ihn empfing, doch noch wohl gethan. Vor Allem Deine Handschrift, und daß Du mir eben gleich so nahe warst, und dann auch jedes einzelne Deiner Worte. Habe Dank dafür, mein lieber, guter, treuer Freund! Ja wohl, wer die Schwester einmal gekannt hat, der vergißt sie nimmermehr im Leben. Aber was wir Geschwister nun verloren haben — und ich nun gar, dem sie in jedem Augenblicke so gegenwärtig war mit ihrer Güte und Liebe, und der ich keine Freude ohne den Gedanken an ihre Mitfreude erleben konnte, und den sie von jeher so verzogen und so übermüthig gemacht hatte durch allen Reichthum ihrer schwesterlichen Liebe, und der ich immer dachte, es könne gar nichts fehlen, weil sie doch bei Allem immer den ersten, besten Theil nahm, — ich glaube, das ermessen wir alle noch gar nicht, so wie ich immer noch instinktmäßig glaube, die Trauernachricht würde noch plötzlich widerrufen. Und doch

* Nach Fanny Hensel's Tode.

weiß ich dann wieder, daß das Alles wahr ist; aber daran gewöhnen werde ich mich wohl nun und nimmermehr. Es ist schön, an ein so herrliches, harmonisches Dasein zu denken, und wie sie von allen Mühseligkeiten des späteren Alters und des abnehmenden Lebens nichts empfunden hat, — aber es ist schwer für uns, daß wir uns mit der rechten Demuth und Festigkeit weiter finden. —

Verzeih' mir, daß ich nicht viel sagen und schreiben kann. Aber danken wollte ich Dir!

Die Meinigen sind wohl, namentlich sind es die fröhlichen, unerschütterlich heiteren Kindergesichter, die mir in diesen Tagen wohlgethan haben. An Musik habe ich noch nicht wieder denken können; es ist mir ganz leer und wüst, wenn ich an Musik denken will. Kommen aber die Kinder herein, so wird's besser, und ich kann ihnen dann stundenlang zuhören und zusehen.

Habe Dank für Deinen Brief, der Himmel erhalte Dich und die Deinen gesund!

Dein

Felix M. B.

An seinen Neffen Sebastian Hensel.

Baden-Baden, den 13. Juni 1847.

Lieber Sebastian!

Glück will ich Dir zu Deinem Geburtstage wünschen, dem ernstesten, den Du noch erlebt hast! Der Rückblick auf Deinen vorjährigen Festtag wird Dich diesmal tief darnieder beugen, weil damals noch Deine Mutter Dir zur Seite stand; möge Dich aber der Vorausblick auf die künftigen Geburtstage, die Du noch erleben sollst, wieder erheben und kräftigen, weil auch bei denen Dir die Mutter zur Seite stehen wird, wie bei Allem, was Du erlebst und thust. Möge das würdig und brav sein, und mögen die Schritte jedes Deiner Tage nach diesem Ziele gerichtet sein, nach dem die Augen Deiner Mutter für Dich blickten, nach dem ihr Beispiel und ihr Wesen Dich geleiteten und Dich immer geleiten werden, so lange Du ihr recht treu bleibst. Das heißt ja wohl mit anderen Worten Dein ganzes Leben lang. Welchem Zweig des Lebens und Wissens und Könnens Du Dich widmen magst, etwas Würdiges und Tüchtiges zu wollen (nicht zu wünschen, sondern zu wollen) ist unerläßlich, — aber es ist auch genügend. An allen Stellen und in allen Fächern fehlt es jetzt und wird es ewig an tüchti-

gen braven Arbeitern fehlen, und darum ist es nicht wahr, wenn die Menschen davon sprechen, es sei jetzt schwerer als sonst, etwas zu leisten. Im Gegentheile, es ist und bleibt in gewissem Sinne leicht, oder es ist unmöglich; nur das ächte, innere Herz, die rechte Liebe, das rechte unabläßige Wollen gehört dazu, und an dem wirst Du es gewiß nicht mangeln lassen, weil Dir das schönste, geliebteste Beispiel unwandelbar vorleuchtet. Und wenn Du dem folgst und alles, alles thust, so ist nichts gethan, nichts erreicht, ohne die Erfüllung des einen innigen Wunsches, den ich Dir heute senden kann: Gott sei mit Dir!

Darin liegt Trost und Stärke, und auch wieder Freude für die kommende Zeit. Oft sehne ich mich darnach, mit Dir und der Tante Rebecka diese Tage zubringen zu können. Deinen Vater erwarten wir nun in zehn bis zwölf Tagen; aber ich wollte, Du wärest auch mit ihm, und wir könnten zusammen nach der Natur zeichnen! Ich habe in diesen Tagen ein altes Bergschloß im Walde mit der Fernsicht in die Ebene, und zweitens eine Terrasse, auf der eine alte Linde steht und unter ihr ein Marienbild, drittens endlich einen einsamen Bergsee zwischen hohen Felsen, vorne Schilf, — componirt, und will es nächstens tuschen. Hättest Du nicht Lust, diese drei Themas auch einmal zu behandeln, damit wir unsere Compositionen gegen einander vergleichen könnten? Thu' es doch, lieber Sebastian, und zeig' es mir, wenn wir uns wiedersehen. Recht, recht bald, hoffentlich!

Und Gott sei mit Dir!

Immer Dein

Felix M. B.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Thun, den 7. Juli 1847.

Liebe Schwester!

In Deinem gestrigen Briefe an Paul* erwähnst Du, ich möge Dir einmal wieder schreiben, und so thue ich es heut'. Aber was ich schreiben soll, das weiß ich nicht. Ihr habt wohl sonst einmal darüber gelacht oder mich damit geneckt, daß meine Briefe so ausfielen, wie es gerade in dem Augenblick um mich herum oder in mir aussähe, und das trifft am Ende jetzt zu, denn es ist mir ebenso unmöglich, irgend einen rechten Brief zu schreiben, wie in irgend eine rechte Stimmung zu kommen. Ich hoffe, die Tage werden wieder mehr Haltung mitbringen, und so lasse ich sie eben hin verfließen, und in Paul's Gesellschaft, bei der schönen Gegend, verfließen sie gleichmäßig und schnell. Auch sind wir alle gesund und wohl und oft recht heiter. Kehre ich aber in mich selbst zurück, wie ich das doch immer möchte, wenn wir beide zusammen plau=

* Nach Fanny Hensel's Tode waren Mendelssohn und sein Bruder mit ihren Familien in die Schweiz gereist.

dern, so ist eine rechte Grundfarbe noch nicht wieder da, nicht einmal eine schwarze, geschweige denn eine hellere. —

Ein großes Capitel ist nun eben aus, — und von dem nächsten ist weder die Ueberschrift, noch das erste Wort bis jetzt da. Aber Gott wird es schon recht machen; das paßt an den Anfang und Schluß von allen Capiteln.

In einigen Tagen denken wir nach Interlaken zu gehen, und von dort will Paul gegen Ende des Monats die Rückreise schon angetreten haben. — Er freut sich mit mir über die alten bekannten Bergspitzen, die grau aussehen wie vor 5 und vor 25 Jahren, und denen die Zeit wenig anhaben kann! — Wir werden wohl noch einen Monat länger in Interlaken bleiben und uns dort häuslich niederlassen; ich will und muß bald wieder versuchen, irgend eine ordentliche Arbeit anzufangen, und möchte gar zu gern ein Stück gefördert haben, ehe ich die Rückreise antrete. Im September hoffe ich Dich und die Deinen in guter Gesundheit anzutreffen. — Meine liebe gute Schwester, auf Wiedersehen, und vergiß mich nicht.

Dein

Felix M. B.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Interlaken, den 19. Juli 1847.

Mein lieber Bruder!

Kaum warst Du fort, so kam's Gewitter, und es donnert und regnet seitdem in einem weg. Dann haben wir gegessen, und hatten im Salon überflüssig Platz. Dann dachte ich zwei Stunden lang über Schiller's Chor aus der Braut von Messina: „Saget, was wollen wir jetzo beginnen?" — Dann brachten die Kinder die beiden einliegenden, eben angekommenen Briefe für Dich und sagten: ja, aber wo mag der Onkel jetzt schon sein!

Aber es geht nun nicht mehr, daß Dir alles Unbedeutende, Gleichgültige zu Ohren kommt, und doch besteht das Leben daraus auch. Also auf baldiges Wiedersehen in der Ebene oder auf den Bergen. Es wird schön da sein, wie es hier war.

Es donnert immerfort und ist der trübste Tag, den wir seit mehreren Wochen gehabt haben, — in allen Sinnen!

Dein

Felix.

An Rebecka Dirichlet.

Interlaken, den 29. Juli 1847.

Liebe Schwester!

Als Dein lieber Brief ankam, saß ich gerade und schrieb Noten; ich zwinge mich jetzt, recht fleißig zu sein, in der Hoffnung, daß ich's später wieder von selbst und mit Freuden werde sein können. Auch ist's „ein Wetter wie auserlesen zum Schreiber- aber nicht zum Zigeunerwesen": seit Paul fort ist, habe ich nur einen Spaziergang machen können, so schlimm und regnigt war der Himmel. Seit vorgestern haben wir gar Kälte dazu, und Kaminfeuer drinnen und strömenden Regen draußen. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich zuweilen solche recht grimmige Regentage, die Einem unwiderruflich in's Haus kommen, nicht ungern habe. Diesmal geben sie mir Gelegenheit, den ganzen Tag mit den drei ältesten Kindern zuzubringen; sie schreiben, rechnen und latinisiren bei mir, — tuschen Landschaften in den Freistunden oder spielen Schlag-Dame, und thun tausend kluge Fragen, die kein Dummer beantworten kann (die Leute sagen es gewöhnlich umgekehrt, aber es ist so). Die Hauptantwort ist und bleibt: das verstehst du noch nicht, wie sie mir noch von Mutter in

den Ohren klingt, und wie sie den Kindern wohl bald wieder von mir in den Ohren klingen wird, wenn sie ihren Kindern dieselbe Antwort geben werden. Und so fortan.

Was Sebastian's Beruf betrifft, so glaube ich, er ist jetzt in dem Alter und erlebt Tage, wo er überhaupt für Alles, was nicht mit Händen zu greifen, mit Zahlen zu rechnen und mit Worten zu sagen ist, die Ueberzeugung und Begeisterung entweder in sich fühlen oder von alledem (als Lebenszweck) fern halten muß, was jene Ueberzeugung voraussetzt. Das weiß er so gut wie ich, und darum habe ich das Zutrauen zu ihm, daß er nichts zu seinem Beruf wählen wird, von dem er nachher wieder abspringen, oder was ihm gleichgültig und langweilig werden könnte. Sobald ich aber darüber sicher bin, so ist mir's ganz einerlei, was er in der weiten Welt wählen mag, und wie hoch oder niedrig ihn sein Weg dann führt. Wenn er ihn nur fröhlich verfolgt! Und da Alle nur ihn, nur seine Entscheidung walten lassen wollen, und da er diesen Ernst des Lebens jetzt begreifen wird oder nie, und da dieser Ernst eine Sache seines Innern ist, in der ihm Niemand helfen, Niemand rathen kann, wenn sie gleich Jeden von uns auf's Tiefste berührt, so glaube ich, er wird's darin nicht an sich fehlen lassen, und wird das gut werden, was er wird. Das möchte ich ihm rathen, sonst aber auch nicht den mindesten Anschein von Rath geben. Das alte Spiel vom Herkules am Scheidewege wird seit vielen tausend Jahren doch immer wieder von jedem Menschen einmal aufgeführt, und ob die jungen Mädchen Tugend und Laster heißen, und die jungen Männer Herkules oder nicht, der Sinn bleibt derselbe.

Im September, so Gott will, denke ich nach Berlin zu

kommen, und Paul wird Dir wohl erzählen, wie ernstlich mich der Gedanke beschäftigt, meine Tage mit Euch, Ihr lieben Geschwister, zuzubringen und mit Euch zu wohnen, und alle anderen Rücksichten darüber fallen zu lassen. Mit Euch möchte ich zusammen sein, und nicht wenig lebhaft habe ich das gefühlt, als das Dampfboot mit Paul und den Seinigen und Hensel nach Thun abging, und sonderbar genug ist mir's (eben deshalb oder trotz dem) in dieser Zeit fast unmöglich, mit fremden Leuten zu sein. Es fehlt hier an musikalischem und anderem Besuch nicht; fast keiner der letzten Tage ist vergangen ohne einen oder mehrere; aber sie kommen mir so nichtig und gleichgültig vor, daß ich ihnen wenigstens ebenso erscheinen muß und daß ich herzlich wünsche, wir möchten bald auseinandergehen und auseinanderbleiben, und bei all' den Phrasen und Erkundigungen und Reden habe ich nur immer den einen Gedanken, wie kurz die Lebenszeit sei. Mit einem Worte, ich hoffe, wir kommen bald und auf lange wieder zusammen!

Auf Wiedersehen, liebe Schwester!

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Interlaken, den 3. August 1847.

Lieber Bruder!

Es geht uns Allen wohl, und wir leben das ruhige Leben fort, das Du hier mit uns genossen hast. Freilich war es die ersten Tage nach Eurer Abreise auch gar zu einsam, und Jeder von uns ging mit einem langen Gesicht umher, als hätte er etwas vergessen oder suchte etwas. Und so war es auch! Seitdem habe ich angefangen, sehr fleißig Noten zu schreiben, — die drei ältesten Kinder arbeiten des Morgens bei mir, — Nachmittags machen wir, wenn es das Wetter erlaubt, alle zusammen einen Spaziergang, und auch einige wüthende Skizzen habe ich getuscht. Gestern kam Herr Kohl, der irländische und auch russische Reisende, herein und blieb den Abend da; — ferner Herr Grote*, den ich immer sehr gern sehe und sprechen höre. Aber mir ist jetzt so wohl in der Stille und so unwohl bei mehreren Menschen, daß ich Alles thue, um hier keinen sogenannten Umgang zu bekommen, und es ist auch bis jetzt gut gelungen.

---

* Der Verfasser der Geschichte Griechenlands.

Aber warum bist Du nicht mit mir in Böningen gewesen? Das hätte Dir einmal gefallen! Und in Wilderschwyl mit Unspunnen darüber? Das allein wäre schon ein Grund, daß Du wieder herkommen müßtest, sobald Du kannst. Wir haben zwar seit dem Tage Deiner Abreise noch nicht einmal wieder ganz gutes Wetter gehabt, und oft ganz schlechtes; von einem Aufenthalt unter den Nußbäumen war seitdem keine Rede mehr, und manche Tage konnten wir gar nicht aus dem Hause. Aber die guten Stunden wurden dennoch zu allerlei Spaziergängen benutzt, und wohin man nur geht, da ist es herrlich. Wird das Wetter wieder sicher, so will ich über den Susten und auf's Sidelhorn, was in einigen Tagen von hier aus zu machen ist. Aber selbst dazu den Entschluß zu fassen wird uns schwer: so schön ist's hier und so wohl thut uns das einförmige, stille Leben. Dabei ist mir schon oft recht vollkommen heiter zu Muthe geworden; nur wenn Menschen kommen, und durch einander sprechen von allen Alltäglichkeiten, und von Gott und der Welt, so wird mir gleich so unsäglich traurig zu Muthe, daß ich gar nicht weiß, wie ich's aushalten soll. Das hast Du nun in vollem Maße zu überwinden; daran denke ich jeden Tag. Es muß Dir schwer werden, und auch ich fürchte mich davor. Aber es muß sein und ist recht, also wird's mit Gottes Hülfe auch gehen.

Seid herzlichst gegrüßt und behaltet lieb

Euren

Felix.

An den General von Webern in Berlin.

Interlaken, den 15. August 1847.

Mein lieber guter Freund!

Habe tausend Dank für Deinen Brief vom 14. Juli, den ich aber sehr verspätet hier erst ganz vor Kurzem erhielt. Du hast nun seitdem wohl schon meinen Bruder wiedergesehen, und er wird Dir von meinem Vorhaben, Berlin im Herbst zu besuchen, Näheres gesagt haben. Doch kann ich nicht säumen, Dir auf Deinen guten und freundlichen Vorschlag mit den drei Concerten gleich meine Antwort zu sagen, und zwar möchte ich eine Ankündigung von drei Concerten (bei denen auf eine zweimalige Aufführung des Elias gerechnet wäre) für jetzt nicht unternehmen. Der Elias ist in Berlin noch nicht gehört worden, und es sähe nicht allein unbescheiden aus, sondern es wäre es auch, wenn ich ihn dem Publikum gleich zweimal vorzuführen gedächte. Dazu kommt noch, daß meine ganze jetzige Stimmung mich allem öffentlichen Auftreten so entschieden abgeneigt macht, daß ich mich nur mit Mühe, und hauptsächlich durch Paul's vernünftigen Zuspruch, entschlossen habe, die Aufführungen, die ich bereits zugesagt hatte, nicht

wieder aufzugeben. Bei dem Versprechen, das ich Herrn von Arnim wegen des Friedrichstiftes gegeben habe*, soll es also bleiben, und der 14. October scheint mir ein recht passender Tag. Ist dann die Theilnahme an dem Werke so groß, daß eine Wiederholung desselben in kurzer Zeit erwartet und verlangt wird, so kannst Du Dir denken, daß mir das nur erfreulich sein könnte, und gern würde ich dann die zweite Einnahme ganz so verwendet sehen, wie Du es wünschest. Willst Du nun trotz dieser sehr ungenügenden und unbestimmten Antwort so gut sein, die erste Aufführung im October fördern zu helfen, und Diejenigen, welche dabei zu sagen haben, so bald als möglich zu einiger Thätigkeit anfeuern, so thust Du mir einen großen Gefallen, und ich werde Dir auf's Neue wieder einmal Dank schuldig. Denn ich kenne, wie Du sagst, die Schwierigkeiten des dortigen Wesens, das dem Sande sehr vergleichbar ist und also verzweifelt umgeackert sein will, ehe es Frucht bringt.

Dein Brief an Cécile klingt nicht so lustig, wie Deine sonstigen. Wir hoffen, daß das nur eine vorübergehende Wolke gewesen sei und daß die Sonne Deiner guten Laune wieder so hell scheint, wie wir's von Dir gewohnt sind. Freilich giebt es sehr dicke Nebeldünste, wenn auch nicht Gewitterwolken, jetzt im Vaterlande, und so mancher Tag, der klar sein könnte, wird dadurch schwül und grau, und alle Gegenstände sehen dann matter und trüber aus, und da kann sich denn Keiner davor verschließen und die hellen Farben und Formen zu sehen behaupten, die der rechte Sonnenschein

* Den Elias zum Besten jenes Instituts aufzuführen.

mit sich bringt, und man möchte zuweilen lieber tüchtig Blitz und Donner aus schwarzer Wolke, als das unbestimmte Nebel-Wesen und die dunstigen Schläuche. Aber daran leidet ja eben ein Jeder, und das Licht saugen jene Schläuche doch nicht ein, und verziehen müssen sie sich endlich auch. Wenn also nur kein persönlicher Grund, keine Krankheit bei Dir oder den Deinigen, kein sonstiger ernstlicher Anlaß zu Deiner Verdrießlichkeit da ist, — das ist was wir wünschen!

Frau und Kinder sind Gott Lob wohl, wir gehen viel spazieren, die Kinder lernen, Cécile malt Alpenrosen, und ich schreibe Noten, die Tage vergehen einförmig und schnell. — Bleibe mir gut, wie ich immer und immer

Dein Freund

Felix M. B.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 25. October 1847.

Liebster Bruder!

Habe tausend Dank für Deinen heutigen Brief und für das Wort von Herkommen, das Du drin schreibst und das ich freilich mit aller Begier meines Herzens auffange. — Was ich über meine Pläne sagen kann, weiß ich selbst nicht bis heut'; zwar geht es mir Gott Lob jeden Tag besser, und die Kräfte kommen mehr und mehr wieder, aber die Idee, heut' über acht Tage nach Wien zu reisen (und das wäre der späteste Termin, wo ich noch zu einer Probe ihres Musikfestes kommen könnte), diese Idee will mir noch gar nicht denkbar scheinen*. Es ist freilich sehr fatal, daß sie alle die vielen Vorbereitungen gemacht haben, und daß sich mein Kommen nun zum zweiten Male zerschlagen sollte; auch ist's wahr, daß meine Fortschritte von einem Tage zum andern größer und sicherer werden, — auch habe ich schon hingeschrieben und gefragt, ob sie's nicht um acht Tage aufschieben können, aber, wie gesagt, ich glaube nicht

* Mendelssohn sollte den Elias in Wien dirigiren.

recht an die Möglichkeit der ganzen Sache, und wie mir's scheint, so werde ich hier bleiben. In keinem Falle könnte ich vor Ablauf von acht Tagen an Reisen denken, und wie es mit meiner Berliner Reise steht, hat Dir das denn Herr von Arnim nicht ordentlich und ausführlich wiederberichtet? Kann ich nämlich nicht nach Wien, so muß ich aus denselben Gründen, die mich von dort abhalten, auch wenigstens noch vierzehn Tage bis drei Wochen hier bleiben und die Aufführung in Berlin bis spätestens Ende November verschieben, und gehe ich noch nach Wien, so muß das ohnedies sein. Daß ich aber nach diesen einmal eingebrockten Aufführungen, die nun ausgegessen werden müssen, für's Erste nicht eine neue vornehmen werde, das ist wohl ausgemacht, und wenn man nicht Versprechen halten müßte! — Das muß man aber, und nun wäre nur noch die Frage, ob ich Dich am Sonnabend wiedersehen könnte? Sag' doch Ja dazu, ich glaube, Du thätest mir wohler, als meine ganz bittere Medicin! — Und schreibe mir bald wieder zwei Zeilen und sieh', daß Du eine Zusage geben kannst! Und grüße sie alle! Und bleibe gut

Deinem

Felix.

Am 30. October wurde der Bruder in Folge eines wiederholten Krankheitanfalls Mendelssohn's nach Leipzig gerufen, und am 4. November erfolgte dessen Tod.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Mendelssohn Bartholdy, Felix, 1809-1847 / Mendelssohn Bartholdy, Paul, 1812 -1874 / Mendelssohn Bartholdy, Carl, 1838-1897

Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847

Bd.: 2

Leipzig 1875